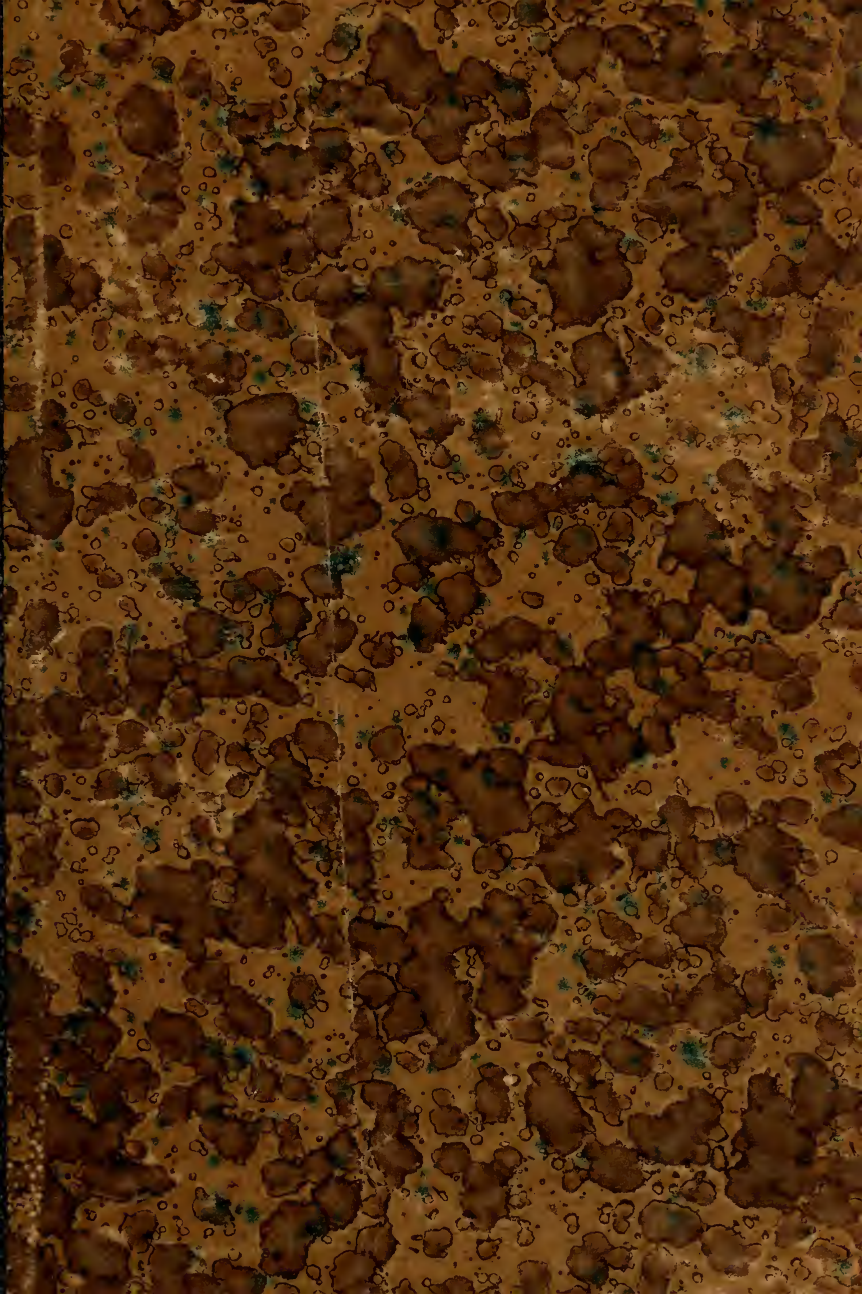






Die deutsche Sprache

von

Dr. Otto Behaghel,

Professor an der Universität zu Basel.

Prag. F. Tempsky, | Leipzig. G. Freytag, | Wien. F. Tempsky,

Buchhändler der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien.

1886.

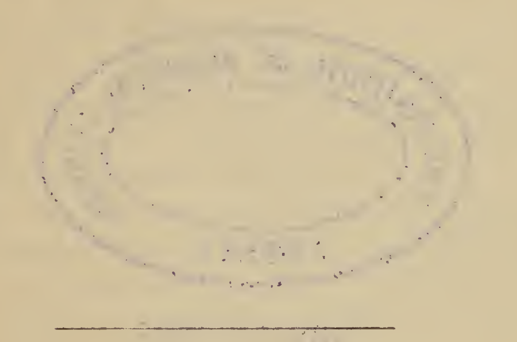


Die deutsche Sprache

von

Dr. Otto Behaghel,

Professor an der Universität zu Basel.

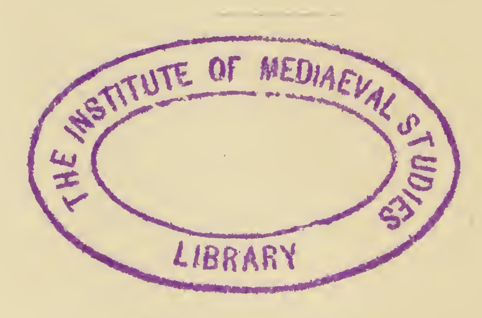


Leipzig.

Prag.		**Wien.**
F. Tempsky,	G. Freytag,	F. Tempsky,

Buchhändler der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien.

1886.


THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
LIBRARY

Inhaltsübersicht.

Allgemeiner Teil.

Besonderer Teil.

Bedeutung der Abkürzungen.

* Mit einem Stern sind diejenigen Formen versehen, welche nicht sich in den Sprachquellen nachweisen lassen, sondern nur erschlossen sind.

〉 zwischen zwei Lauten oder Formen bedeutet, daß der erste Laut, die erste Form übergeht in den zweiten Laut, die zweite Form.

⌒ über einem Vokal bezeichnet Länge desselben.

ahd. = althochdeutsch.

mhd. = mittelhochdeutsch.

nhd. = neuhochdeutsch.

igm. = indogermanisch.

Allgemeiner Teil

Erster Abschnitt:

Zeitliche und räumliche Gliederung der deutschen Sprache.

Alltägliche Dinge pflegen unsere Aufmerksamkeit nicht in Anspruch zu nehmen; unser Nachdenken wird durch sie nur wenig angeregt. Nun ist nichts alltäglicher als die Wörter, welche unsere Rede bilden, als die Sätze, die uns gewöhnlich beim Lesen entgegengetreten. Und doch besteht in den Kreisen gebildeter Männer eine lebhafte Teilnahme für die Erscheinungen der Sprache, doch bilden sprachliche Dinge oft genug den Stoff unserer geselligen Gespräche. Wie ist diese Thatsache zu erklären? Wenn wir für einen und denselben Gedanken stets die gleiche Form des Ausdrucks gebrauchen würden oder von Andern gebraucht sähen, so würden ohne Zweifel sprachliche Fragen uns so gleichgiltig lassen, wie die Wahrnehmung, daß das Wasser bergab fließt oder das Eisen rostet. Eine solche Gleichheit besteht aber thatsächlich nicht; auf Schritt und Tritt stoßen wir auf Verschiedenheiten: nach Zeit, nach Ort, nach der Persönlichkeit des Redenden.

Diese Unterschiede vor allem sind es, welche das Nachdenken herausfordern. Sie sind keine zufälligen, sie sind notwendige, jederzeit auftretende Erscheinungsformen im Leben der Sprache; sie bilden in ihrer Gesamtheit die Geschichte derselben. Diese Ge=

schichte der deutschen Sprache zu schreiben, um damit ein Verständnis zu gewinnen für ihren jetzigen Zustand, das ist die Aufgabe unserer Darstellung.

Unter der deutschen Sprache versteht man gewöhnlich und verstehen wir die Sprache der deutschen Stämme. Das Gebiet derselben deckt sich also im Wesentlichen mit dem des deutschen Reiches; es reicht aber noch hinaus über dessen politische Grenzen: es umfaßt auch die deutsche Schweiz, Deutsch-Österreich, die Deutschen in den Ostseeprovinzen, die deutschen Ansiedler in Ost und West, und endlich — in etwas loserer Zugehörigkeit — die Niederlande.

Wollen wir aber zu den Anfängen der geschichtlichen Entwicklung hinaufsteigen, so genügt die Behandlung des so umschriebenen Gebietes keineswegs, und so führt denn unser erstes Kapitel weit über diese Grenzen hinaus.

I. Vorgermanische Zeit.

Lautverschiebung. Accentverschiebung.

Die deutschen Stämme sind nur ein Bruchteil eines größeren Ganzen; sie sind ein Zweig des großen germanischen Volksstammes, zu dem außer den Deutschen unter den heutigen Völkern die Engländer und die Skandinavier gehören. Die Loslösung der Deutschen von der übrigen germanischen Sippe bedingte auch ein Auseinandergehen der Sprachen. Zeigen sich nun z. B. zwischen den Skandinaviern einerseits und den Deutschen anderseits Übereinstimmungen der sprachlichen Bildung, so ist in sehr vielen Fällen mit Bestimmtheit anzunehmen, daß jene Bildungen der germanischen Sprache bereits vor jener Spaltung angehört haben. Die vergleichende Betrachtung der verschiedenen germanischen Dialekte ist somit imstande, uns ein Bild von der gemeinsamen germanischen Grundsprache zu geben.

Die Sprachwissenschaft leistet aber noch mehr. Sie hat nachgewiesen, daß, wie Engländer und Skandinavier die Geschwisterkinder der Deutschen sind, so auch die Germanen selbst

wieder sich einer ausgebreiteten Vetterschaft erfreuen, wenn gleich der Grad, in welchem diese Vettern mit den Germanen verwandt sind, ein viel weiter entfernter ist. Zu diesem weiteren Kreise gehören die Inder, die Iranier, die Armenier, die Griechen, die Italiker (deren Hauptvertreter die Römer sind), die Kelten, die Slaven und Littauer. Alle diese haben zusammen mit den Germanen in grauer Vorzeit einmal ein einheitliches Volk gebildet und eine einheitliche Sprache besessen. Man nennt dieses Volk die Indogermanen, ihre Sprache die indogermanische. Von der Gestalt dieser Sprache läßt sich durch die Vergleichung der sämtlichen Einzelsprachen ein annähernd richtiges Bild gewinnen.

Weiter hinauf vermag die Forschung nicht zu gelangen; man hat sich bemüht darzuthun, daß in letzter Linie auch noch eine Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen mit dem semitischen Sprachstamm bestehe; allein der Nachweis ist nicht gelungen. Wenn aber auch der vorsichtigen Forschung weiteres Vordringen nicht vergönnt ist, so ist damit nicht gesagt, daß das Indogermanische dem Urzustand der Sprache nahe stehe. Im Gegenteil: dasselbe ist eine nach allen Seiten hin hoch ausgebildete Sprache, das eine lange Entwickelung voraussetzt, und es besteht in bezug auf die formale Gestaltung kein grundsätzlicher Unterschied zwischen Indogermanisch und Germanisch. Das Indogermanische besaß ungefähr ebensoviele und ebenso geartete Laute wie das letztere; an Formenreichtum war es ihm überlegen; nur in bezug auf den Bau des zusammengesetzten Satzes stand es zurück, wenn gleich bereits der Indogermane gelernt hatte, einen Satz einem andern mit Hilfe einer Konjunktion unterzuordnen.

Wir geben eine Übersicht über die für uns wichtigsten Laute des Indogermanischen, und führen so dem Leser zugleich die Kunstausdrücke vor, welche zur Bezeichnung derselben verwendet werden. Wir teilen die Laute zunächst ein in Vokale und Konsonanten. An Vokalen besaß das Indogermanische:

1. einfache:
    a) kurze: a e i o u
    b) lange: â ê î ô û
2. zusammengesetzte (Diphthonge).

ai au ei eu.

Die Konsonanten zerfallen in sonore Konsonanten und in Geräuschlaute. Von den ersteren kamen dem Indogermanischen die Halbvokale j und w, die Liquiden r und l, die Nasale m und n zu. An Geräuschlauten fanden sich vor:

1. einfache:

a) Augenblickslaute (die keiner Verlängerung fähig sind; auch Verschlußlaute, Explosivlaute genannt):

α. nach dem Organ, mit dem die Laute erzeugt werden: Kehllaute (Gutturale): k-g, Zungenlaute (Dentale): p-b, Lippenlaute (Labiale): t-d.

β. nach der Art der Erzeugung: Tenues (harte, tonlose Laute): k-t-p, Mediae (weichtönende Laute): g-d-b.

b) Dauerlaute (die beliebig verlängert werden können; auch Reibelaute, Spiranten genannt); ihr Hauptvertreter im Indogermanischen s.

2. zusammengesetzte Laute: Verbindungen der Medien mit dem Laute h — Aspiraten:

gh dh bh

(zu sprechen ungefähr wie die betreffenden Zeichen in den Wörtern Waghals, Eidhelfer, leibhaftig.)

Von dieser indogermanischen Grundsprache hat sich nun das Germanische zu einer nicht näher bestimmbaren Zeit losgelöst, d. h. es sind sprachliche Veränderungen in einem Teil des Indogermanischen eingetreten, von welchen die übrigen Teile freigeblieben sind. Wenn man die Masse der Wörter überblickt, welche dem Germanischen mit dem Griechischen und Lateinischen gemeinsam sind, so zeigt sich, daß die Vokale und Sonorlaute im ganzen übereinstimmen, daß aber in den Geräuschlauten, abgesehen vom Laute s, stets eine Verschiedenheit besteht, und zwar

entspricht einem gewissen Laute des Griechischen, Lateinischen stets ein ganz bestimmter anderer des Germanischen. Diese Erscheinung, deren Gesetze von Jakob Grimm entdeckt worden sind, heißt Lautverschiebung (bei den Engländern Grimm's law) und zwar die erste, da im Leben des Germanischen später noch einmal ein solcher Vorgang eintritt. Die hierzu gehörigen Thatsachen lassen sich unter drei Hauptregeln zusammenfassen.

1) Die Tenuis des Indogermanischen (das für uns eben durch Griechisch und Lateinisch vertreten werden mag) wird im Germanischen zum Reibelaut (Spiranten). Wir müssen hier einen Unterschied machen, der bei der Darstellung der indogermanischen Laute noch außer acht gelassen werden konnte: wie es tonlose und tönende Verschlußlaute giebt, so giebt es auch tonlose und tönende Reibelaute. Der Spirant nun, der aus der indogermanischen Tenuis hervorgeht, ist ein tonloser. Dabei ist zu bemerken, daß der Spirant der Kehllaute im Germanischen durch den Laut h vertreten wird. Der Laut k wird also zu h, p > f, t > th (th gesprochen wie im engl. **third**, **forther**). So entspricht denn:

griech. *καρδία*, lat. cor = Herz
griech. lat. pater = Vater (gesprochen wie Fater).
griech. *μήτηρ*, lat. mater = engl. mother.

(Wir müssen bisweilen unsere Zuflucht zu Beispielen aus dem Englischen nehmen, da dasselbe in manchen Punkten dem ursprünglichen germanischen Zustand treuer geblieben ist als unser heutiges Deutsch.)

2) Wenn man die Regel ganz obenhin fassen will, so läßt sich sagen, daß Aspirata des Indogermanischen im Germanischen als Media erscheine. Für das Verständnis der Beispiele ist zu beachten, daß die indogermanischen Aspiraten gh dh bh im Griechischen als *χ*, *ϑ*, *φ*, im Lateinischen als h, f, f auftreten:

griech. *χόρτος*, lat. hordus = Garten.
griech. *ϑύρα*, lat. fores = engl. door.
griech. lat. fero = (ge=) bären.

Diese Fassung der Regel wird aber den Thatsachen nicht in allen Punkten gerecht. Manche Dialekte kennen eine Media g nur im Anlaut der Wörter oder besitzen eine solche überhaupt nicht; statt derselben erscheint bei ihnen eine tönende gutturale Spirans. Ebenso gebricht es gewissen Mundarten — hauptsächlich den niederdeutschen — an einer inlautenden labialen Media, an deren Stelle ebenfalls tönender Reibelaut auftritt, ein Mittelding zwischen unserm f und w (wir bezeichnen ihn mit bh). Und zwar sind diese Spiranten nicht etwa erst aus Medien hervorgegangen, sondern sie haben den ursprünglichen Stand der Dinge bewahrt. Offenbar ist der Vorgang, dem unsere zweite Regel gilt, kein einheitlicher gewesen; sondern zuerst sind wohl alle Aspiraten des Jgm. überall zu Reibelauten geworden, und diese haben sich später teilweise zu Medien gewandelt, teilweise haben sie sich bis auf unsere Tage erhalten.

3) Die Media wird zur Tenuis:

griech. *γένυς*, lat. gena (die Wange) = **K**inn;
griech. *δύο*, lat. **d**uo = engl. **t**wo.
griech. *τύρβη*, lat. **t**urba = niederdeutsch dor**p** (= hochd. Dorf.)

Durch diese Vorgänge ist im Charakter des indogermanischen Lautstandes eine wesentliche Veränderung vor sich gegangen. Das Germanische besitzt keine Aspiraten mehr; dagegen ist die Zahl der Spiranten, die im Indogermanischen nur durch s vertreten waren, bedeutend gewachsen.

Die drei Vorgänge der Lautverschiebung stehen unter sich in keinerlei Zusammenhang. Sie sind nicht gleichzeitig: es läßt sich vielmehr der bestimmte Nachweis führen, daß die Verschiebung der Media zur Tenuis erheblich jünger ist als die beiden anderen Verschiebungen, und ebenso wenig gilt für sie das Verhältnis von Ursache und Wirkung. Die Media z. B. hat sich nicht etwa deshalb zur Tenuis gewandelt, weil die Aspirata zur Media geworden, also nicht, um den Zusammenfall des alten Lautes mit dem neu entstandenen zu vermeiden; denn

— um von anderen Gegengründen abzusehen — ein solcher Differenzierungstrieb, welcher dem Zusammenfall von Lauten und Formen entgegenarbeiten würde, ist der Sprache durchaus fremd.

Es ist bis jetzt nicht gelungen, für diese merkwürdige Thatsache der Lautverschiebung eine Erklärung zu finden. Man hat die Ansicht ausgesprochen, es sei die Lautverschiebung hervorgerufen worden durch einen Einfluß des turanischen Sprachstammes, der sich mit den Germanen berührt habe; beispielsweise sei die Media zur Tenuis geworden, weil dem Turanischen die Laute g d b ursprünglich fremd gewesen. Allein die Unrichtigkeit dieser Annahme läßt sich mit schlagenden Gründen erweisen.

Die eben dargelegten Gesetze der Lautverschiebung erleiden eine scheinbare Ausnahme. Dem indogermanischen **k**, **t**, **p** entspricht im Germanischen nicht bloß **h**, **th**, **f**, sondern auch **g**, **d**, **b**. Neben den oben unter 1) aufgestellten Gleichungen gelten auch folgende:

griech. *δείκνυμι*, lat. di**c**o = zei**g**en;
griech. *κλυτός*, lat. (in)cly**t**us = engl. lou**d** (hd. laut).
lat. ca**p**io = he**b**en.

Die Erklärung für diese scheinbaren Ausnahmen hängt mit einem zweiten Unterschiede zusammen, der — neben der Lautverschiebung — zwischen Indogermanisch und Germanisch besteht. Er betrifft die Art, in welcher beide Sprachen die einzelnen Wörter betonen. Wir legen den Hauptaccent (den man mit ´ zu bezeichnen pflegt) in allen Flexionsformen und Ableitungen, die von ein und demselben Worte gebildet werden, stets auf die gleiche Silbe. Es heißt H a u s, wie H ä u s e r, h ä u s l i c h, H ä u s l i c h k e i t. Und wir betonen in der Regel die erste Silbe eines Wortes. Anders gesagt: wir haben festen Accent. Nicht so im Indogermanischen: hier konnte der Accent innerhalb desselben Wortes wechseln. ebenso wie im Griechischen (*μήτηρ — μητρός, — ἄνδρες — ἀνδρῶν*), und es konnte die erste, zweite, dritte oder jede beliebige Silbe

des Wortes die Tonsilbe sein. Dieser freie Accent des Indogermanischen reichte noch bis in germanische Zeit hinein, d. h. in die Zeit, als die Lautverschiebung bereits begonnen hatte, und hatte Einfluß auf die Verschiebung der Tenuis. Ging der Accent ihr unmittelbar voraus (⊥ k, ⊥ t, ⊥ p), so wurde sie nach der allgemeinen Regel zur Spirans; folgte der Accent nach (— k ⊥, — t ⊥, — p ⊥), so entstand die Media. Dieses Gesetz wird nach seinem Entdecker das Vernersche genannt.

Die Regeln der Lautverschiebung sind von großer Wichtigkeit bei jeder Forschung über auswärtige Verwandte germanischer Wörter. Nur solche Wörter der übrigen indogm. Sprachen können als verwandte in Betracht kommen, bei welchen diese Lautvertretung stattfindet. Also Wörter, welche die gleichen Kehl-, Zahn- oder Lippenlaute aufweisen, können nicht ursprünglich verwandt sein. So kann also z. B. Kopf nicht mit lat. caput zusammengehören, nicht Fuchs mit lat. fuscus, was einmal ein bekannter Semitologe behauptet hat. Kammer ist freilich identisch mit lat. camera, aber es ist kein ursprünglich deutsches Wort, sondern aus dem Lateinischen entlehnt; ebenso ist z. B. Dom erst in neuhochdeutscher Zeit aus dem lat. domus gebildet worden.

In dem Vernerschen Gesetze haben wir sogar ein Mittel an der Hand, um den Accent eines indogermanischen Wortes zu bestimmen. Wo ein indogermanisches k, t, p einer germanischen Media entspricht, muß der Accent nachgefolgt sein; entspricht eine Spirans, so ging der Accent voran.

II. Das Germanische und seine Unterabteilungen.

Mit diesen zwei Vorgängen, der Lautverschiebung und der Änderung des indogermanischen Accentes, ist die Selbständigkeit der germanischen Sprache entschieden. Der Reichtum an Formen ist beim Germanischen immer noch ein beträchtlicher. So besaß z. B. die germ. Grundsprache noch eine besondere Form für das Passivum, und die Antwort auf die Fragen wo? woher?

womit? konnte teilweise noch durch besondere Kasusformen gegeben werden. Die Fülle von Zeitformen, welche das Verbum im Indogermanischen besaß, erscheint im Germanischen schon stark beschränkt. Dafür fällt die Schöpfung einer ganz neuen Form in diese gemeingermanische Zeit, die Ausbildung des sogen. schwachen Präteritums (klagte, legte). Im Bau des Satzes hat das Germanische aus der indogermanischen Zeit noch manches bewahrt, was uns fremd geworden. Wo wir einen Grund oder eine Zeitbestimmung in einem besondern Satze ausdrücken mußten, genügte für den alten Germanen gerade wie für Römer und Griechen die Verbindung eines Substantivs mit einem Partizipium; „als der Vater kam," hieß etwa faderi kumondi. Und wo wir bei einem Vergleiche der Hülfe eines „als" oder „denn" bedürfen, kam man in der alten Zeit ohne dieselbe aus, indem man den verglichenen Gegenstand, wieder wie im Griechischen und Lateinischen, durch eine bestimmte Kasusform bezeichnete.

Diese Einheit der Germanen und der germanischen Grundsprache hat sich nicht unmittelbar in die ganze Zahl von Völkern und Mundarten zerspalten, die uns später entgegentreten, sondern ist zunächst in drei größere Einheiten, beziehungsweise in drei sich unter sich enger zusammenschließende Sprach- und Völkergruppen auseinander gegangen. Nämlich erstens das Gotische, zweitens das Skandinavische; beide, die unter sich vielleicht noch etwas näher stehen als jedes dem dritten, lassen sich als Ostgermanisch zusammenfassen; ihnen steht als drittes die Sprache der Westgermanen gegenüber.

Glänzend sind die gotischen Völker und ihre Verwandten in die Geschichte eingetreten; in überschäumender Kraft haben sie Reiche gegründet auf dem Boden der römischen Monarchie. Aber nicht lange hat das gotische Volkstum sich vor der überlegenen römischen Kultur behaupten können. Ihre Sprache ist dem Untergang verfallen. Wohl ist der Wortschatz des Italienischen, des Spanisch-Portugiesischen stark durchsetzt mit germanischen Elementen, und auch in der Syntax dieser Sprachen zeigt sich

nicht selten germanischer Geist. Aber kein schriftliches Denkmal giebt uns Kunde von der Sprache, in welcher Gelimer seinen Schmerz gesungen; wir wissen nichts von der Sprache der Gepiden und Bastarnen; ja nicht einmal die Ostgoten haben uns ein litterarisches Denkmal ihres Daseins hinterlassen. Nur von den Westgoten und zwar von den Westgoten der Balkanhalbinsel besitzen wir zusammenhängende Aufzeichnungen in ihrer eigenen Sprache; diese sind zugleich die ältesten zusammenhängenden Denkmäler einer germanischen Sprache überhaupt. Sie bestehen — von Kleinigkeiten abgesehen — aus den Bruchstücken einer gotischen Bibelübersetzung, welche in ihrem Hauptteil von Wulfila, dem ersten Bischof der Westgoten, herrührt (geb. 311, gest. 381) Diese Übersetzung, obwohl sie in einzelnen Punkten auch sprachlich unter dem Einfluß griechischer und lateinischer Bibeltexte steht, bietet doch ein durchaus treues Bild der echt gotischen Redeweise. Das Gotische weicht in seiner lautlichen Gestalt nur wenig von der germanischen Grundsprache ab und kann uns einigermaßen als Bild derselben dienen. An Formen hat es freilich gegenüber jener manche Einbuße erlitten; teilweise ist es weniger ursprünglich, als Dialekte des Westgermanischen, die nur in erheblich jüngerer Fassung auf uns gekommen sind.

Nur ein versprengter Rest der Goten hat sich bis in neuere Zeit erhalten, die sogen. tetraxitischen Goten auf der Krim. Im 16. Jahrhundert hat uns ein niederländischer Arzt, namens Busbeck, Kunde von ihrer Sprache gegeben, eine Reihe von Wörtern derselben aufgezeichnet, die er in Konstantinopel gehört hatte.

Das Skandinavische oder Nordische kennen wir nicht in seiner einheitlichen Grundgestalt, sondern nur in den Einzelsprachen, aus denen das Urbild sich konstruieren läßt; es umfaßt das Schwedische, Norwegische, Dänische und Isländische; die handschriftlichen Quellen dieser Sprachen beginnen kaum vor dem 12. Jahrhundert.

Auch den dritten Zweig, der für uns der wichtigste ist

können wir nicht in seiner ursprünglichen Einheit unmittelbar beobachten. Wann die westgermanische Sippe des germanischen Stammes sich von den anderen Gruppen losgelöst, und wo diese Trennung stattgehabt, läßt sich nicht bestimmen. Ebensowenig läßt sich für die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bis zu der Zeit, wo wir litterarische Denkmäler besitzen, ein klares Bild dieses Sprachgebietes gewinnen, der Lauf seiner Grenzen genauer bezeichnen. Denn unablässig war noch um jene Zeit die germanische Völkermasse in der Bewegung begriffen; alte Stämme und Stammesnamen gehen unter, neue Völkerbünde, neue Namen treten in die Geschichte ein. Erst mit dem sechsten Jahrhundert, mit der Eroberung Brittanniens, kommt die große Verschiebung zu einem Abschluß. Das westgermanische Sprachgebiet umfaßt nun von den Stämmen, deren Sprache Bestand gehabt hat oder über deren Sprache aus überlieferten Resten sich urteilen läßt, folgende: die Langobarden, Bayern, Alemannen, Burgunder, Franken, Hessen, Thüringer, Angeln, Sachsen, Jüten und Friesen. Weit ausgedehnter war somit die Herrschaft der deutschen Zunge, als in späteren Tagen. Sie reichte im Norden, in Großbrittannien, bis gegen den Clyde, im Westen an den Atlantischen Ozean, im Süden an die Pyrenäen und über die Kämme der Alpen bis hinein nach Oberitalien. Anderseits war das Gebiet des Deutschen nach Osten hin viel eingeschränkter; Grenze war die Elbe, und östlich von diesen saßen Slawen.

Besäßen wir Sprachdenkmäler der eben genannten Völker aus dem vierten oder fünften Jahrhundert, sie würden unter sich nur geringe Abweichungen zeigen und auch der Sprache der Goten in ihren Lauten im ganzen noch sehr nahe stehen. Der Hauptunterschied zwischen dem Gotischen (und Skandinavischen) einerseits und dem Westgermanischen anderseits liegt auf dem Gebiet der Verbalflexion. Jenes bildet nämlich die zweite Person Singular des Präteritums der starken Verba auf -t (eine Bildungsweise, welche mit der der andern indogermanischen Sprachen übereinstimmt), also z. B. namt (du nahmst), gaft (du gabst);

die westgermanischen Sprachen dagegen haben statt dessen eine Form auf i: nâmi, gâbi.

Zu der Zeit aber, wo wir Sprachdenkmäler des Westgermanischen besitzen, weichen die einzelnen Sprachen weit stärker vom Gotischen und unter sich selbst ab, und diese Unterschiede sind immer größer geworden. Am entschiedensten hat die germanische Sprache Brittanniens ihren eigenen Weg eingeschlagen, die Sprache der Angeln, Sachsen und Jüten, das Angelsächsische oder Englische. Der starke Unterschied ist bedingt einmal durch die räumliche Absonderung, sodann durch die Schicksale der englischen Bevölkerung Brittanniens. Die Eroberung durch die Normannen hat dem Wortschatze des Englischen einen halbromanischen Charakter gegeben, und auch die beständigen Einfälle der Dänen, ihre zeitweilige Herrschaft in England sind nicht ohne Einfluß auf dessen Sprache geblieben. Das Englische fällt außerhalb des Kreises unserer weiteren Betrachtung. Ebenso das gleichfalls von den festländischen Mundarten ziemlich stark abweichende Friesische, das noch auf den Nordseeinseln und an den Küsten der Nordsee fortlebt.

Es bleiben somit für unsere weitere Darstellung noch die Langobarden, Bayern, Alemannen, Burgunder, Franken, Hessen, Thüringer, und die auf dem Festlande zurückgebliebenen Teile der Sachsen und Angeln. Die Geschichte dieses nun eigentlich deutschen Sprachgebietes läßt sich in drei Abschnitte gliedern: in eine ältere, eine mittlere und eine neuere Periode.

III. Althochdeutsche Periode.

Die erste Periode schließt ab etwa mit dem Jahr 1100, soweit überhaupt bei einer zusammenhängenden Entwickelung von Einschnitten, von Abschlüssen in derselben die Rede sein kann. Der Beginn der Periode läßt sich nicht mit einer bestimmten Jahreszahl bezeichnen; man kann nur sagen, er fällt in die Zeit, in der überhaupt erst von einer beglaubigten Geschichtschreibung die Rede sein kann, in die Zeit, wo uns die Anfänge sprach-

licher Überlieferung entgegentreten. Diese sprachlichen Urkunden bestehen aber keineswegs von allem Anfang an in wirklichen litterarischen Erzeugnissen, ja nicht einmal in zusammenhängender, fortlaufender Rede. Die älteste deutsche Dichtung pflanzte sich ja hauptsächlich durch mündliche Überlieferung fort, und wenn ja etwas davon aufgezeichnet wurde, so bedurfte es eines wunderbaren Zufalls, sollten sich Reste davon auf unsere Zeit retten, trotz der Feindschaft der christlichen Geistlichen gegen den altheimischen Gesang und das in demselben fortlebende Heidentum. Und die Sprache der Wissenschaft, des öffentlichen Verkehrs, der Gesetze, das war die lateinische und blieb es noch auf Jahrhunderte hinaus, trotz der Bemühungen Karls des Großen, seiner Muttersprache eine höhere Stellung zu gewinnen, denn die späteren deutschen Könige waren nichts weniger als Beförderer der deutschen Sprache. Aber auch dieses lateinische Schriftwesen hat der Sprachforschung wertvolles Material aufbewahrt, vor allem die alten, auf deutschem Sprachgebiet ausgestellten Urkunden. Diese enthalten eine große Anzahl von deutschen Wörtern, freilich fast ausschließlich Eigennamen, von Personen und Orten und meist mit lateinischer Umgestaltung der Endungen. Die Aufschlüsse, welche diese, bei richtiger Benützung, uns trotzdem gewähren, betreffen zwar nur das Gebiet der Laute und allenfalls einige Punkte aus der Lehre von der Flexion des Substantivs und von der Wortbildung, sind aber doch von großer Bedeutung, um so mehr, als fast jedesmal Abfassungsort und Abfassungszeit einer Urkunde genau bekannt ist. Den Namen schließen sich in der Reihenfolge der Sprachquellen die sogenannten Glossen an. Das sind Übersetzungen einzelner lateinischer Wörter, gemacht zu Zwecken des Lehrens und Lernens. Diese Glossen sind entweder über die Wörter des fortlaufenden lateinischen Textes übergeschrieben (Interlinearglossen), oder zu kleinen Wörterbüchern, Glossaren, vereinigt. Erst etwa aus der Zeit Karls des Großen besitzen wir zusammenhängende Sprachdenkmäler. Sie umfassen hauptsächlich kirchliche Übersetzungslitteratur, einige geistliche Dich-

tungen, ganz verschwindende Reste des heimischen Volksgesangs. Diese Litteratur verteilt sich außerordentlich ungleich auf die verschiedenen deutschen Stämme. Gar nicht daran beteiligt sind die Angeln, deren kümmerliche bald verschollene Reste uns nur vielleicht ein paar einzelne Wörter hinterlassen haben; nicht die Hessen und Thüringer, nicht die Langobarden und Burgunder. Wenig die Sachsen, noch weniger die Franken des Unterrheins; am meisten die übrigen Franken, die Bayern und Alemannen· demnach hauptsächlich das Gebiet des Rheins von Konstanz bis zur Mosel und das der obern Donau. Also gerade das Gebiet, in dem die neue christliche Kultur am frühesten und entschiedensten sich festsetzte.

Daß wir von den Langobarden und Burgundern keine zusammenhängenden Sprachdenkmäler besitzen, hat seinen besondern Grund. Im Beginn des Zeitabschnitts, der uns beschäftigt, hat das deutsche Sprachgebiet eine sehr erhebliche Einbuße erlitten. Das Schicksal, das die Goten auf römischem Gebiete erfahren haben, ist auch über die Burgunder, Langobarden und die westlichen Franken ergangen: die romanische Sprache hat den Sieg über die deutsche davon getragen.

Freilich hat das germanische Element auch wieder in der siegenden romanischen Sprache starke Nachwirkungen zurückgelassen, die stärksten in der französischen Sprache. Sehr zahlreiche Ausdrücke des Kriegswesens sind deutschen Ursprungs, — la guerre selbst ist ein deutsches Wort und hängt mit wirren zusammen — ebenso des Lehenswesens, des Rechtes. Sogar das Geschlecht einer ganzen Klasse von französischen Wörtern ist durch das Deutsche bestimmt worden: von den Wörtern auf -eur (la blancheur, la fureur ꝛc.) sollte man erwarten, daß ihnen männliches Geschlecht zukäme; sie sind weiblichen Geschlechts, weil fast sämtliche entsprechende Bildungen des Deutschen es sind.

Mit diesen Einschränkungen des Deutschen durch das Romanische ist die West- und Südgrenze desselben nunmehr im wesentlichen endgiltig festgestellt. Sie beginnt im Norden öst-

lich von Gravelines, zieht sich an dem französischen St. Omer vorbei — südlich nicht ganz bis zur Lys, wendet sich nach Osten, stößt in der Mitte zwischen Lüttich und Maestricht auf die Maas, geht südöstlich gegen Malmédy und dann südlich gegen Longwy (Malmédy und Longwy sind französisch), südöstlich auf Pfalzburg und Lützelhausen, südlich gegen Kolmar, trifft westlich von diesem auf die Grenze des deutschen Reiches, folgt dieser bis Roggenburg an der Lützel, geht östlich zur Birs, von da entlang der Solothurner Kantonsgrenze und westlich vorbei am Bieler See, der Ziehl entlang, gegen Murten, durch Freiburg hindurch, schneidet die Rhone bei Siders, geht am Matterhorn vorbei, umzieht Monte Rosa und St. Gotthard, begleitet die Nordgrenze Graubündens bis etwa Tamins und zieht schließlich in östlicher Richtung auf Klagenfurt los.

Die inneren Veränderungen in der Gestalt der Sprache selbst bewegen sich in diesem Zeitraum hauptsächlich auf dem Gebiete der Konsonanten. Es ist auch hier wieder eine Lautverschiebung eingetreten, die zweite in ihrer Art. Sie hat mit jener ersten das gemeinsame, daß die einzelnen Erscheinungen durchaus voneinander unabhängig sind und auch nicht gleichzeitig erfolgen, und zwar kann man bei der zweiten Verschiebung die Entwickelung des einzelnen Vorgangs und die Folge der verschiedenen Vorgänge fast Schritt für Schritt an der Hand der Quellen verfolgen. Dagegen besteht ein sehr erheblicher Unterschied der beiden Verschiebungen darin, daß das zweite Mal weit weniger Laute eine Veränderung erlitten haben, als das erste.

Die verschiedenen Gebiete des Deutschen haben in sehr ungleicher Weise an der zweiten Verschiebung teilgenommen. Am stärksten, wie auch am frühesten, sind die südlichen Gegenden betroffen worden; je weiter nach Norden, desto schwächer ist der Wellenschlag der Bewegung; die nördlichsten Gebiete sind fast gänzlich unberührt geblieben. So kommt es, daß der Stand

der Verschiebung ein wichtiges Merkmal bildet für die Unterscheidung der einzelnen deutschen Dialekte.

Die früheste und umfassendste Verschiebung hat bei den Tenues k, t, p stattgefunden, und zwar begann sie und ging am weitesten bei dem germanischen t. Hier muß nun ein Unterschied gemacht werden zwischen Anlaut einerseits und Inlaut und Auslaut anderseits. Im Anlaut ist kein einheitlicher Laut entstanden, sondern eine Verbindung von Tenuis und von Spirans, eine sogenannte Affricata. Dieser Laut wird in den alten Quellen gewöhnlich mit z bezeichnet und gesprochen wie unser tz. Z. B. niederdeutsch teihn = hochdeutsch zehn. Im In- und Auslaute ist t zur Spirans geworden. Während aber die indogermanische Tenuis t zur germanischen Spirans th geworden war (siehe S. 5), so ist die neue Spirans der zweiten Verschiebung ein Laut, der in den Quellen ebenfalls meistens die Bezeichnung z gefunden hat. Die Aussprache mag der unseres scharfen s nahegestanden haben; später ist sie völlig mit dieser zusammengefallen. Durch die Verschiebung von t zu z, welche etwa um 600 eintrat, wird die wichtigste der Dialektscheidungen begründet: der Unterschied zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch, zwischen dem Norden und Süden Deutschlands. Niederdeutsch ist das Gebiet des erhaltenen t, hochdeutsch das des verschobenen. Überhaupt hat, wie das folgende zeigt, das Niederdeutsche fast gar keine Veränderungen seiner Laute durch die Verschiebung erfahren; es können uns daher niederdeutsche Wörter in ihrem Lautstand als Vertreter germanischer Beispiele dienen.

Auch bei den Schicksalen von k kommt es auf die Stellung desselben im Worte an. k ist im Inlaut und Auslaut eines Wortes auf dem ganzen hochdeutschen Gebiet zur Spirans ch geworden: engl. to speake, niederd. spreken = hochdeutsch sprechen; niederd. ik = hochdeutsch ich. Nur im Auslaut zu ch verschoben ist das k in dem westlichen Gebiete des Niederdeutschen, dem Niederfränkischen. Anlautendes k bleibt im größten Teile des Gebietes erhalten; nur auf bairischem und alemannischem

Boden — und auch hier nicht überall — ist Verschiebung zu kch oder ch eingetreten.

p im In- und Auslaut ist auf dem ganzen hochdeutschen Gebiet zu f geworden: niederdeutsch schap, slapen = Schaf, schlafen. Im Anlaut wurde es zu pf im Alemannischen und Bayerischen und außerdem in einem Teile des Fränkischen, das auf diese Weise von dem übrigen geschieden wird: dem Ostfränkischen — dem Fränkischen im Gebiete des Mains — und einem Teile des Südfränkischen: die Grenze zwischen dem nördlichen p und dem südlichen pf liegt für das letztere Gebiet in Baden zwischen Bruchsal und Heidelberg. Über die Dialekte Mitteldeutschlands, die erst später in den Gesichtskreis unserer Betrachtung eintreten, sei vorgreifend bemerkt, daß pf auch dem Thüringischen, Obersächsischen, Schlesischen zukommt.

Von den Spiranten bleiben die harten h und f unverändert bestehen. th dagegen wird nach und nach auf dem ganzen Gebiet, auch dem niederdeutschen, zu d: engl. brother = Bruder. Der tönende Spirant in der Reihe der Lippenlaute ist im Alemannischen und Bayerischen und auch in einem Teile der anderen hochdeutschen Mundarten zum Augenblickslaute geworden, also zum selben Laut wie der, der schon bisher im Anlaut der Wörter seinen Sitz hatte. Die Gestaltung dieses labialen Verschlußlautes ist von hervorragender Bedeutung für die Charakteristik der Dialekte. Auf niederdeutschem Gebiet war der Unterschied zwischen b und p der gleiche wie im Romanischen; d. h. beim p sind die Stimmbänder in Ruhe, beim b schwingen sie mit, ungefähr als ob ein schwaches m zugleich ertönte. In Mitteldeutschland verliert sich das Mitklingen der Stimmbänder; daher wird in einem großen Teile dieses Gebietes überhaupt zwischen b und p nicht unterschieden. Weiter südlich tritt der Unterschied wieder hervor: das Alemannische und Bayerische bringt b mit geringerer, p mit größerer Energie hervor. Und dies war schon der Stand der Dinge im Beginn der althochdeutschen Zeit. Die Folge war, daß nicht mehr wie auf niederdeutschem Gebiet b als Bezeich-

nung des schwächeren Verschlußlautes verwendet wurde, — denn der Laut stimmte nicht zu dem des romanischen b — sondern das Zeichen p. Zwischen Bayerisch und Alemannisch bestand aber noch der Unterschied, daß das Alemannische im Inlaut das Zeichen b meist festhielt, das Bayerische auch hier meist p anwendete.

Ähnlich sind die Schicksale des gutturalen weichen Verschlußlautes, soweit er sich überhaupt aus der Spirans entwickelt hat. Während auf niederdeutschem Gebiet die romanische Scheidung von g und k galt, ist auf mitteldeutschem nach Verlust des Stimmtons bei g wieder ein Zusammenfall von g und k eingetreten. Im Bayerischen und Alemannischen — aber auch in den südlichen Gebieten des Fränkischen — liegt wieder ein Unterschied in der Energie der Hervorbringung vor; im Bayerisch-Alemanischen schon der ältesten Zeit wird die Media bald mit g, bald mit k bezeichnet und damit ein zwischen dem romanischen g und k stehender Laut angedeutet.

Die Media d verliert im Hochdeutschen ihren Stimmton und wird in den Quellen meist mit t bezeichnet.

Wir geben eine Gesamtübersicht über die Hauptthatsachen bei den Lautverschiebungen, in Form einer Tabelle (s. S. 19).

Diese Unterschiede gehen nun durch die ganze weitere Entwickelung der deutschen Sprache hindurch, hindurch durch die drei Perioden, die wir oben Seite 12 festgestellt haben. Man spricht, diesen Zeitabschnitten gemäß, denn auch von alt-, mittel- und neuniederdeutsch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch.

Auch die Grenzlinien, welche die einzelnen Dialekte voneinander schieden, sind ziemlich zu allen Zeiten die gleichen geblieben, abgesehen davon, daß das Niederdeutsche nach und nach einige Einbuße zu Gunsten des Hochdeutschen erlitten hat. Man begeht daher jedenfalls einen sehr geringen Fehler, wenn man die Beobachtungen über Sprachgrenzen, die in der ältesten Periode nur lückenhaft sind, durch spätere Beobachtungen ergänzt.

Die Scheidung zwischen Nieder- und Hochdeutsch bezeichnet

Indogermanisch.				Germanisch.				Niederdeutsch.				Hochdeutsch.										
												Fränkisch.				Oberdeutsch.						
																Alemannisch.				Bayrisch.		
Gutt.	Dent.	Lab.		Gutt.	Dent.	Lab.		Gutt.	Dent.	Lab.		Gutt.	Dent.	Lab.		Gutt.	Dent.	Lab.		Gutt.	Dent.	Lab.
k			=	h			=	h			=	h			=	h			=	h		
	t		=		th		=		th (später d)		=		d		=		d		=		d	
		p	=			f	=			f	=			f	=			f	=			f
gh			=	g (Spir. o. Med.)			=	g (Spir. o. Med.)			=	g (Med. o. Spir.)			=	g–k			=	g–k		
	dh		=		d		=		d		=		d		=		t		=		t	
		bh	=			b [bh]	=			b [bh]	=			b[b o. [bh]	=			p [b]	=			
g			=	k			=	k			=	k [ch]			=	ch			=	ch		
	d		=		t		=		t		=		z [ʒ]		=		z [ʒ]		=		z [ʒ]	
		b	=			p	=			p	=			p o. pf [f]	=			pf [f]	=		pf [f]	

Anmerkung. Die vor den eckigen Klammern stehenden Zeichen stellen den Wortanlaut, die in den Klammern befindlichen den Wortinlaut und den Wortauslaut dar. — Das Zeichen z entspricht in seinem Klang unserm z, das Zeichen ʒ annähernd unserm ß.

eine ungefähr von West nach Ost gerichtete Linie. Sie beginnt an der Maas in der Mitte zwischen Lüttich und Maestricht, geht die Maas abwärts bis Roermonde, von hier aus östlich bis Düsseldorf und Elberfeld; dann wendet sie sich nördlich und zieht sich parallel dem Rhein bis fast an die Sieg, von hier endlich in einer ziemlich geraden Linie nach Nordosten, über Minden an die Elbe, die sie bei Magdeburg trifft. Das so abgegrenzte Gebiet des Altniederdeutschen umfaßt die Sachsen und einen Teil der Franken: man nennt die beiden Mundarten das altsächsische und das altniederfränkische.

Die Grenze zwischen dem Fränkischen und dem Oberdeutschen wird im Rheinthal durch den Hagenauer Forst und den Unterlauf der Murg gebildet. Sie geht dann am Oosbach hinauf, zieht von da an die Schwarzbach, jenseits derselben an den Quellen der Enz vorbei gegen die Teinach und deren Vereinigungspunkt mit der Nagold; sie erreicht die Würm zwischen Deifringen und Eutingen, den Neckar unterhalb der Remsmündung, geht nach Ellwangen, Feuchtwangen, Wassertrüdingen und schließlich von hier in nordöstlicher Richtung nach dem Fichtelgebirge.

Die Scheide zwischen den alemannischen und bayerischen Stämmen wird ungefähr durch die Wörnitz und den Lech gebildet. Doch greift im Oberlauf des Lech das Alemannische auf das rechte Ufer desselben über.

Die Unterschiede der deutschen Dialekte sind in jener alten Periode erheblich geringer als etwa heutzutage. Faßt man sie als Ganzes zusammen und vergleicht sie mit dem Gotischen einerseits, unserer heutigen Schriftsprache anderseits, so ergiebt sich eine viel größere Übereinstimmung mit dem Gotischen als dem Neuhochdeutschen. Vom letzteren scheidet sie vor allen Dingen die äußere Gestalt der einzelnen Wörter: während wir in den Endungen derselben fast nichts mehr hören als das einförmige dumpfe e, können in jener ältern Periode so ziemlich alle kurzen und langen Vokale in den Endungen erscheinen. Es ist also

eine ganz andere Fülle der sinnlichen Erscheinung, ein ganz anderer Schatz des Wohlklangs, der in der alten Sprache lebt. Noch eine Einzelheit sei aus dem Lautstand des Althochdeutschen hervorgehoben. Mehrere der Wörter, welche jetzt mit einem l beginnen, besaßen im Althochdeutschen noch ein h vor diesem l: unser Ludwig hieß dazumal Hludowig. Dieses hl war eine für die Romanen fremdartige Lautverbindung; sie versuchten den Laut wieder zu geben mit Chl: so ist denn der Name Chlodwig nichts anderes als unser Ludwig, Chlotar unser Lothar.

Im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts gewinnt allmählich die Sprache einen andern Charakter: die Vokale der Endsilben, die noch lang gewesen, fangen an sich zu kürzen, die Schwächung der kurzen Vokale zu e greift immer weiter um sich. Diese Bewegung beginnt nicht auf allen Gebieten zur gleichen Zeit, und sie geht in der einen Gegend mit größerer, in der andern mit geringerer Schnelligkeit vor sich. Und zwar ist der Süden im allgemeinen konservativer als der Norden. Zu einem Abschluß kommt diese Veränderung im großen und ganzen in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Damit ist eine wesentliche Eigentümlichkeit des Althochdeutschen aufgehoben, es beginnt die mittelhochdeutsche und mittelniederdeutsche Periode. Wie mißlich es es freilich ist, in eine zusammenhängende organische Entwickelung Einschnitte zu machen, zeigt sich auch hier: das Oberdeutsche hat einzelne volle Vokale in bestimmten Fällen bis tief in die mittlere Periode hinein bewahrt.

IV. Mittelhochdeutsche Zeit.

Die mittlere Periode pflegt man nach den Mundarten, die die bedeutendste Rolle in der Litteratur gespielt haben, kurzweg die mittelhochdeutsche Zeit zu nennen. Das Bild, welches das deutsche Sprachgebiet in dieser Epoche gewährt, ist ein viel reicheres als bisher. Es sind verschiedene Ursachen, welche diese größere Lebensfülle bedingen. Einmal treten Gebiete, die bisher nur spärliche Sprachdenkmäler aufzuweisen hatten oder sich noch

gar nicht an den litterarischen Bewegungen beteiligt hatten, nun in unseren Gesichtskreis ein. Das gilt von den niederdeutschen Gegenden und von den nördlichen Teilen des Hochdeutschen: dem fränkischen Gebiete von Mainz bis Köln, den hessischen und thüringischen Gauen. Diese letzteren Dialekte, die Sprache zwischen der Mainlinie und der niederdeutschen Sprachgrenze, werden nunmehr als mitteldeutsche bezeichnet.

Zu gleicher Zeit hat aber das deutsche Sprachgebiet auch nach außen einen sehr erheblichen Zuwachs erfahren. Im Maße wie die slawische Macht sich vor dem deutschen Schwerte und der deutschen Ansiedelung beugen muß, faßt auch die deutsche Sprache im Osten der Elbe festen Fuß: Sachsen und Schlesien wird erobert, Böhmen teilweise gewonnen — hat doch dort im 14. und 15. Jahrhundert die deutsche Litteratur eine freundliche Stätte gefunden; Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Preußen wird deutsches Land. So stehen heutzutage die deutschen Vorposten gegen das Slawentum vorgeschoben bis an den Niemen. Im Südosten hat das Deutsche seine Grenzen auf Kosten der Magyaren kräftig erweitert, auch sich mit einer Reihe von Sprachinseln in deren Gebiet eingekeilt.

Die neu gewonnenen Landschaften bilden freilich in ihrem sprachlichen Charakter keine geschlossene Einheit. Dieser Satz gilt hauptsächlich von den nördlichen Gebieten. Sie sind teilweise von Niederdeutschen, teilweise von Hochdeutschen besiedelt worden. Und zwar trägt das Hochdeutsche den Charakter des Mitteldeutschen. So schließt sich Sachsen und Schlesien an Mitteldeutschland an, und auch das Deutschordensland gehört in unserer Periode zu diesem Gebiet. Die Marken dagegen und das Küstengebiet erfuhren niederdeutsche Einwanderung.

Die deutsche Sprache gewinnt aber nicht nur äußerlich in diesem Zeitraume an Gebiet. Sie war bis jetzt in ihrem eigenen Hause nicht Alleinherrscherin gewesen: ganze Gattungen der schriftlichen Aufzeichnungen waren in lateinischer Sprache abgefaßt. Eine Prosa, die nicht Übersetzung war, hatte nur in den

allerersten Anfängen bestanden. In der mittelhochdeutschen Zeit wird dies anders. Die deutsche Predigt nimmt, besonders in den Händen der Mystiker, seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, einen mächtigen Aufschwung, und ebenso beginnt die Sprache des Rechtes sich in deutsches Gewand zu hüllen: um 1230 entsteht das berühmteste deutsche Rechtsbuch, der Sachsenspiegel, und mit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts beginnen die deutschen Urkunden; in der Schweiz sind sie in den 70er, 80er Jahren schon etwas Gewöhnliches; im übrigen Deutschland werden sie zahlreicher erst etwa von 1310 an. Es handelt sich freilich bei den bis jetzt genannten Erzeugnissen wesentlich um die Befriedigung eines praktischen Bedürfnisses, der eigentlichen Litteratur gehören sie noch nicht an. Aber auch an wirklich litterarischer Prosa fehlt es nicht: auch in der Geschichtsschreibung kommt mit Erfolg jetzt die ungebundene (wie die gebundene) deutsche Rede zur Anwendung, und man mag, wenn man die philosophischen und theosophischen Traktate der Mystiker ins Auge faßt, sogar von wissenschaftlichen Erörterungen in deutscher Sprache reden. Im ganzen aber ist die Sprache der Wissenschaft noch immer das Lateinische geblieben.

Diese größere Pflege, die weitere Anwendung des Deutschen in dieser Zeit ist freilich nicht der Ausfluß eines bewußten oder unbewußten nationalen Strebens; sie ist viel eher die Folge des Zerfalls, der über die Klosterbildung des Mittelalters ergeht, die Folge des Erstarkens, das sich im Leben des bürgerlichen Elementes geltend macht.

Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß dieser intensivere Gebrauch der deutschen Sprache etwas für ihre inneren Schicksale unwesentliches sei. Wenn ein Glied des menschlichen Körpers zu neuer ungewohnter Thätigkeit herangezogen wird, so müssen die Muskeln und Sehnen ganz anders sich recken und schmeidigen als zuvor. So wächst auch die Sprache mit ihren größeren Zwecken; jede neue Aufgabe, die man ihr stellt, übt ihren Ein-

fluß auf die Entwickelung der Bedeutungen, auf die Gestaltung des Satzbaues.

Je reicher und mannigfaltiger nun in unserer Periode die Sprachquellen geworden, desto schärfer läßt sich das Bild der einzelnen Mundarten erfassen, desto bestimmter sich die Scheidelinie zwischen den einzelnen Gebieten ziehen.

Die Grenze zwischen den mitteldeutschen und den niederdeutschen Mundarten ist in unserer Periode nicht immer die gleiche geblieben: das Niederdeutsche hat mehrfach dem Mitteldeutschen weichen müssen. Besonders gilt das von dem Landstrich zwischen Harz und Saale. Die Grenze zog sich um 1300 noch südlich von Duderstadt, Walkenried und Eisleben hin und traf auf die Saale oberhalb Merseburg, um 1500 dagegen und heute zieht sie um ein ziemliches Stück weiter nördlich und stößt auf die Saale erst unterhalb der Einmündung der Bode. Das ganze Mansfeldische also, vor allem Halle hat einen Wechsel der Volkssprache erfahren.

Der sprachliche Charakter des Mitteldeutschen macht dasselbe zu einem Mittelglied zwischen Ober- und Niederdeutsch. Die Konsonanten haben sich nicht an allen Vorgängen der hochdeutschen Lautverschiebung beteiligt. Die Vokale stehen im Ganzen auf dem Standpunkt des Oberdeutschen.

In einer Reihe von Fällen stehen oberdeutschen Diphthongen niederdeutsche lange Vokale gegenüber (viel weniger gilt dies vom Niederfränkischen): mittelhochdeutsch stein, weiz, zwei = niederdeutsch stên, wêt, twê; mittelhochdeutsch boum, ouch, stoup, = niederdeutsch bôm, ôk, stôf; mittelhochdeutsch brief, fiel, hiez = niederdeutsch brêf, fel, hêt; mittelhochdeutsch guot, huon, truoc = niederdeutsch gôd, hôn, drôg. In all diesen Fällen — abgesehen von einzelnen Ausnahmen in den Grenzgebieten — zeigt das Mitteldeutsche die oberdeutsche Lautform. Erst im weiteren Verlauf unserer Periode zeigt sich auch hier die Neigung, gewisse Doppellaute zu vereinfachen. Aus ie und uo beginnt î und û zu werden: wo der Oberdeutsche noch brië̆f, huö̆n fast

zweisilbig sprach, wird jetzt mehr und mehr auf mitteldeutschem Gebiete brif, Hûn gesprochen.

Auf oberdeutschem Gebiet bleiben nicht nur die Diphthonge des Althochdeutschen bewahrt, sondern es beginnt sogar hier eine Bewegung, welche die Zahl der Diphthonge noch vermehrt. Auf bairischem Gebiet entwickeln sich seit dem 12. Jahrhundert aus den langen Vokalen î, û und ü (iu) die Diphthongen ei, au uud eu. Unser Zeit hieß althochdeutsch zît; unser Haus war hûs, die jüngere Aussprache zeigt sich zuerst in bayrisch-österreichischen Sprachdenkmälern.

Für einen Teil der Dialekte, die sich in mittelhochdeutscher Zeit auf jenen drei Hauptgebieten entwickelt haben, besitzen wir eine merkwürdige poetische Charakteristik von der Hand eines bamberger Schulmeisters, der um 1300 geschrieben hat; hier heißt es z. B.:

Swaben ir wörter spaltent.
die Franken ein teil sie valtent,
die Beire sie zezerrent,
die Düringe sie uf sperrent,
die Sachsen sie bezuckent,
die Reinleite sie verdruckent,
die Weterreiber (Wetterauer) sie würgent,
die Misenaere sie vol schürgent (stoßen).

Freilich diese Charakteristik ist für uns ziemlich dunkel, weil sie wohl hauptsächlich auf dem Klang des lebendigen Wortes beruht und die niedergeschriebenen Buchstaben uns nur ein ganz trauriges Surrogat für dieses bieten können. Überhaupt ist eben für die große Zahl der möglichen und wirklich vorkommenden Sprachklänge die spärliche Reihe unseres überlieferten Alphabets durchaus nicht hinreichend zur Bezeichnung; ein und dasselbe Zeichen kann unter Umständen für sehr verschiedene Laute angewendet werden. Daher zeigt sich denn auch in den sprachlichen Denkmälern verschiedener Gegenden äußerlich meist eine größere Übereinstimmung, als sie in den dahinter liegenden Lauten wirklich bestand.

So kommt es, daß man glauben konnte, es herrsche zwischen der lebendigen Rede, wie sie einem jeden angeboren, und der Sprache der Literaturdenkmäler ein bewußter Gegensatz; es habe sich eine über den Dialekte stehende Schriftsprache ausgebildet, teils als Geschäftssprache in den Kanzleien, teils als Literatursprache in den Erzeugnissen der Dichtung, teils endlich als die Modesprache der vornehmen Kreise. Man redet sogar von dreien solcher Schriftsprachen, der mittelhochdeutschen, die man als die eigentliche Hofsprache ansieht, einer mitteldeutschen, einer niederdeutschen. Von einer niederdeutschen oder mitteldeutschen Schriftsprache kann aber jedenfalls keine Rede sein, und auch das Bestehen einer mittelhochdeutschen ist sehr bestritten. Der Schweizer Ulrich von Zazichoven, der Elsässer Gotfrid von Straßburg, der Schwabe Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach der Franke, sie weisen genug Unterschiede der Sprache auf, um gegen eine allgemein anerkannte sprachliche Einheit Zeugnis abzulegen. Wie dem nun auch sein mag, sicherlich ist nicht zu leugnen, daß mancherlei Vorgänge stattfinden, welche den Boden für eine solche Schriftsprache empfänglich machen, daß Berührungen und Vermischungen von Dialekten eintreten, daß gelegentlich der Versuch gemacht wird, in einer andern Mundart als der angestammten zu schreiben, daß die Sprache einzelner Gebiete ein gewisses Übergewicht über andere erlangt. Je lebhafter die verschiedensten Gegenden Deutschlands sich an der Pflege der Dichtung beteiligen, je mehr der litterarische Verkehr sich steigert, umso häufiger wird auch das Abschreiben von Handschriften, um so öfter tritt der Fall ein, daß die Mundart des Schreibers und die seiner Vorlage nicht übereinstimmen. Die Folge ist, daß in der neuen Abschrift ein Gemisch aus verschiedenen Mundarten vorliegt. Dieser Text wird vielleicht wieder Vorlage für den Kopisten einer andern Gegend, und so wird die Mischung eine immer buntere. Aber nicht nur die Dichtungen, sondern die Dichter selbst gehen auf die Wanderschaft. Von Wolfram von Eschenbach wissen wir, daß er einige Zeit

in Thüringen geweilt hat; so zeigt seine Sprache einzelnes Eigentümliche, das seiner oberfränkischen Heimat fremd ist. Die Blüte der mittelalterlichen deutschen Dichtung ist auf hochdeutschem Boden erwachsen; das politische Übergewicht und die literarischen Centren, welche aufstrebende Talente an sich ziehen mußten, liegen auf hochdeutschem Gebiet: so begegnen uns mehrere Dichter, die zwar auf rein niederdeutschem Boden ihre Heimat haben, die aber sich bemühen, hochdeutsch oder mitteldeutsch zu reden. Diese größere Macht des Hochdeutschen hat sich uns auch ja vorhin (S. 24) in dem Zurückgehen der niederdeutschen Grenze gezeigt. Auch wo vereinzelt auf niederdeutschem Gebiet die Urkundensprache sich über den Dialekt erhebt, greift sie zum Mitteldeutschen. Neben diesem Hauptzuge der Entwickelung, der in der Natur der Dinge begründet ist, gehen gelegentlich Bevorzugungen einzelner Mundarten her, die nur vorübereilende Modesache sind. So gehört es im 13. Jahrh. zeitweise in Oberdeutschland zum guten Ton, zu flaemen", d. h. niederdeutsche Brocken in die Rede einzumischen. Ulrich von Lichtenstein sagt bluomekîn statt blüemlîn und Meier Helmbrecht, der hoffärtige Bauernsohn, redet seine Schwester an: vil liebe susterkindekîn (suster niederdeutsch und niederfränkisch = Schwester). In Österreich galt es dagegen um die Mitte des 14. Jahrhunderts für fein, sich des schwäbischen Idioms zu bedienen.

V. Neuhochdeutsche Periode.

1) Umfang des Sprachgebietes.

Die Änderungen in den Grenzen des deutschen Gebietes sind in dieser jüngsten Periode nicht so wichtig, als in der vorhergehenden; immerhin haben mannigfache Verschiebungen stattgefunden. Sehr erheblich ist der Verlust des deutschen Sprachgebietes im französischen Flandern: im 17. Jahrhundert reichte das Flämische noch über Boulogne hinaus, im Beginn des

18. Jahrhunderts lag die Sprachgrenze vor den Thoren von Calais, jetzt zieht sie wie oben bemerkt östlich von Gravelines vorbei. In Elsaß-Lothringen hat das Deutsche mehrfache Einbuße erlitten; dem Vordringen des Französischen ist aber durch den Krieg von 1870 Einhalt geboten worden. Im Süden gegen das Romanische und Italienische weicht das Deutsche stetig zurück; die Sprachinseln der Sette communi und der Tredeci communi auf italienischem Boden sind fast ganz abgestorben. Wo das Deutsche in Czechisches Gebiet eingesprengt ist, ist es vielfach der Übermacht erlegen, und gerade auf diesem Gebiet ist ja der Kampf gegen die deutsche Zunge jetzt aufs heftigste entbrannt. Im Osten gegen die Polen hat das Deutsche in den den letzten Jahrhunderten fortwährend an Gebiet gewonnen; langsam und sicher schreitet es seit zwei Jahrzehnten in Schleswig gegen Norden vor. Die wendische Sprachinsel in der Lausitz geht ihrem Untergang entgegen. Ein anschauliches Bild des deutschen Sprachgebietes, wie es heute als Ergebnis jener Veränderungen besteht, bietet die schöne Sprachkarte in dem physikalisch-statistischen Atlas des deutschen Reiches, herausgeg. von R. Andrée und Oskar Peschel.

Eine merkwürdige Einschränkung hat der Gebrauch der deutschen Sprache zu Anfang unserer Periode im Innern des Gebietes erfahren. In mittelhochdeutscher Zeit hatte man angefangen, ein Stück der wissenschaftlichen Prosa für das Deutsche zu erobern. Diese Bestrebungen fanden jetzt nicht nur keinen Fortgang, sondern es trat sogar ein starker Rückschlag ein. Kein Jahrhundert der deutschen Geschichte ist so von volkstümlicher Erregung erfüllt, wie gerade das sechzehnte; keines hat wieder solche Meisterstücke der volkstümlichen Beredsamkeit, der volkstümlichen Satire geschaffen; die schönste Blüte des Kirchenliedes, des Volksliedes gehört dem 16. Jahrhundert an. Und gerade jetzt wird die lateinische Schriftstellerei eine neue Macht; sogar die Sprache der Dichtung wird teilweise lateinisch. Die Humanisten und ihre Nachfolger, sie polemisierten und disputierten

lateinisch; ihre Korrespondenz wird lateinisch geführt; sie dichten in der fremden Zunge; Terenz feiert in der lateinischen Schulkomödie seine Auferstehung. Hand in Hand damit geht die Neigung der gelehrten Kreise, ihre Namen ins Lateinische oder Griechische zu übersetzen. So ist unendlich viel Geist und Formgewandtheit verloren gegangen, die für die Weiterentwickelung der deutschen Sprache von größter Bedeutung hätten sein können. Erst im 17. Jahrhundert wurde die fast unbeschränkte Herrschaft des Lateinischen wieder angefochten. Und zwar war es jetzt ein bewußtes vaterländisches Streben, die herrliche deutsche Sprache zu Ehren zu bringen, das in den Kampf gegen die Fremdherrschaft eintrat, während in der mittleren Periode das Umsichgreifen der deutschen Prosa mehr unbewußt, mehr durch die Logik der Thatsachen herbeigeführt wurde. Der erste Deutsche des 17. Jahrhunderts, Leibnitz, steht in diesem Punkte auf der Scheide zwischen alter und neuer Zeit. Seine eigenen Hauptwerke sind lateinisch abgefaßt, aber in theoretischen deutschen Auseinandersetzungen ist er mit klarem Bewußtsein für die Würde und für die Pflege der deutschen Sprache eingetreten. Freilich konnten diese Abhandlungen nicht den Einfluß üben, der ihnen bei der Persönlichkeit ihres Verfassers zugekommen wäre: sie sind erst nach seinem Tode erschienen. Es sind jüngere Zeitgenossen, welche entscheidende Schritte thaten. Im Winter 1687 auf 1688 hat Christian Thomasius an der Universität Leipzig die erste deutsche Vorlesung gehalten und im Jahr 1688 die erste litterarische Zeitschrift in deutscher Sprache herausgegeben; durch Christian Wolff ist die Sprache unserer Philosophie eine deutsche geworden. Der Philosophie folgten Grammatik, Litteraturgeschichte und Weltgeschichte nach, und mit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die Wendung vollzogen. Seitdem hat die Geltung des Lateinischen sehr stark abgenommen; in größeren wissenschaftlichen Werken tritt es nur noch dann auf, wenn diese von vornherein ihren Absatz auch über die deutsche Grenze hinaus suchen; sonst fristet es nur noch ein zopfiges Dasein in akademischen Pro-

grammen und Dissertationen, hauptsächlich bei Stoffen aus dem Gebiet der klassischen Philologie.

2. Schriftsprache und Mundarten.

Der wichtigste Unterschied zwischen der Sprache des Mittelhochdeutschen und des Neuhochdeutschen ist nicht auf rein lautlichem Gebiet zu suchen, wie es bei dem Übergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen der Fall gewesen war, wenngleich auch zwischen Mittel- und Neuhochdeutsch genug lautliche Abweichungen bestehen; sondern das Charakteristische der neuhochdeutschen Zeit liegt wo anders: jetzt erst kommt es zur Schaffung einer einheitlichen, über den Mundarten stehenden Schriftsprache. Wir erhalten somit nunmehr zwei Ströme der deutschen Sprache: das eine die Mundarten, der Strom einherfließend in natürlichem, althergebrachtem Bette, freilich so wenig eine einheitliche Masse bildend als zuvor, ja noch in viel mehr Rinnsale sich verästelnd; das andere die Schriftsprache, in künstlichem Bette sich daher bewegend, das mit mancherlei Schleußen und Filtern versehen ist, um das Geschiebe, den Schlamm, den Erdgeschmack zu entfernen. Dieser Unterschied zwischen natürlich und künstlich ist sehr wichtig: die eigentliche naturgemäße Entwickelung liegt bei den Mundarten; das Wasser, welches die von Menschenhand gebaute Leitung herbeiführt, die Schriftsprache ist ein Präparat, das in der Natur nicht vorkommt, so wenig als unsere Bäche destilliertes Wasser führen.

Es ist also nichts verkehrter, als die noch heute von manchen Gebildeten gehegte Ansicht, daß der Dialekt eine verdorbene Schriftsprache sei, gewissermaßen das Abwasser einer Fabrik Auch das Gefäll der beiden Wasserläufe ist ein verschiedenes: die Entwickelung auf dem Gebiete der Schriftsprache vollzieht sich bedeutend langsamer als diejenige der Dialekte; sie ist eine zwar nicht mit Absicht, aber durch die Lage der Dinge künstlich gehemmte. Bei der Mundart wird die Sprache von einem Geschlechte andern zum übertragen durch die leicht bewegliche, rasch

verhallende mündliche Rede, und es sind höchstens zwei oder drei Generationen, deren Redeweise auf das lernende Kind einwirkt. Ganz anders bei der Schriftsprache: wer sie erlernt, steht in hohem Grade unter dem Bann des starren Buchstaben, des Geschriebenen und Gedruckten, das immer wieder zur Nachahmung auffordert, und nicht bloß Geschwister, Eltern und Großeltern sind die Lehrer der Jugend, sondern vielfach eine Sprache, die um ein und mehrere Jahrhunderte zurück liegt.

Die Entwickelung der Dialekte in neuhochdeutscher Zeit geht im Allgemeinen dahin, daß der überlieferte Schatz an Flexionsformen erhebliche Einbußen erleidet. Im einzelnen aber sind die Geschicke der Mundarten außerordentlich mannigfaltige gewesen, und die Zahl der deutschen Dialekte ist jetzt geradezu Legion; in dem einzigen Kanton Bern hat man nicht weniger als dreizehn Mundarten unterschieden. Wer sein Ohr einigermaßen an die Beachtung sprachlicher Unterschiede gewöhnt hat, ist daher imstande, das Heimatland eines Deutschen aus dem Klang seiner Rede mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen. Schon der Tonfall ist abweichend bei verschiedenen Mundarten. Manche sind schon an ihrem singenden Charakter leicht erkennbar wie das Thüringische, das Sächsische und die Sprache der Deutschrussen. Ferner hängt der Gesamteindruck der Rede stark davon ab, ob die Stimme sich in engeren oder weiteren Intervallen bewegt, d. h. ob zwischen der gehobenen und der gesenkten Stimme kleinere oder größere Unterschiede bestehen: hier ist im allgemeinen der Wechsel beim Norddeutschen ein geringerer als beim Süddeutschen. Auch inbezug auf die Schnelligkeit der Rede besteht ein Gegensatz: der Norden spricht im allgemeinen rascher als der Süden. Daß inbezug auf die einzelnen Laute seit alter Zeit wesentliche Unterschiede zwischen den deutschen Dialekten bestehen, hat sich uns schon früher (S. 16) bei der Besprechung der zweiten Lautverschiebung gezeigt. Die Unterschiede auf dem Gebiete des Konsonantismus sind heute noch ungefähr dieselben, wie in alt- und mittelhochdeutscher Zeit. Die Vokale dagegen,

besonders die langen und die Doppelvokale, haben mannigfaltige Veränderungen durchgemacht. Beispielsweise wird der mittelhochdeutsche Diphthong ei in hochdeutschen Dialekten ausgesprochen als ëi (d. h. mit e als erstem Teil des Diphthongen), als ai (wie ihn die hochdeutsch redenden Norddeutschen aussprechen), als āi, als ā, als oi, ōi und oa. Weniger zahlreich, aber auch durchgreifender, nicht so rasch, oft von Dorf zu Dorf, sich ablösend wie die lautlichen Verschiedenheiten sind die Abweichungen in der Formenbildung, in der Art der Ableitung und Zusammensetzung, in dem Satzbau. Der Nieder- und Mitteldeutsche bildet seine Verkleinerungswörter mit -ken, -chen: Händeken, Händchen, der Oberdeutsche mit -li, -le: Händli, Händle. Nur dem Niederdeutschen eignen die liebkosenden Wörter auf -ing: Vatting, Mutting, Lining und Mining; der Alemanne hat dafür Bildungen auf -i: Aetti (Vater), Büebi (Büblein), Ruodi (Koseform für Rudolf). In zahlreichen oberdeutschen Dialekten fehlen Verba, die mit zer- zusammengesetzt wären: statt zerbrechen, zerschlagen, zerreißen heißt es hier verbreche, verreiße &c.; statt der Bildungen mit er- hat das Bayrische solche mit der-: derschlagen (vielleicht ist aber der- lautl. aus er- entstanden, vgl. minder aus älterem minner). Das Alemannische (ohne das Schwäbische) und ein Teil der fränkischen Dialekte macht, außer bei dem persönlichen Pronomen, keinen Unterschied mehr zwischen Nominativ und Akkusativ: die Form des erstern muß auch für den letztern dienen: „ich hab der Vatter net gsehe“ = ich habe den Vater nicht gesehen. Umgekehrt gebricht dem Niederdeutschen die Endung -er im Nominativ des Adjektivs, statt ihrer tritt die Form des Akkusativs ein: hei is en gauden Mann, en wohren Heid = er ist ein guter Mann, ein wahrer Heide. Und beim persönlichen Pronomen der dritten Person ist der Akkusativ hen, sie niederdeutsch zu einem großen Teile verschwunden und durch den Dativ (h)em, ehr verdrängt worden. Beim Verbum haben die oberdeutschen Dialekte das Imperfektum völlig aufgegeben; seine

Aufgabe hat das mit sein oder haben gebildete Perfektum übernommen. Bei eben diesem Perfektum bevorzugt das Niederdeutsche in weit stärkerem Maße das Hilfszeitwort haben, als dies im Hochdeutschen geschieht; es heißt niederdeutsch: dat hett slicht gahn = das ist schlecht gegangen, und sogar: dat hett gaud west = das ist gut gewesen. Mit diesen letzteren Beispielen werden wir bereits auf das Gebiet der syntaktischen Abweichungen geführt. Die Verbindung von Präpositionen mit dem Dativ hat im Kreise des Niederdeutschen sehr starke Einschränkungen zu Gunsten des Akkusativs erlitten: dat was in dat Johr 1829, ut dit holt = aus diesem Holz, an de Bost = an der Brust. Dem Alemannen ist das Relativpronomen abhanden gekommen; statt seiner wird das Adverbium wo verwendet: „'s Hus, wo abbrennt isch." In der abhängigen Rede wenden die niederdeutschen und mitteldeutschen Dialekte den Konjunktiv des Präteritums an: mer secht, er wär gstorwe; dagegen das Alemannische und Bayrische setzt den Konjunktiv des Präsens: mer seit, er sig gstorbe. Wo es im Schriftdeutschen heißt: hieraus war nicht viel zu entnehmen, sagt das Niederdeutsche mit abweichender Wortstellung: hir was nich vel ut tau nemen. Sehr tief schneiden ein und ein äußerst buntes Bild gewähren die Verschiedenheiten des Wortschatzes. Fast jede Gegend besitzt einzelne Wörter, die schon in der Entfernung von einigen Meilen nicht mehr verstanden werden. Andere Wörter wieder sind charakteristisch für ganze große Gebiete. Solche Leitworte sind für das Oberdeutsche z. B.: losen (hören) und lupfen (emporheben), für das Niederdeutsche kiken (sehen) und trecken (ziehen).

Und wenn auch die gleichen Wörter in verschiedenen Dialekten wiederkehren, so haben sie wieder häufig verschiedene Bedeutung. In dem Alemannischen hat lehren auch die Bedeutung wie hochdeutsch lernen, im Südfränkischen wiederum sind beide Bedeutungen in der Form lernen vereinigt. Für den Niederdeutschen ist es bezeichnend, daß er all in dem Sinne

von schon gebracht, daß ihm schön nicht nur für sichtbare Dinge gilt, sondern daß ihm die Dinge auch schön schmecken und schön riechen. Dem Oberdeutschen eigentümlich ist Schmutz im Sinne von Fett, schmecken in der Verwendung für riechen. Merkwürdig ist die Verschiebung, die sich auf oberdeutschem Boden bei den Verben des Gehens vollzogen hat. In einem Teile dieses Gebietes hat das Wort gehen, wenn es allein steht, fast nur noch die Bedeutung fortgehen; gehen in dem einfachen Sinne von „in Bewegung sein“ wird dann durch laufen ausgedrückt; und für hochdeutsch laufen = rasch gehen heißt es springen, so daß für springen = einen Sprung thun wieder mancherlei andere Verba verwendet werden.

Alle einzelnen Mundarten hier in ihren Eigentümlichkeiten zu schildern, ist innerhalb des Rahmens unserer Aufgabe ganz unmöglich und verbietet sich auch dadurch, daß dieselben von der Forschung noch lange nicht genügend untersucht und dargestellt worden sind.

3. Einigung im schriftlichen Gebrauch der Sprache.

Das gleiche Bedenken der mangelhaften Erforschung gilt auch, wenn wir uns nun dem künstlichen Sprachbette, der neuhochdeutschen Schriftsprache und ihrer Geschichte zuwenden. Indessen in den wichtigsten Umrissen läßt sich auch jetzt schon ein Bild von ihrer Entwickelung gewinnen. Man pflegt Luther als den Schöpfer unserer Schriftsprache zu bezeichnen und setzt deshalb den Beginn der neuhochdeutschen Periode in das erste Viertel des 16. Jahrhunderts. Will man den Satz wörtlich nehmen, so ist er falsch. Denn einmal hat Luther die Sprache nicht frei geschaffen, in der er als Reformator aufgetreten ist, und zweitens war man auch nach seinem Auftreten von einer wirklichen, allgemein anerkannten Einheit noch ziemlich weit entfernt.

Die Wurzeln unserer Schriftsprache liegen weiter zurück, sie reichen in die vorhergehende Periode hinein. Wenn irgend

ein Sprachtypus über andere verwandte Typen den Sieg davon tragen soll, so muß er von einer anerkannten Autorität getragen sein; seine Wirksamkeit muß hinlängliche Dauer besitzen, und er wird um so leichter Eingang finden, je mehr seine Lautgestalt mit anderen Typen Verwandtschaften bietet. Eine solche Autorität mußte die kaiserliche Kanzlei gewinnen, nachdem mit dem zweiten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts die Sprache der Urkunden und Akten eine überwiegend deutsche geworden. Sehr wichtig war es nun, daß von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an durch fast hundert Jahre die Kaiserwürde mit einer kurzen Unterbrechung beim selben Hause, dem Hause der Luxemburger blieb. Ihre Kanzlei war in der Hauptstadt Böhmens, des Landes, in dem mitteldeutsches und oberdeutsches Gebiet, in dem obersächsische und österreichische Mundart aufeinanderstießen. Aus einem Ausgleich dieser beiden Elemente geht nun die Sprache der Prager Kanzlei hervor. Und dieser Sprachtypus blieb die Sprache der kaiserlichen Kanzlei, als die Herrschaft an die Habsburger überging. Und zwar wurde diese Sprache nicht nur in der Hauptkanzlei selbst geschrieben; während früher die Urkunden mit der Unterschrift des Kaisers gar verschiedenen Charakter trugen, mannigfache landschaftliche Färbung zeigten, geben schon seit Friedrich III. und, mit voller, bewußter Entschiedenheit, seit Maximilian die Schriften, die unmittelbar vom Kaiser ausgingen, die gleiche Sprache wieder, in welchem Teile von Deutschland sie entstanden sein mögen. Es ist begreiflich, daß andere Kanzleien diesem Beispiel nachstrebten; besonders folgenreich war das Verhalten einer der wichtigsten derselben, der kursächsischen Kanzlei. Das Sprachgebiet, dem sie vorstand, war mitteldeutsch, und so war auch die Sprache der Kanzlei mitteldeutsch bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; in der zweiten Hälfte desselben aber fand eine entschiedene Annäherung an die Sprache der kaiserlichen Kanzlei statt: teils durch unmittelbare Herübernahme oberdeutscher Eigentümlichkeiten, teils dadurch, daß die lautliche Ent-

wickelung des Mitteldeutschen selbst dem oberdeutschen Lautstand in einzelnen Punkten zustrebte und man diesen jüngeren Elementen in der Urkundensprache nachgab, eben unter dem Einfluß der kaiserlichen Kanzlei, rascher und vollständiger, als es ohne dies geschehen wäre. So trafen die beiden wichtigsten Kanzleisprachen zusammen und bildeten nahezu eine Einheit. Damit war nun der erste große Schritt gethan, aber auch nur dieser; zu einer wirklich überall durchgedrungenen Einheit war der Weg noch weit genug. Das zeigt schon der Umstand, daß dieselben Fürsten, deren Kanzleien ein Vorbild für die anderen geworden sind, in ihren Privatschreiben sich noch des heimischen Dialektes bedienen. Auch war die Kanzleisprache nur in beschränkter Weise dazu angethan, die Grundlage für eine nationale Litteratursprache abzugeben; denn die Gedanken, die in ihr zum Ausdruck kamen, gehören einem verhältnismäßig engen Gebiete an, und die formelhafte, hergebrachte Bezeichnung war die von ihr mit Vorliebe gewählte. Sie konnte also etwa nur für die Lautbezeichnung und für einen Teil der Formenbildung maßgebend sein; für alles übrige mußten noch ganz andere Dinge geschehen, sollte das Ziel der Einheit erreicht werden.

Luther war es, von dem die entscheidende That ausging. Die Autorität, die amtlichen Aktenstücken innewohnte, war doch eine verhältnismäßig geringe; es waren doch nur wenige, welche die Erzeugnisse der Kanzleien lasen. Luthers gewaltige Gestalt aber hat das deutsche Volk in seinen Grundfesten erregt; hier handelte es sich um Fragen, die dem Menschen ans Herz griffen, wes Standes er auch sein mochte. So mußte der mächtige Gedankeninhalt, der die weite Verbreitung seiner Schriften bedingte, auch der Form derselben eine außerordentliche Wirkung verleihen. Um so mehr, als dieser Inhalt ganz dazu angethan war, auch seinem Wortlaut nach in das Gedächtnis der Leser überzugehen: das gilt besonders von der Bibelübersetzung und von den Kirchenliedern. Aber die von Luther gewählte Form trug in sich selbst die Bürgschaft für eine weitausgreifende Wirkung, denn mit

vollem klarem Bewußtsein hat er sich für diejenige Sprache entschieden, die schon jetzt einer gewissen allgemeinen Geltung sich erfreute: „ich brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der Sechsischen Cantzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog von Sachsen, haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen."

Wie Luthers Sprache sich weiter verbreitet hat, darüber sind wir im einzelnen noch nicht zur Genüge unterrichtet. Jedenfalls war ihr Siegeslauf kein so rascher, wie das Wort „Luther der Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache" vermuten ließe. Auf verschiedenen Seiten traf sie auf kräftigen Widerstand. Luthers Sprache war von seinem Geist schwer zu trennen; sie war der Träger der protestantischen Ideen. So war ihr das Eindringen in katholischen Gegenden von vornherein erschwert; wie hartnäckig man hier der ketzerischen Sprache entgegentrat, mag der Umstand zeigen, daß noch Gottscheds Sprachlehre für katholische Obern ein verbotenes Buch war. Aber auch in protestantischen Gebieten ging das Vorschreiten langsam genug; der deutsche Partikularismus hat auch in sprachlichen Dingen sehr entschieden für die Bewahrung des örtlichen Sondertums gekämpft. Noch im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, im protestantischen Basel, schreibt Thomas Platter seine Selbstbiographie in alemannischer Mundart. Und noch 1671 erläßt die Berner Regierung eine Weisung an die Geistlichen, sich eines „ungewöhnlichen neuen Deutsch" zu enthalten, „als welches den Verständigen nur ärgert und das gemeine Volk in ihrem Christentum nicht unterweisen thut." Auf niederdeutschem Gebiete hat sich Luthers Sprache etwas rascher Bahn gebrochen. Dafür haben aber hier bis fast in unsere Tage die Bestrebungen nicht aufgehört, die darauf ausgingen, das Niederdeutsche zum Rang einer Schriftsprache zu erheben. Noch jetzt erscheinen zahlreiche Zeitungen und Kalender in niederdeutscher

Sprache. Und selbst wenn man absieht von diesen bewußten Gegenbestrebungen, so liegt in der Sache selbst die Schwierigkeit. Wir besitzen aus dem 16. und 17. Jahrhundert Schriftstücke, die ein merkwürdiges Gemisch von Schriftdeutsch und von Mundart aufweisen: so die Briefe der Herzogin Elisabeth von Sachsen an ihren Bruder Landgraf Philipp von Hessen; sie zeigen, daß der Geist willig, aber das Fleisch schwach gewesen ist.

So kam es denn, daß trotz den eifrigen Bemühungen der Grammatiker und dem Auftreten hervorragender Schriftsteller im 16. Jahrhundert noch kaum das Bewußtsein von einer Einheit vorhanden war und im 17. Jahrhundert zwar eine höhere Einheit den Schriftstellern deutlich vor Augen schwebte; aber die thatsächlichen Abweichungen derselben untereinander und die Schwankungen des Gebrauches bei jedem einzelnen waren immer noch erheblich genug. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die wirkliche Einheit entschieden. Auf der Scheide zwischen alter und neuer Zeit steht Haller. Seine Gedichte zeigen in den beiden ersten Auflagen noch ziemlich starke Spuren des alemannischen Dialekts; denn, sagt er selbst: „ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd, und die Wahl der Wörter war mir fast unbekant;“ in der dritten Auflage hat der Dichter dieselben großenteils ausgemerzt.

Eine unbedingt vollständige Einheit besteht freilich auch heute noch nicht und wird auch kaum jemals erreicht werden. Provinzielle Verschiedenheiten gedeihen noch heutzutage fröhlich weiter, zumal, wie es naturgemäß ist, in den Grenzgebieten deutschen Landes. In den meisten Fällen wird es möglich sein, wenn der Schriftsteller ein Schweizer oder ein Österreicher ist, dies aus seinen Werken zu erkennen. Am bezeichnendsten für den Schweizer ist die Verwendung von einer Sache rufen, was sogar bei Gottfrid Keller sich findet, im Sinne von hervorrufen, verlangen: „der Antrag rief einer längeren Diskussion,“ „man hatte schon lange einer Verbesserung dieser Straße gerufen.“ Weiter ist schweizerische Eigentümlichkeit das

Wort jeweilen, bemühend in der Bedeutung von peinlich, an einer Sache beitragen. Das Schiboleth der Österreicher ist die Konstruktion vergessen auf etwas: „auf die Erweiterung des Wahlrechtes hatte er vergessen"; ferner: über statt auf, gemäß: „über Beschluß," „über Antrag"; das Wort Gepflogenheit, das freilich auch schon in weitere Gebiete eingedrungen. Überall für überhaupt ist eine Eigentümlichkeit, die sich nicht selten bei norddeutschen Schriftstellern findet: „es wäre die Pflicht des Herausgebers gewesen, wenn er den Aufsatz überall acceptierte (Rundschau VII, 317)." Ebenso ist norddeutsch der Gebrauch von erinnern im Sinne von sich erinnern: „von der Melodie erinnere ich nur einen Teil." Es steht zu vermuten, daß jetzt, wo eine auf niederdeutschem Boden liegende Stadt der staatliche Mittelpunkt Deutschlands geworden ist und immer mehr auch für Litteratur und Kunst eine führende Stellung sich erobert, daß da auch mit der Zeit die niederdeutschen Provinzialismen stetig an Zahl und Verbreitung zunehmen werden.

Weit größer ist die Zahl derjenigen Schwankungen und Ungleichheiten, welche nicht mit örtlichem Sondertum zusammenhängen, sondern in einer und derselben Gegend, ja bei dem gleichen Einzelwesen anzutreffen sind. Und während bei jenen örtlichen Eigentümlichkeiten ein allmähliches Verschwinden wenigstens denkbar wäre — obgleich nicht wahrscheinlich, so ist hier eine gänzliche Beseitigung für immer unmöglich, aus Gründen, die im Wesen der Sprache selbst liegen. Es giebt keinen Augenblick — wir werden das noch weiter auszuführen haben, — wo die Entwickelung der Sprache stille steht. Nach innerer Notwendigkeit werden unablässig neue Formen und neue Verbindungen von Wörtern, ja ganz neue Wörter geschaffen. So entspinnt sich ein nie endender Kampf zwischen dem Alten und dem Neuen, und es entsteht eine gewisse Unsicherheit, ein Schwanken des Sprachgebrauchs, kurz alle jene Dinge, die man als Auswüchse und Entartungen, als Stilblüten oder Stilunkraut, als Neologismen und Barbarismen zu bezeichnen pflegt.

Verhältnismäßig am wenigsten häufig sind diese Erscheinungen auf dem Gebiete der Formenlehre. Man sagt und kann sagen der Friede oder der Frieden, des Bauers oder den Bauern, die Lumpe oder die Lumpen; er kommt oder er kömmt, er schwor oder er schwur, er fragte oder er frug. Man sagt, obwohl man es eigentlich nicht sagen sollte: die Bröte statt die Brote, die Spornen statt die Sporen, handgehabt statt gehandhabt. Weit öfter begegnen wir Schwankungen und Fehlern auf dem Gebiete der Wortverbindung. Es heißt: trotz des Regens und trotz dem Regen, während des Tages und während dem Tage, der Gehalt und das Gehalt, ich habe gestanden und ich bin gestanden. Man schreibt fälschlich: ich anerkenne statt ich erkenne an, der mich betroffene Unfall statt der Unfall, der mich betroffen hat; man redet von einer reitenden Artillerie-Kaserne, einer ländlichen Arbeiterfrage, wenngleich die Kaserne nicht reitend und die Frage keine ländliche ist. Eine besonders häufige Gattung von falschen Wortverbindungen entsteht dadurch, daß beim Sprechen oder Schreiben im selben Augenblick zwei gleichberechtigte Ausdrücke in das Bewußtsein eintreten und von jedem der beiden ein Stück in die wirklich gebrauchte Wendung aufgenommen wird. So erklärt sich das so häufig verwendete sich befindlich: es ist das Ergebnis einer Mischung aus sich befindend und befindlich. Reuter gebraucht vielfach den Ausdruck: wat gelt mi dat an: hier ist was gilt mir das? und was geht mich das an? zu einem Ganzen zusammengeflossen. In „Emilia Galotti" spricht Claudia davon, wie wild Emiliens Vater gewesen sei, als er erfuhr, daß der Prinz sie jüngst „nicht ohne Mißfallen" gesehen; sie meinte aber in Wahrheit: nicht ohne Wohlgefallen oder nicht mit Mißfallen. Ja es kann sogar der Fall eintreten, daß zwei einzelne synonyme Wörter sich zu einer Einheit durchdringen: der Knecht Ruprecht oder Nicolaus erscheint bei Fritz Reuter als Ruklas.

Die Anstöße, die sich auf dem Gebiete des Wortgebrauchs ergeben, sind hauptsächlich von doppelter Art. Auf der einen Seite werden alte Wörter in einer Bedeutung verwendet, die ihnen sonst von Rechtswegen nicht zukommt: wenn also z. B. verdanken im Sinne von Dank sagen gebraucht wird, während ihm nur die Bedeutung des französischen devoir zukommt; oder beiläufig im Sinn von ungefähr statt von nebenbei bemerkt, oder bereits im Sinne von beinahe statt von schon. Auf der andern Seite aber — und die Zahl der Beispiele ist Legion — werden ganz neue Wörter gebildet, meist neue Ableitungen oder neue Zusammensetzungen. Eine der häßlichsten dieser Neubildungen ist das Wort diesbezüglich; ihm reihen sich würdig an Wörter wie Lebendgeburten, Nebensätzlichkeiten (= Nebensätze), daherig, demnächstig, mittlerweilig, verbescheiden und dergl. Den größten Beitrag an solchen Neubildungen, und ebenso an anderen Arten von Sprachfehlern, liefert wohl die Zeitungspresse. Zeitungsdeutsch und schlechtes Deutsch gelten uns nahezu für gleichbedeutend, und immer häufiger, immer bitterer werden die Klagen über die Verwilderung, der die deutsche Sprache in unserer Tageslitteratur anheimfalle. Es fragt sich nun, wie die Bestrebungen, die zur Einheit des Neuhochdeutschen geführt haben, sich diesen Thatsachen gegenüber verhalten sollen. Wenn, wie wir später ausführlicher darlegen werden, alle diese Schwankungen und Fehler ihre innere Berechtigung haben, wenn aller Fortschritt der Sprache aufs engste mit ihnen zusammenhängt, sind wir da nicht verpflichtet, der Willkür ihren Lauf zu lassen? Gilt nicht hier das Goethesche Wort: „was wir verstehen, können wir nicht tadeln?" Schwerlich sind wir zu dieser Folgerung gezwungen. In der sittlichen Welt, im gesellschaftlichen Leben giebt es eine große Zahl von Handlungen, denen an sich durchaus nichts Verwerfliches innewohnt; und trotzdem können sie vom Gesetze oder der Sitte untersagt sein, weil sie sich mit den Zwecken der Gesellschaft nicht vertragen, weil durch die unbedingt freie Bewegung

des Einen der Andere in seiner Freiheit gestört wird. So können auch die Zwecke, welche die Gesellschaft in der Sprache verfolgt, ein Einschreiten gegen an sich berechtigte Dinge verlangen. Schon die Begründung einer Schriftsprache überhaupt ist ein Eingriff in die angestammten Rechte der Mundarten. So laufen denn auch jene Sprachfehler und jene Sprachwillkür den Zwecken der Sprache zuwider. Denn der Hauptzweck der Sprache, der sich im Laufe ihrer Entwickelung herausgebildet hat, ist die Mitteilung. Soll die Mitteilung aber eine vollkommene sein, so muß die Sprache zweierlei besitzen: unbedingte Verständlichkeit und vollendete Schönheit der Form. Verstöße gegen die letztere thun in doppelter Weise dem Zwecke der Mitteilung Eintrag: die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers wird von dem Inhalte auf Äußerlichkeiten abgelenkt, und unwillkürlich, wie so oft, wo das ästhetische Gefühl durch die Form verletzt wird, stellt sich auch eine Abneigung gegen die Sache selbst ein. Die meisten Sprachfehler nun verstoßen gleichzeitig gegen die Verständlichkeit und gegen die Schönheit der Rede. Eine ungewohnte Form, ein ungewohntes Wort erweckt nicht mit der gleichen Schnelligkeit die beabsichtigte Vorstellung in unserem Geiste wie ein altvertrautes, und ein feiner Schönheitssinn wird empfindlich verletzt, wenn Wörter von ganz moderner Prägung mit lange abgegriffenen zusammengestellt werden. Es kann also kein Zweifel darüber sein: wir sind berechtigt, von dem Einzelnen zu verlangen, daß er zum Frommen des Ganzen seiner unbedingten sprachlichen Willkür entsage; wir sind berechtigt, in das an sich wohl begründete Schwanken, in die bestehende Unsicherheit einzugreifen und Regeln der Sprachrichtigkeit aufzustellen.

Die schwierige Frage ist nur die: wie läßt sich im einzelnen Falle entscheiden, ob eine Wortform, ein Wort, ein Ausdruck als richtig, als zulässig, als fehlerhaft zu bezeichnen sei? In erster Linie wird man geneigt sein zu verlangen, daß die Rede mit den Gesetzen der Logik übereinstimme. Es ist ja zweifellos,

daß logische Widersprüche und Unklarheiten, die uns in der Rede begegnen, das Verständnis hemmen, den künstlerischen Sinn unangenehm berühren. So muß denn gewiß manche Ausdrucksweise als unlogisch ohne weiteres verworfen werden; es ist also z. B. unrichtig, wenn jüngst in einer Schweizer Zeitung von der aktenmäßigen bekannten Vergangenheit des Prof. Schwenninger gesprochen wurde, denn die Vergangenheit war nicht aktenmäßig, oder wenn bei den letzten Reichstagswahlen ein deutsches Blatt berichtete, daß in einem gewissen Kreise das Zentrum als Kuriosität für die Sozialdemokraten gestimmt habe; denn nicht das Zentrum war die Kuriosität, sondern die Art seiner Abstimmung; oder wenn gar Galen folgendes schreibt: „nachdem sich die Portiere geschlossen hatte, schlüpfte mit leisem Tritte ein weiblicher Fuß ins Zimmer und löschte mit eigener Hand die Kerzen.“ Aber das Vertrauen in die Fähigkeit der Logik, in unserer Frage den Ausschlag zu geben, wird sehr bald erschüttert, wenn man sieht, daß unter Umständen Sprache und Logik auf recht gespanntem Fuße stehen, daß die sprachlichen Vorstellungen keineswegs immer durchaus klar und den wirklichen Thatsachen entsprechend sind. Unter Maulwurf sollte man z. B. einen Wurf verstehen, der mit dem Maule geschieht, aber nicht ein Tier, das mit den Füßen Erdhaufen aufwirft; wir sprechen von Vaterbrust, von Gänsebrust, als von der Brust des Vaters, der Brust einer Gans, von einer Schnürbrust als einem Dinge, das zum Schnüren der Brust dient: wer vermag danach die Vorstellung zu deuten, die mit dem Wort Armbrust verbunden ist? Wir reden davon, daß wir eine Ansicht teilen, obwohl durch unsere Beistimmung die Ansicht keine geteilte wird, sondern dieselbe bleibt wie vorher; man erzählt von jemand, daß ihm der Rock, oder daß ihm die Heimat zu enge geworden, wenngleich nicht der Rock, die Heimat, sondern der Mensch selber sich verändert hat. Es erscheint unlogisch und anstößig, einen Menschen, der getrunken hat, als einen getrunkenen zu bezeichnen, und doch ist „ein Trunkener“ genau die gleiche sprachliche Form wie ein Ge-

trunkener; unter einem Bedienten verstehen wir nicht einen Menschen, der von Andern Dienste empfängt, wie man doch erwarten sollte, sondern einen, der selber Dienste leistet. Das Wort entblöden ließe nach dem Muster von entkleiden, entfärben vermuten, daß damit das Ablegen der Blödigkeit bezeichnet sei; es wäre also gleich sich nicht scheuen; wir sagen aber „er entblödete sich nicht" im Sinne von „er scheute sich nicht". Mit Fastnacht, Weihnacht bezeichnen wir nicht bloß Stunden der Nacht, sondern viel mehr noch solche des Tages. Es wäre ein unerträglicher Widerspruch, von einem hölzernen Eisen oder von einem quadratischen Kreise zu reden. Und doch: wer nimmt Anstoß daran, wenn von Wachsstreichhölzern oder von viereckigen Fensterscheiben gesprochen wird? Wir sehen sonach, daß es unlogische Ausdrücke giebt, die sprachlich falsch sind und solche, die allgemein als sprachlich richtig anerkannt werden. Der Unterschied zwischen beiden Gattungen besteht nur darin, daß uns das eine Mal der logische Widerspruch zum Bewußtsein kommt, das andere Mal aber nicht. Ob aber nun bei einem bestimmten Ausdruck für den Hörer oder Leser der erstere Fall eintritt, der Ausdruck also verwerflich ist, oder der zweite Fall vorliegt und der Ausdruck zulässig ist, darüber zu entscheiden, ist die Logik nicht im stande. Sie kann also unmöglich als höchstes Gericht in sprachlichen Dingen bezeichnet werden. Das geht auch noch aus einer andern Erscheinung hervor, die der eben besprochenen genau entgegengesetzt ist. Eine Form, ein Ausdruck kann vor dem Spruch der Logik siegreich bestehen; es läßt sich vielleicht eine ganze Anzahl von völlig gleichgearteten Formen und Ausdrücken beibringen: und trotzdem ist möglicherweise die Form, der Ausdruck durchaus verwerflich. Das Wort Mannesalter würde uns logischerweise zu einer Bildung Frauenalter berechtigen; die Logik könnte uns nicht hindern, dem Frauenzimmer ein Mannszimmer zur Seite zu stellen. Von Tag bilden wir die Wörter tagen und Tagung; warum sollten wir nicht auch eine Versammlung, die bei Nacht stattfindet, eine

Nachtung nennen? und doch wäre das ein unerträglich häßlicher, ein kaum verständlicher Ausdruck. Wir können sagen: ganz und gar nicht; wir können allenfalls sagen: gar nicht, und doch begehen die Basler einen Fehler, wenn sie die Wendung ganz nicht gebrauchen. Also auch die grammatische Analogie vermag bei der Frage nach der Sprachrichtigkeit uns keine Hilfe zu bieten.

Vielleicht aber mag das ästhetische Gefühl uns einen zuverlässigeren Führer abzugeben, da ja für die Erfüllung des Zweckes der Rede die Schönheit der Form von so wesentlicher Bedeutung ist. Man könnte prüfen, welche von zwei zur Auswahl gebotenen Formen oder Wendungen die schönere sei. Wie überhaupt, wo es sich um die Schönheit eines Objektes handelt, verlangt diese Frage eine Entscheidung darüber, in wieweit bei dem fraglichen Wort oder Ausdruck eine Harmonie von Form und Inhalt vorhanden sei. Da aber in der Sprache, wie sie uns heute vorliegt, ganz verschwindende Ausnahmen abgerechnet, eine Beziehung zwischen der Form eines Wortes und der Bedeutung desselben nirgends besteht, so wird die ganze Untersuchung ohne weiteres hinfällig. Wollte man aber die Schönheit eines Wortes, einer Verbindung von Wörtern lediglich im sinnlichen Wohlklang suchen, so kämen wir mit dieser Forderung auf das musikalische Gebiet und damit auf den Tummelplatz der unbedingten Subjektivität, während wir doch gerade danach streben, durch Aufstellung bestimmter Gesetze die Willkür des Einzelnen nach Kräften auszuschließen. Anders freilich liegt die Sache, wenn wir die Frage so stellen: welches von zwei Wörtern harmoniert besser zu der Umgebung, zu dem Ganzen, in welcher dasselbe Aufnahme finden soll. Darin besteht ja hauptsächlich die Schönheit der Rede, daß sie einen einheitlichen Stil besitze, daß nicht alter Hausrat mit modernen Zieraten ausgestattet werde, daß nicht die gewagten Ansätze zu einem Stil der Zukunft sich eindrängen in die hergebrachten Kunstformen der Gegenwart. Also gegen die Zuständigkeit des ästhetischen Urteils

wären an sich hier keine Einwendungen zu machen. Leider ist aber gerade für den Stil der Sprache der ästhetische Sinn der Deutschen äußerst wenig empfindlich: Beweis genug ihre Sucht, die Rede durch den massenhaften Gebrauch von Fremdwörtern aufzuputzen. Leute, für die stilvoll ein unentbehrliches Schlagwort ist, die es als einen Frevel betrachten würden, modernes Geräte in ein altdeutsches Zimmer zu stellen, sie scheuen sich nicht, deutsche, lateinische, französische Wörter in bunter Mischung zu gebrauchen, ohne die leiseste Ahnung von der Stilwidrigkeit, die sie damit begehen. Wie viel weniger also wird das unentwickelte Stilgefühl imstande sein, bei lauter rein deutschen Wörtern eine Entscheidung zu finden? Wir sehen uns also genötigt, zuerst den ästhetischen Sinn auf eine höhere Stufe der Ausbildung zu führen; dann erst kann er imstande sein, uns als Wegweiser zu dienen. Ob eine Form, ein Ausdruck vollkommen deutlich, ob er vollkommen schön sei, können wir, ohne die Krücken der Logik und Ästhetik, auf ganz unmittelbarem Wege feststellen.

Worte, Wortformen, Wortverbindungen sind uns um so verständlicher, bieten um so weniger Anstoß, je vertrauter sie uns sind, je mehr wir gewohnt sind, sie selber zu gebrauchen oder von anderen gebraucht zu sehen. Einzig der Sprachgebrauch ist es, was den Ausschlag giebt. Was gebräuchlich ist, ist sprachrichtig, was nicht gebräuchlich, widerspricht der Sprachrichtigkeit. Der Sprachgebrauch allein entscheidet, ob ein logischer Widerspruch erträglich sei oder nicht. Und nur genaue Beobachtung des Sprachgebrauchs kann den Sinn für sprachliche Harmonie zu größerer Vollkommenheit entwickeln. Alles Stilgefühl ist ja nichts anderes als ein unbewußt gewordenes Wissen, als die Erinnerung, daß man gewisse Formen schon oft vereinigt gefunden, daß man andere Erscheinungen nur getrennt beobachtet habe. Mit dieser Regel der Sprachrichtigkeit stellen wir uns auf den Standpunkt, den vor fast 2000 Jahren schon Horaz in seiner Poetik ausgesprochen hat: Wörter leben auf und Wörter vergehen:

si volet usus, quem penes arbitriumst et jus et norma loquendi:
wenn der Gebrauch es will, in dessen Händen die Entscheidung liegt und das Recht und die Regel für den sprachlichen Ausdruck.

Wie aber fangen wir es an, um die Gebote des Sprachgebrauchs, der Sprachsitte, kennen zu lernen? Der Deutsche hat es in dieser Hinsicht nicht so bequem als manche andere Völker; er besitzt keine gesetzgebende Versammlung, keine Akademie wie die Franzosen, die hier mit mächtiger Hand eingreifen würde. Man hat das oft bedauert; schon Leibnizens weit umspannender Geist hat sich mit dem Plane einer deutschen Sprachakademie getragen, und erst in den jüngsten Tagen ist wieder der Ruf nach einer solchen laut geworden. Allein es muß sehr bezweifelt werden, ob ein solches Ziel wirklich ein erstrebenswertes sei. Zunächst: wo wäre das Dutzend oder auch nur das halbe Dutzend deutscher Gelehrter zu finden, die sich über einen Kodex des Sprachgebrauchs zu verständigen vermöchten? Hat doch die orthographische Konferenz zu Berlin gezeigt, daß nicht einmal über ganz untergeordnete und anscheinend so gleichgültige Dinge wie die Schreibung eines Wortes eine Einigung möglich ist. Aber ganz abgesehen von dieser praktischen Schwierigkeit: es liegt im Wesen der Sache, daß ein Gesetzbuch mit einer lebendigen Entwickelung unmöglich Schritt halten kann. Und gerade die Franzosen zeigen anschaulich die Gefahren, welche mit einer solchen Kodifikation verbunden wären. Je starrer das dictionnaire de l'Académie an seinem eleganten Klassizismus festhielt, desto mächtiger war der Umschwung, desto ungebundener die Zügellosigkeit, als die Romantik die alten Schranken durchbrach. Und heutzutage sind die Franzosen nicht viel besser daran als wir selbst; der Durchschnitt ihrer Zeitungen ist fast ebensosehr wie bei uns ein Tummelplatz der Nachlässigkeit, eine Fundgrube für Neubildungen aller Art.

Weniger Nachteile als solche offizielle Vertretungen offizieller Gewalten haben die Privatarbeiten Einzelner. Zu einem Er-

starren der Regeln kann es nicht so leicht kommen, weil in unablässigem Wechsel neue Schriften den alten zur Seite treten. So mögen denn solche Bücher ihr Nützliches haben; aber sehr bequem und förderlich ist es nicht, mitten im Sprechen oder Schreiben in dem Register einer solchen Schrift zu blättern und bald den bald jenen Paragraphen durchzulesen. Es wäre das ungefähr so, als wenn jemand im gesellschaftlichen Verkehr plötzlich vor eine schwierige Frage des Taktes gestellt würde und er wollte in diesem Augenblick Knigges Umgang mit Menschen aus der Tasche ziehen. Der Sprachgebrauch darf kein äußerliches Wissen sein; er muß übergehen in Fleisch und Blut. Und das geschieht nur, wenn wir selbst zu den Quellen hinabsteigen, aus denen jene Bücher geschöpft haben. Wie wir verständlich, wie wir in schöner Weise einen Gedanken zum Ausdruck bringen, lernen wir nur, wenn wir sehen, wie ihn die Andern auszudrücken gewohnt sind; wenn wir das Vorbild von solchen in uns aufnehmen, denen wir einen höher entwickelten Formensinn zutrauen. Je mehr aber jemand gelesen hat, desto feiner wird im allgemeinen sein Sprachgefühl entwickelt sein. Aber freilich: die Masse des Gelesenen thut es nicht allein: die Stimmen dürfen nicht nur gezählt, sie müssen auch gewogen werden; nicht bei denen kann man lernen, was gute Sitte ist, die auf Sitte, auf äußere Form keinen Wert legen. Es kommt also auch auf die Beschaffenheit dessen an, was wir lesen: die Tageslitteratur, die sich keine Zeit gönnt, das Stilgefühl zu bilden oder auch nur es um Rat zu fragen, kann nicht selber bildend wirken. Das gilt nicht nur von dem landläufigen Zeitungsstil, sondern auch von manchem von der Mode hoch gefeierten Schriftsteller, der es für seine Pflicht hält, jedes Jahr einen neuen Roman auf den Weihnachtstisch niederzulegen. Doch ist gerade einer der fruchtbarsten unserer heutigen Belletristen, Paul Heyse, zugleich ein unvergleichlicher Meister der deutschen Sprache.

Noch etwas anderes als die bloße Arbeit für die Schnellpresse kann eine unbewußte Verdunkelung des Sprachgefühls

herbeiführen: die eingehende Beschäftigung mit fremden Sprachen, besonders das Übersetzen aus denselben: solche Übersetzungen haben selten die Eigentümlichkeiten der fremden Sprache völlig überwunden; Latinismen und Gallicismen sind sogar in die Sprache selbst eingedrungen oder im Eindringen begriffen. Zu den fremden Sprachen, welche die Reinheit der Sprache störend beeinflussen, kann sogar das Deutsche selbst gehören: Jakob Grimm hat eine seltene Gewalt über die Sprache besessen; es ist ein wahrer Genuß, der Kraft und Gedrungenheit, der Anschaulichkeit und Wärme seiner Rede zu lauschen. Und doch hat ihm die Vertrautheit mit dem Altertum unserer Sprache nicht selten das Gefühl für das heute Gebräuchliche verdunkelt: altdeutsche Wortformen und Wortverbindungen sind bei ihm nichts Ungewöhnliches.

Daneben giebt es nun gewisse Klassen von Schriftstellern, die mit vollem klarem Bewußtsein dahin geführt werden, über die sprachliche Überlieferung hinauszugehen. Zu diesen gehören die Humoristen: die Inkorrektheit dient ihnen oft gerade dazu, eine komische Wirkung zu erzielen, und das Bedürfnis, das kleine Leben des Tages zu schildern, veranlaßt sie leicht zu Neubildungen. Jean Paul hat es selbst gelegentlich ausgesprochen, wie wertvoll jedes neugebildete Wort für ihn sei, um seinen Bedarf von Halb- und Viertelsfarben zu decken. Zu ihnen gehört weiter die große Zunft der Volksschriftsteller, derjenigen, die uns das Leben des Volkes schildern oder auf das Volk wirken wollen; mit voller Absicht und wieder, um den gerade ihnen vorschwebenden Zweck der Verständlichkeit zu erreichen, setzen sie sich über die Regeln der gebildeten Rede hinweg: darum wäre es thöricht, etwa Hebel, Gotthelf oder Rosegger als Muster deutscher Rede aufzurufen.

Endlich darf man noch eine dritte Gattung von Schriftstellern nennen, bei denen man häufig eine bewußte Vernachlässigung der Form antrifft: das ist die Zunft der Gelehrten. Es hat eine Zeit gegeben, wo es geradezu bei dem Manne der

Wissenschaft beinahe für unanständig galt, gut zu schreiben; wer auf schöne Form ein Gewicht legte, der schien der Oberflächlichkeit zu huldigen. Zum Glück verliert diese Anschauung in der Gegenwart mehr und mehr am Boden; besonders die Geschichtsforschung thut sich rühmlich hervor. Bei ihr ist es ja fast unumgänglich, daß mit der verstandesmäßigen Untersuchung sich künstlerisches Gestalten paare: so ist es denn vor andern unsere historische Prosa, die Prosa eines Ranke, Gregorovius, Hausrath, Treitschke, die als eine mustergültige angesehen werden darf.

Es möchte auffallen, daß wir nicht in erster Linie unsere Klassiker, Lessing, Goethe, Schiller, als sprachliche Muster hinstellen. Der Grund ist aber sehr einfach: so wenig wir ein Anstandsbuch des 18. Jahrhunderts in Fragen der Sitte zu rate ziehen können, so wenig ist es zulässig, einen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts als höchste Instanz in sprachlichen Dingen zu betrachten. Zwischen jenen Männern und uns liegt, wenn sie auch dem oberflächlichen Blicke entgehen mag, ein gutes Stück sprachlicher Entwickelung. Es gilt dies hauptsächlich mit Bezug auf Lessing, aber auch in Goethes und Schillers prosaischen Schriften können wir kaum eine Seite aufschlagen, ohne auf Wörter oder Wortverbindungen zu stoßen, die uns fremdartig klingen. Es ist freilich nicht sehr ermutigend zu sehen, daß die Verständlichkeit, die wir heute erstreben, schon in kurzer Spanne Zeit zu Nichts gemacht wird. Aber wir erhalten dadurch nicht die Befugnis, das Ringen nach Sprachrichtigkeit aufzugeben, so wenig die Wandelbarkeit der sozialen Gesetze von ihrer Befolgung entbindet. Aber es giebt einen Punkt, wo wir sogar noch etwas für die Zukunft thun, die Verständlichkeit auch in zeitlicher Hinsicht ausdehnen können. Selbst für die sorgfältigste Beobachtung, für das feinste Sprachgefühl muß ein Rest bleiben, wo der Sprachgebrauch für die Sprachrichtigkeit nicht mehr den Ausschlag geben kann. In dem Kampf zwischen Altem und Neuem muß es Augenblicke geben, wo beide Mächte sich die Wage halten, wo für verschiedene Gebrauchsweisen sich gleich viele und

gleich starke Autoritäten geltend machen lassen, was ist in solchen Fällen zu thun? Die Rücksicht auf die Verständlichkeit in der Gegenwart kann es nicht thun; so entscheide die Rücksicht auf die Zukunft. Denn der Historiker kann hier, wie so oft, auch der Prophet für die Zukunft sein. Wer die sprachliche Entwickelung der letzten Jahrhunderte beobachtet hat, kann in manchen Fällen des Schwankens mit Bestimmtheit voraussagen, welcher Form der Sieg zufallen wird. Wenn z. B. gefragt wird, ob man sagen soll des Bauers oder des Bauern, so ist es für den Sprachforscher zweifellos, daß des Bauers die Form einer nicht fernen Zukunft sein wird. Freilich ist das ein Kriterium, das nur von wenigen gehandhabt werden kann, und nicht zahlreich sind die Fälle, wo eine solche Voraussage möglich ist. So bleibt uns oft genug nichts übrig, als die Resignation, die Anerkennung des schwankenden Thatbestandes. Wir müssen eben aufhören, Forderungen an eine Sprache zu stellen, die sie nicht erfüllen kann; wir müssen auch der Sprache die Freiheit der Bewegung gönnen, die wir keinem andern natürlichen Organismus, keiner andern Erscheinung des menschlichen Seelenlebens versagen.

4. Einigung im mündlichen Gebrauch der Sprache.

Unsere letzten Darlegungen haben gezeigt, daß es eine ganze Reihe von Punkten giebt, in denen das Neuhochdeutsche noch ziemlich weit von vollständiger Einheit und Regelmäßigkeit entfernt ist. Aber wir müssen noch eine ganz andere, eine weit stärkere Einschränkung machen. Die ganze Einheit, von der wir bisher gesprochen, besteht im eigentlichen Sinne des Wortes nur auf dem Papier, nur in der Schriftsprache; die Einigung in der mündlichen Rede befindet sich noch in den allerersten Anfängen. Sie wird aber zweifellos immer mehr zunehmen, und die Dialekte sind unrettbar dem Untergang geweiht. Man mag das beklagen, aber dagegen anzukämpfen ist nutzlos und unverständig. Der Zweck der Sprache verlangt gebieterisch diese Erleichterung

der Mitteilung: der westfälische Bauer und der schweizer Hirte, die sich ihrer heimischen Mundart bedienen, verstehen einander so wenig, als der Franzose und der Chinese.

Im Dienste dieser kulturhistorischen Aufgabe ist vor allen Dingen die Schule thätig; Ohr und Auge werden hier mit sehr energischem Zwang auf die Schriftsprache hingewiesen. Auch das lebendige Wort der Predigt mag von Einfluß sein, wenn gleich von geringerem: in Gegenden, wo die Macht des Dialektes noch ungebrochen ist, wie z. B. im Kanton Bern, ist noch bis vor wenigen Jahren das Wort Gottes vielfach in mundartlicher Rede verkündet worden. Noch geringer ist die Wirksamkeit des Theaters, schon deshalb, weil nur ein sehr kleiner Bruchteil der Bevölkerung jemals in den Bann der Bühne gerät. Von der größten Bedeutung aber ist die Lektüre — es sind ja immer breitere Schichten des Volkes, die von dem Eifer des Lesens ergriffen werden — hauptsächlich die Zeitungen und die Kolportageschriften.

Das Verhältnis zwischen Schriftsprache und Dialekt kann im mündlichen Gebrauch ein sehr verschiedenartiges sein. Am größten ist noch immer die Masse derer, die bloß die Mundart in ihrer Rede zur Anwendung bringen. Ein Teil von diesen ist wenigstens imstande, das Hochdeutsche aufzufassen, wenn es ihnen im Munde von andern entgegentritt; eine große Anzahl ist nur für die Mundart zugänglich. Ganz selten liegt die Sache so, daß die Einsprachigkeit im ausschließlichen Gebrauche der Schriftsprache besteht. Der Fall kann fast nur da eintreten, wo hinter den Gebildeten keine breite Volksmasse steht: das gilt für die Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen. Bei denjenigen Menschen, bei welchen Schriftsprache und Mundart gebraucht wird, sind wieder die verschiedensten Abstufungen denkbar. Nur wenige gebrauchen neben reinem Dialekt lediglich die reine Schriftsprache; in weitaus den meisten Fällen entsteht eine Mischung von beiden Elementen, wobei bald die Mundart, bald die Schriftsprache überwiegt. Diese Spielart der Rede, die sehr häufig

komisch wirkt, hat mehrfach litterarische Darstellung gefunden: so in dem „Missingsch", in welchem Onkel Bräsig bei Fritz Reuter zu reden pflegt; so in „die hochdeutsche Nähdersmädle" des pfälzer Dichters Nadler, wo die Genossinnen sich belehren: man sagt doch nicht „mar sächt", mar sächt: „man sagt".

Der Grad der Mischung kann bei einem und demselben Individuum verschieden sein, verschieden bei den einzelnen Gliedern derselben Volksgruppe und verschieden nach den Gebieten des deutschen Landes. Im Verkehr mit dem Fremden wird naturgemäß die Mundart mehr zurücktreten als gegenüber dem Volksgenossen. Je feierlicher die Gelegenheit, desto größer wird die Annäherung an die Schriftsprache sein; auf der Tribüne, auf dem Lehrstuhl würde die Anwendung des Dialektes kaum gelingen; der vertrauliche tägliche Verkehr ist seine eigentliche Stätte. Dem Vorgesetzten gegenüber ist die Schriftsprache notwendiger als im Befehl an den Untergebenen. Die ruhige, gesammelte Stimmung wird sich korrekter ausdrücken als die Erregung, die Ermattung.

Der Gebildete spricht weniger im Dialekt als der Ungebildete, der Weitgereiste weniger als der, der an die Scholle gebunden, der Städter weniger als der Bauer auf dem Lande, der Hofmann weniger als der einfache Bürgersmann.

Auf dem Gebiete des Niederdeutschen ist ein reines Hochdeutsch viel häufiger anzutreffen als sonstwo in Deutschland; nirgends ist die Mundart so verbreitet und geht in so hohe Kreise hinauf als in Schwaben und Bayern, in Österreich und der Schweiz. In der Schweiz werden an gewissen Orten z. B. sogar die Verhandlungen von richterlichen Kollegien in der Mundart geführt. Freilich sind auch innerhalb dieser Gebiete wieder mancherlei Unterschiede wahrzunehmen. So wird in Basel und Bern mehr Dialekt gesprochen als in der Ostschweiz. Diese örtlichen Verschiedenheiten mögen zum Teil ihren Grund in der Eigenart des Volkscharakters haben, mögen davon abhängen, ob größerer oder geringerer Wert auf äußere Form gelegt wird,

ob man mehr oder weniger nach Abschließung gegenüber anderem Volksthum trachtet, ob zäh an dem Alten festgehalten wird oder Neues sich einer freundlichen Aufnahme erfreut. Wenn aber der Norddeutsche im allgemeinen korrekter die Schriftsprache zu gebrauchen pflegt, als die übrigen Angehörigen des deutschen Sprachgebiets, so liegt die Hauptursache noch wo anders. Zwischen der Schriftsprache des Norddeutschen und seiner niederdeutschen Mundart liegt eine viel größere Kluft, als zwischen dem Neuhochdeutschen und den mittel- und süddeutschen Dialekten. Dieser Unterschied ist in doppelter Weise von Bedeutung. Wo die Schriftsprache verstanden wird, können auch die hochdeutschen Dialekte noch auf ein gewisses Maß von Verständlichkeit rechnen, viel weniger die niederdeutschen Mundarten. Für den Norddeutschen besteht also ein größerer Zwang, sich der Schriftsprache zu bedienen, als für die übrigen Deutschen. Zweitens aber ist es weit leichter eine Sprache völlig zu erlernen, sie rein und unvermischt anzuwenden, wenn sie von der uns bereits geläufigen sich scharf und deutlich abhebt, als wenn die Abweichungen von derselben nur wenig zahlreich und wenig in die Augen fallend sind.

Die Richtigkeit der zuletzt aufgestellten Gesichtspunkte bewährt sich auch weiterhin, wenn wir auf die Art der Mischung zwischen Schriftsprache und Dialekt noch etwas näher eingehen. Am frühesten und leichtesten finden nämlich einzelne hochdeutsche Wörter in die dialektische Rede Eingang; hier ist eben der Unterschied zwischen dem fremden und dem eigenen Sprachgut ein sehr entschiedener. Weit später erst und seltener kommen auch hochdeutsche Formen zur Anwendung; freilich ist dabei auch noch ein anderer Grund im Spiele: durch hochdeutsche Wörter in dialektischem Gewande wird die Verständlichkeit mehr gefördert als es durch die bloße Anwendung hochdeutscher Formen für mundartliche Wörter geschehen würde. Auch die hochdeutschen Formen selbst dringen nicht alle mit gleicher Geschwindigkeit ein; je häufiger eine dialektische Form, desto schwerer ist sie

zu beseitigen. Gar leicht lassen Leute, die sich sonst großer Reinheit der Rede befleißigen, doch sich die mundartlichen Formen für ist, für nicht entschlüpfen.

Am allerschwierigsten ist es, die hochdeutsche Regel in der Aussprache der einzelnen Laute durchzuführen. Erstens deshalb, weil hier das gelesene, das durch die Schrift festgehaltene Lautbild sehr oft der zweifelnden Aussprache keine Entscheidung an die Hand giebt. Ob ein Laut als st oder scht zu sprechen, ob ch zu sprechen, wie in Bach oder wie in Bäche, darüber erhalten wir durch unsere Rechtschreibung keinen Aufschluß.

Zweitens tritt hier der Umstand erschwerend in den Weg, daß die Mundart häufig da keine Unterscheidungen macht, wo in der Schriftsprache solche bestehen, daß zwei Laute oder Formen der Schriftsprache im Dialekt in eines zusammengefallen sind. Der Angehörige der Mundart hört also statt eines einzigen ihm geläufigen Lautes im Munde des hochdeutsch Redenden bald diesen, bald jenen Laut gebrauchen, das eine mal etwa den gleichen, wie im Dialekt, das andere mal einen davon abweichenden; das Gedächtnis reicht aber nicht immer aus, um festzuhalten, wann der eine oder der andere Laut zur Anwendung kommt, und so entsteht eine gewisse Unsicherheit, sobald statt der Mundart die Schriftsprache zur Anwendung kommen soll: man wird häufig den dialektischen Laut auch da mit einem andern hochdeutschen Laut vertauschen, wo Mundart und Schriftsprache den gleichen Laut besitzen. Die auf diese Weise entstehenden Formen könnte man als hyperhochdeutsche bezeichnen. Der Alemanne weiß, daß er statt eines i im Hochdeutschen sehr häufig ein ei setzen muß — Weile für Wil, schleichen für schliche: er sagt darum auch gelegentlich veil = hd. viel (Hebel), ich verseichere sie = hd. ich versichere sie. Der Schwabe spricht das hochdeutsche sind, Wind als send, Wend: er macht dann auch umgekehrt aus dialektischem Mensch (homo) ein hochdeutsches Minsch, oder, weil hochdeutsch gehabt, geholt in seinem Munde wie ghabt, kabt, gholt, kolt lauten, bildet er

für Gockler (Hahn) ein hochdeutsches Gehockeler. Der Österreicher spricht ein auslautendes -er nahezu wie -a: der Winda = Winter; so heißt es denn in seinem Hochdeutsch gelegentlich im Sommer, wo er eigentlich meinte: in Summa (Rosegger). Im Munde des Leipzigers klingt laufen wie lofen; darum redet er hochdeutsch auch von einem Aufen statt einem Ofen, und, da Knopfloch und Knoblauch für ihn in dem einen Worte Knoploch zusammenfallen, so spricht er in gebildeter Rede auch von Knoblauchseide statt Knopflochseide. So erklärt sich denn auch die Unsicherheit des Hochdeutsch redenden Niederdeutschen im Gebrauch von mir und mich, dir und dich; denn in einem großen Teile des niederdeutschen Gebietes bestehen für Dativ und Akkusativ des Pronomens nur die beiden Formen mi und di.

Manche solcher Verhochdeutschungen sind in die Schriftsprache selbst aufgenommen worden: statt des mittelhochdeutschen Leffel, ergetzen, leschen heißt es jetzt Löffel, ergötzen, löschen, weil in vielen Mundarten hd. e und hd. ö in dem einen Laute e zusammengefallen sind. Die Redensart: sein Schäfchen ins Trockene bringen ist entstanden aus niederdeutschem sein Schepken ins Trockne bringen; Schepken entspricht hd. Schäfchen und hd. Schiffchen: natürlich handelt es sich ursprünglich um das Bergen des Schiffes, nicht des Schafes.

In manchen Fällen freilich kann von einer falschen Verhochdeutschung deshalb überhaupt keine Rede sein, weil der Angehörige der Mundart den Unterschied gar nicht wahrnimmt, gar nicht die Fähigkeit hat, den Unterschied wiederzugeben, den die Schriftsprache besitzt. Von dieser partiellen Taubheit sind bekanntlich besonders die Sachsen geplagt, in bezug auf den Unterschied zwischen b und p, d und t; ein typischer Charakter und ein diebischer Charakter sind für dieselben vollkommen identisch.

Wie hartnäckig die dialektischen Laute ihrer Verdrängung durch Laute eines andern Dialektes Widerstand leisten, zeigt sich

am deutlichsten in dem Umstand, daß für eine Reihe von Schriftzeichen es gar keine einheitliche, allgemein anerkannte Aussprache in der Rede der Gebildeten giebt. Zwar das dürfte, in der Theorie wenigstens, jetzt allgemein anerkannt sein, daß die niederdeutsche Aussprache von st und sp im Wortanfang eine falsche ist, und daß schtehn, Schpott auszusprechen. Aber wie verschieden ist nach verschiedenen Gegenden die Aussprache des g! es lautet bald wie j, bald wie ch, bald ist es Verschlußlaut wie im französischen vor a, o, u, und keine ist als allein berechtigte anerkannt. Das gleiche gilt für ng am Ende eines Wortes, das in manchen Gegenden als nk gesprochen wird: der Gank, der Sprunk; in den meisten dagegen gerade so wie im Innern des Wortes. Das Zeichen r wird bald mit der Zungenspitze hervorgebracht, bald mit dem Gaumen; es klingt bisweilen nahezu wie ch, oder gar wie der Vokal a, wie das vor einiger Zeit F. Vischer humoristisch geschildert hat in den „Leiden des armen Buchstaben r auf seiner Wanderung durch Deutschland" (Gegenwart 1882, Nr. 40). s wird in Süddeutschland scharf wie im Anlaut der französischen Wörter gesprochen, oder französisch c vor e und i; im Norden dagegen wieder wie das französische z. Die zuletztgenannte Abweichung ist ziemlich harmlos und wenig störend; sie kommt den wenigsten Menschen überhaupt zum Bewußtsein. Die anderen Verschiedenheiten dagegen können dem Verständnis wirklichen Eintrag thun, und ihre Beseitigung würde die Zwecke der Sprache zweifellos fördern. Beim r stehen einer Einigung physische Schwierigkeiten entgegen, nicht so beim g. Bei der Entscheidung zwischen den verschiedenen bestehenden Aussprachen desselben wird es sich am meisten empfehlen, sich an bereits vorhandenes anzuschließen. Auf einem Gebiete nämlich hat das Bedürfnis schon jetzt zu einer Einigung auch in der Aussprache geführt: das ist das deutsche Theater (freilich zu keiner unbedingten: bei den Meiningern z. B. schwankt sogar mehrfach einer und derselbe Schauspieler), und dieser maßgebende Faktor hat sich dahin entschieden, das g zu sprechen wie im frz. garder, gonfalon, guipure.

5. Nachteile der Einigung.

Die Einigung auf dem Gebiete der Schrift und der Rede, wie wir sie eben haben an uns vorüberziehen lassen, war das Ergebnis bewußten Strebens, einer innern Notwendigkeit. Aber ganz ohne Nachteile für die Sprache ist diese Entwickelung nicht geblieben. So lange die Mundart in wenig bestrittener Geltung war, konnte der Schriftsteller jedes Ding, jede Vorstellung, welche seine Volksgenossen mit einer Bezeichnung versehen hatten, auch zur litterarischen Darstellung bringen; jede sprachliche Neuschöpfung des Volksgeistes konnte sofort ihre Aufnahme in das Schrifttum finden. Das wurde anders mit dem Eintreten einer sprachlichen Einigung. Jetzt mußte Rücksicht auf viel weitere Kreise genommen werden; nur das konnte auf Verständlichkeit rechnen, was von der Schriftsprache durch den Gebrauch anerkannt war. Und zwar ist es ein ganz bestimmtes Gebiet des Wortschatzes, auf welchem so die freie Wahl beeinträchtigt wurde. Je abstrakter, abgeblaßter die Bedeutung eines Wortes, desto mehr Dialekte stimmen in seinem Gebrauch überein; je sinnlicher die Bedeutung, desto größer die Abweichung zwischen den einzelnen Mundarten, desto größer also auch die Schwierigkeit, einem Ausdruck allgemeine Geltung zu verschaffen.

Diese Schwierigkeit wird durch einen andern Umstand noch erhöht. Der Umfang dessen, was in der Schriftsprache zur Darstellung kommt, bedingt nämlich auch seinerseits eine Ungleichheit in der Beteiligung verschiedener Gebiete des Sprachschatzes, und zwar kommt gerade der Teil des Wortvorrates seltener zu litterarischer Verwendung, bei dem auch die örtlichen Verschiedenheiten die größten sind. Bei einer Gemeinsprache der Gebildeten ergiebt es sich von selbst, daß ein Gegenstand umsoweniger das Interesse der litterarischen Darstellung herausfordert, je näher er dem rein sinnlichen Bedürfnisse steht, je mehr er dem Kleinleben, dem Gebiete des Volkstümlichen zugehört. Zumal bei einer so überidealistischen, dem wirklichen Leben ferne

stehenden Litteratur, wie es die deutsche im 17. und 18. Jahrhundert geworden ist. So giebt es denn eine ganze Reihe von Gegenständen, für die es der Schriftsprache an einer allgemein anerkannten Bezeichnung gebricht. Es fehlt uns an Benennungen für zahlreiche Pflanzen und Tiere, für Speisen, für Gerätschaften des Hauses und der Ackerbestellung und ebenso für viele Verrichtungen, die bei Zubereitung oder Handhabung solcher Gegenstände erforderlich sind.

Ebensowenig hat die eigentliche Litteratur Sinn und Verständnis und demnach Sprachmaterial für die kleinen oder kleinlichen Gefühlsäußerungen des täglichen Lebens, die in Ausdrücken des Ärgers und der Gereiztheit, in Scheltworten und Flüchen in Ausrufen des Schmerzes und der Freude, in tausend zärtlichen Schmeichelworten zur sinnlichen Erscheinung kommen.

Bei einer gewissen Gruppe von Vorgängen würde zwar das Interesse im allgemeinen nicht fehlen, aber trotzdem bleibt der Vorrat an Bezeichnungen ein mangelhafter. Es giebt ein Gebiet, auf welchem die lebendige Rede des Volkes auch in der Gegenwart sich schöpferisch erweist: für Nüancen von Bewegungen und Lauten werden fort und fort neue klangmalende Wörter gebildet, die aber keine offizielle Geltung erhalten, weil die Schriftsprache gegen die Sprache des Volkes sich vornehm ablehnend verhält.

So hat denn die fortschreitende Ausbildung einer einheitlichen Schriftsprache eine nicht unerhebliche Verarmung des für litterarische Aufgaben verwendbaren Sprachstoffes zur Folge gehabt. Die Reaktion ist nicht ausgeblieben; die Unterdrückten mußten wieder eine Vertretung gewinnen: so kommt es zur Schöpfung der Dialektlitteratur. Diese ist also nicht ein bloßes poetisches Spiel, sie hat ihre tiefe innere Berechtigung und kann deshalb nicht so leicht wieder untergehen.

Bei der litterarischen Wiedergabe des Dialektes begegnet nicht selten eine Erscheinung, die der von uns oben Seite 55 als Hyperhochdeutsch bezeichneten entspricht. Wie der Angehörige

der Mundart öfters ein Wort unrichtig ins Hochdeutsche überträgt, so wird auch umgekehrt das Hochdeutsche falsch in die Mundart übersetzt. Hierher gehört es besonders, wenn in niederdeutschen Schriften ein neutrales Adjektiv auf -et erscheint: en grotet Hus, en levet Kind für großes, liebes, während die echte Mundart diese Formen auf -et nicht kennt.

6. Kennzeichen des Neuhochdeutschen.

Nachdem wir nun die Betrachtung zu Ende geführt, welche den Einheitsbestrebungen und ihren Ergebnissen gewidmet war, müssen wir noch einen Blick auf die Beschaffenheit der also gewonnenen Einheit werfen, auf die Eigentümlichkeiten, welche das Neuhochdeutsche von anderen örtlichen und zeitlichen Spracheinheiten unterscheiden. Wir müssen dabei freilich stets dessen bewußt bleiben, daß das, was wir als Neuhochdeutsch zu bezeichnen pflegen, keineswegs ein überall gleichartiges Ganzes bildet. Nicht nur zeigen verschiedene Zeiten des Neuhochdeutschen verschiedene Stadien der Einigung, sondern die Sprache ist, unabhängig davon, während der neuhochdeutschen Periode von Schritt zu Schritt weitergegangen: die Sprache Luthers ist nicht mehr die der Klassiker, die der Klassiker nicht mehr die unserige. Aber der Gesamtcharakter der Sprache ist im wesentlichen der Gleiche geblieben: der der Mischung aus verschiedenen Dialekten, wobei jedoch das Mitteldeutsche die Hauptgrundlage bildet. Wesentlich mitteldeutsch ist der Vokalismus, bayerisch-österreichisch der Konsonantismus des Neuhochdeutschen. In den Wortformen, wie in der Wortverbindung ist der Unterschied zwischen den bei der Bildung des Neuhochdeutschen beteiligten Dialekten nur gering; das Geschlecht der Substantiva steht auf dem mitteldeutschen, nicht dem oberdeutschen Standpunkte: md. ist die Backe, die Butter, die Traube ꝛc., während der Oberdeutsche der Backen, der Butter, der Trauben sagt. Am stärksten sind die Unterschiede der Dialekte im Wortschatz. Der Grundstock des Neuhochdeutschen in dieser Beziehung ist mitteldeutsch. Ganz uner-

heblich ist das rein oberdeutsche Element; fast nur dann sind Ausdrücke aus dem Süden in die Schriftsprache eingewandert, wenn die Dinge selbst, die sie bezeichnen, lediglich dem Süden eignen, also besonders Bezeichnungen für alles, was mit dem Hochgebirge zusammenhängt: Alp, Fluh, Gletscher (das selbst aus franz. glacier stammt), Lawine (aus mittellat. labina zu labi gleiten), Matte, Senn. Von Wörtern anderer Art entstammen lugen und staunen schweizerischer Heimat. Zahlreich sind die niederdeutschen Bestandteile der Schriftsprache; dahin gehören natürlich in erster Linie die Wörter, welche sich auf die Schiffahrt, auf das Leben an und auf dem Meere beziehen: Brise, Bucht, Düne, Hafen, lichten (die Anker, eig. leicht machen), Steven, Tau, Wrack ꝛc., aber auch andere Ausdrücke wie echt, aus älterem êhaft, das, was mit der ê (= Ehe), d. h. dem Gesetz zusammenhängt (der Übergang von ft in cht ist eine Eigentümlichkeit des Niederdeutschen), Fracht, Harke, kneipen, knicken, Schlucht (= oberdeutsch Schluft, verwandt mit schlüpfen) ꝛc. Bisweilen besitzen wir sogar die niederdeutsche und die hochdeutsche Form desselben Wortes nebeneinander: so Brunnen — Born, feist — fett, sanft — sachte, sühnen — (ver)söhnen, Waffen — Wappen, wo immer das erste Wort die hochdeutsche, das zweite die niederdeutsche Gestalt zeigt.

Die lautlichen Unterschiede, durch welche das Neuhochdeutsche vom Mitteldeutschen sich abhebt, werden im besondern Teile dieser Schrift besprochen werden. Hier sei nur das Wichtigste derselben hervorgehoben. Es betrifft die langen Vokale î, û, ǖ des Mhd.: dieselben sind im Nhd. zu Diphthongen geworden. Dem Mhd. zît — wît, hûs — mûs, hiute — liute entsprechen die nhd. Wörter Zeit — weit, Haus — Maus, heute — Leute (s. oben S. 25). In bezug auf Formenbildung und Satzfügung bestehen keine so durchgreifenden Unterschiede; einzelne Beispiele versparen wir auf die später zu gebende Einzeldarstellung.

Zweiter Abschnitt.

Innere Geschichte der deutschen Sprache.

I. Es wird gedächtnismäßig überliefertes Material in überlieferter Bedeutung verwendet: formale Veränderungen desselben.

1. Allgemeines. Lautgesetzliche Wandlungen.

Der letzte Abschnitt hat uns gezeigt, daß innerhalb der deutschen Sprache eine große Zahl von Verschiedenheiten besteht: die Rede weicht ab nach Ort und Zeit, aber auch nach den Lebenskreisen, innerhalb derer der Sprechende steht. Wir haben nunmehr genauer nach dem Wesen und den Ursachen dieser Verschiedenheiten zu fragen.

Man hat wohl versucht, das Wesen der sprachlichen Veränderungen dadurch anschaulich zu machen, daß man die Wörter mit Steinen verglich, die der Bach, der Strom mit sich führt, die immer mehr sich abschleifen und ihre ursprüngliche Gestalt verlieren; dem strömenden Wasser sollte der häufige Gebrauch der Wörter entsprechen. Der Vergleich ist grundfalsch: das Wort ist nicht ein Ding, das, einmal ins Leben gerufen, eine ununterbrochene Fortdauer besitzt, sondern es ist eine Thätigkeit, ein Vorgang. Und zwar besteht der Vorgang darin, daß gleichzeitig mit einem seelischen Vorgang eine schallerzeugende Bewegung der Sprachorgane erfolgt, daß, kürzer ausgedrückt, ein Vorstellungsbild und ein Lautbild verbunden werden. Diese Verbindung ist schon deshalb nicht immer und überall die gleiche, weil die Faktoren derselben nicht in jedem Falle die gleichen sind. Die Zahl der im Bewußtsein haftenden Anschauungen ist abhängig von der Zahl der Eindrücke, die eindringen auf den Menschen und auf diejenigen, mit welchen er in sprachlichem Verkehr steht. Je

enger der Lebenskreis, dem ein Mensch angehört, je niederer der Grad seiner Bildung, desto beschränkter die Welt seiner Anschauungen: der Arbeiter in der Fabrik, der Bauersmann auf dem Lande, sie können den Bedarf ihres sprachlichen Lebens mit wenigen Hunderten von Wörtern bestreiten, während dem Hochgebildeten, dem Dichter, ein Schatz von einigen Tausenden kaum zu genügen vermag. Und je eigenartiger die Beschäftigung eines Menschen, je mehr sie heraustritt aus dem Gesichtskreis der großen Masse, desto eigenartiger ist auch der Wortvorrat, über den er verfügt. So hat sich innerhalb des Deutschen eine ganze Reihe von Kunstausdrücken, von Kunstsprachen ausgebildet: der Kaufmann und der Fischer, der Bienenzüchter wie der Bergmann, der Seemann wie der Jäger, sie haben alle ihr besonderes Latein: wer als Neuling in die Geheimnisse dieser Beschäftigungen eingeweiht wird, muß mit den neuen Anschauungen auch eine neue Sprache sich aneignen. Ebenso ist die Masse der vorhandenen Anschauungen nach verschiedenen Zeiten verschieden: so sind mit dem Untergang des Ritterwesens und der alten Lehensverfassung, mit dem Absterben alter Rechtsformen, mit dem Aufgeben des astrologischen Studiums auch zahlreiche, diesen Gebieten angehörende Wörter dem Untergang verfallen. Aber nicht darauf allein kommt es an, ob gewisse Dinge in der Außenwelt überhaupt vorhanden sind, sondern auch die Stärke des Eindrucks ist maßgebend; dies aber ist hauptsächlich davon abhängig, ob die Dinge Interesse für den Menschen haben, ob sie schädlich oder förderlich auf ihn einwirken: die großen Tiere und die mächtigen Bäume, die Tiere und Pflanzen, die für die Ernährung und Bekleidung des Menschen von Bedeutung sind, die Tiere, die sein Leben bedrohen, sie haben viel früher sprachliche Bezeichnung gefunden, als der unscheinbare Käfer im Sande, als die kleine Blume des Waldes. So kommt es, daß die Namen der größeren Tiere, der großen Waldbäume, die wichtigsten Getreidearten allen germanischen Stämmen gemeinsam sind, einzelne sogar, wie Wolf, Kuh, Ochse, Birke, Buche, Erle, Gerste, mit den Benen-

nungen anderer indogermanischer Völker übereinstimmen; für Blumen und Kerbtiere dagegen wechseln die Bezeichnungen oft von Mundart zu Mundart, so daß noch heute der Zoologe und der Botaniker des lateinischen Kunstausdrucks nicht entraten kann. Beispielsweise kennt das Deutsche für Primula elatior etwa sechzig, für Colchicum autumnale etwa fünfzig verschiedene Ausdrücke.

Der Vorrat an Vorstellungsbildern ist also nach Individuen und nach Gruppen von Individuen verschieden. Noch größer ist aber die Zahl der Möglichkeiten, wenn es sich um die Wahl der Lautbilder handelt: ein und dasselbe Individuum kann bei der einen Anschauung so, bei einer andern anders verfahren; bei einem und demselben Vorstellungsbild kann der Einzelne bald dieses bald jenes Lautbild zu dessen Versinnlichung anwenden. Die erste Möglichkeit ist die, daß die Sprache bereits lautlichen Stoff besitzt, um die zu bezeichnende Anschauung wieder zu geben, daß dieser sprachliche Stoff auch ins Bewußtsein des Sprechenden eintritt und daß er seinen augenblicklichen Zwecken Genüge leistet. Dann giebt derselbe die Anschauung genau mit denselben Lauten wieder, mit welchen sie schon früher ihren Ausdruck gefunden, oder er sucht es wenigstens zu thun. Denn die genaue Übereinstimmung zwischen der durch Wiederholung erzeugten Form eines Wortes und der früheren Hervorbringungen desselben ist durch verschiedene Umstände nicht unerheblich beeinträchtigt. Die wichtigste Vorbedingung ist, daß das frühere Lautbild bei der ersten Aneignung in allen seinen Einzelheiten auf die Sinne des Redenden eingewirkt habe, d. h. daß das Wort richtig gehört worden sei. Richtiges Auffassen eines fremden Lautbildes findet am leichtesten statt, wenn das betreffende Wort einzeln für sich langsam und deutlich hervorgebracht wird. Das ist besonders der Fall beim Sprechenlernen und Lesenlernen des Kindes. Werden nun die so hervorgerufenen Lautbilder vom Bewußtsein sorgfältig aufgefaßt, so sollte man bei oberflächlicher Betrachtung denken, daß das nachgebildete Wort mit dem Original völlig übereinstimmen

müsse. Das ist aber keineswegs der Fall; wie alle Nachahmung eine unvollkommene ist, so ist es auch die sprachliche. Um die ihm überlieferten Laute nachzubilden, setzt das Kind seine Sprachorgane in Bewegung, zunächst ohne eine Ahnung, durch welche Mittel es seinen Zweck erreichen wird. Daher fallen seine Versuche zunächst sehr unvollkommen aus; aber es vergleicht unablässig das Produkt seiner Sprachthätigkeit mit dem ihm vorschwebenden fremden Lautbilde, setzt andere Muskeln, andere Teile des Mundes in Bewegung und gelangt so zu immer größerer Übereinstimmung zwischen dem von ihm gesprochenen und dem gehörten Worte. Die Genauigkeit der Wiedergabe hängt ab von der Schärfe der Vergleichung, welche der Lernende zwischen seinem eigenen und dem fremden Lautbild anstellt, also von der durch das Ohr geübten Kontrolle. Aber dieses ist ein sehr unzuverlässiges Instrument: es können demselben zwei Laute als identisch erscheinen, die in der Art ihrer Hervorbringung noch ganz erhebliche Verschiedenheiten zeigen. Dazu kommt noch ein Weiteres. Verschiedene Ursachen können gleiche Wirkung haben: um gleiche akustische Wirkung zu erzielen, werden die Sprachorgane des Lernenden auch Bewegungen machen können, welche von denen des Lehrenden abweichen. Und diese Ersetzung von Sprachbewegungen durch andere, welche die gleiche Summe ergeben, wird oft genug nötig werden, denn die Sprachorgane verschiedener Menschen sind keineswegs immer völlig gleich gebaut, und wenn zwei Produkte, von denen der eine Faktor ungleich ist, gleichen Wert haben sollen, so müssen auch die übrigen Faktoren ungleich sein. So kann sich denn beim Übergang der Sprache vom Vater auf den Sohn, von Geschlecht auf Geschlecht eine Abweichung der Aussprache vollziehen.

Diese Abweichung ist zunächst verschwindend klein; der Enkel unterscheidet sich aber wieder vom Sohn, und so kann im Laufe der Generationen eine ganz erhebliche Differenz gegenüber den Urahnen eingetreten sein.

Die Veränderungen, welche so entstehen, können von

doppelter Art sein. Entweder sind sie qualitativ, d. h. es werden andere Teile der Sprachorgane verwendet, andere Muskeln in Bewegung gesetzt als zuvor: das geschieht z. B., wenn der Zahnlaut n in den Lippenlaut m übergeht, wenn also etwa Imbiß aus Inbiß entsteht. Oder sie sind quantitativ, d. h. die gleiche Art der Bewegung kann mit größerem oder geringerem Kraftaufwand vor sich gehen: es erfordert z. B. eine geringere Thätigkeit der Sprachorgane, Ferd und Fund zu sprechen, wie es der hochdeutsch redende Westfale thut, als zu sprechen Pferd und Pfund. Der Fall, daß der Kraftaufwand größer ist, ist im ganzen selten im Vergleich zu denen, wo bei der Nachahmung man sich mit geringerer Anstrengung begnügt. Es spielt also das Moment der Bequemlichkeit, des Beharrungsvermögens eine bedeutende Rolle in der Entwickelung der Sprache, freilich weniger als Ursache der Veränderung, als vielmehr in der Art, daß es der Veränderung ihre Richtung anweist.

Man pflegt die Umwandlungen der Sprache, wie wir sie eben geschildert haben, als lautgesetzliche zu bezeichnen. Denn die Gründe, die der völlig genauen Wiedergabe eines Lautes im Wege stehen, gelten beim jedesmaligen Auftreten desselben, in welchem Wort er auch begegnen möge. Mit anderen Worten, ein Laut schlägt in allen Fällen immer genau denselben Weg der Veränderung ein, und diese Fälle lassen sich unter einer Regel, einem Gesetze zusammenfassen. So ist es z. B. Lautgesetz, daß ein langes i des Mittelhochdeutschen im Neuhochdeutschen zu ei wird: gîge—Geige, hîrât—Heirat, mîden—meiden, nît—Neid, Zît—Zeit u. s. w.

Diese Einheit der Entwickelung gilt aber zunächst nur für den einzelnen Menschen. Bei einer größeren Anzahl von Menschen können die Umstände, welche die Sprachentwickelung beeinflussen, sehr verschieden sich gestalten. Die Schärfe des Ohres ist nicht die gleiche, die Sprachorgane selbst sind nicht völlig gleich gebaut: müssen sich da nicht mit der Zeit so viele Sprachen herausbilden, als es Menschen giebt? Es läßt sich

nicht leugnen, daß auch im kleinsten, engsten Kreise sich kleine Unterschiede der Aussprache vorfinden, daß etwa ein Glied dieses Kreises mit der Zunge anstößt und den Buchstaben s spricht wie das englische th — es wird das besonders häufig bei Juden beobachtet — aber daraus ergiebt sich zugleich, daß auf den die Sprache lernenden Menschen nicht eine einzige Aussprache einwirkt, sondern mehrere solche: es wird also die Sprache des Einzelnen gewissermaßen ein Auszug sein, ein Durchschnitt aus der Sprache seiner Verkehrsgenossen. Dies gilt für jedes Glied des jüngern Geschlechtes; wo nun diese Glieder einem engen Kreise angehören, so sind die Verkehrsgenossen, deren Sprache als Vorbild wirkt, wesentlich dieselben, und die verschiedenen Durchschnitte aus den kleinen Abweichungen der ältern Generation können ihrerseits wieder nur sehr wenig untereinander abweichen.

Freilich, wo zwei Menschen, zwei Gruppen von Menschen nicht mehr in näherer Verbindung stehen, wo der Verkehrszwang zwischen ihnen geringer wird oder ganz aufhört, da muß notwendig auch die Sprachentwickelung auseinandergehen, ein Laut sich hier nach der, dort nach jener Richtung umgestalten, mit anderen Worten, es müssen mundartliche Unterschiede entstehen, es müssen mehr oder weniger scharf getrennte Mundarten sich bilden. Je weiter die Sprachkreise auseinanderliegen, je geringer also die Beziehungen zwischen ihnen sind, desto stärkere Abweichungen müssen sich herausbilden, wie auch zeitlich die Unterschiede mit dem Wachsen der Zwischenräume immer größere werden. Man sieht, es besteht kein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Art, wie örtliche und der Art, wie zeitliche Unterschiede entstehen.

2. Wirkungen der Analogie (Volksetymologie, Formeln).

Wäre die lautgesetzliche Umgestaltung der Sprache die einzige Art ihrer Veränderung, so würde die Geschichte einer Sprache

außerordentlich einfach und durchsichtig sein. Es wäre ein Leichtes, die einzelnen Lautregeln festzustellen, und man wäre mit ihrer Kenntnis ohne weiteres imstande, rein mechanisch etwa Goethe'sche Verse in die Sprache des Nibelungenliedes zu übertragen, oder die Dichtung Otfrids in die Sprache des Wulfila umzuschreiben. Einer solchen Lage der Dinge entsprechen aber die thatsächlichen Verhältnisse nicht im Entferntesten. Die einfachste und äußerlichste Abweichung von der völlig getreuen Wiedergabe eines früher bestehenden Lautbildes besteht darin, daß nur ein Teil seiner Laute oder Lautgruppen zur sinnlichen Erscheinung kommt. Dabei kann es sich um ein einzelnes Wort handeln: wir verlangen ein Glas Soda statt Sodawasser, sprechen von einem Kilo statt einem Kilogramm. Besonders wird dieses Verfahren bei Eigennamen in den sogenannten Koseformen geübt: so ist Folco die Abkürzung für Volkmar (volksberühmt), Volkwald (volkswaltend) ꝛc., Jack für Jakob. Oder von einem ganzen Ausdruck wird nur ein Teil ausgesprochen: hierher gehört so ziemlich alles das, was die Schulgrammatik als Ellipse zu bezeichnen pflegt. Wir sagen Guten für guten Appetit, wir verlangen einen Schoppen alten oder neuen, nämlich Wein; er muß fort ist soviel als er muß fortgehen. Die Möglichkeit der Verwendung solcher unvollständigen Lautbilder begreift sich, wenn wir die psychischen Vorgänge ins Auge fassen, die das Hören und Erfassen eines Wortes begleiten. Wenn in einem Zimmer sich zwei Saiteninstrumente befinden, und eine Saite des einen Instruments wird zum Schwingen und Tönen gebracht, so klingen zugleich auch die Saiten des zweiten Instrumentes an, welche mit ihr gleiche Tonhöhe besitzen oder deren Klang in gewissen harmonischen Verhältnissen zu dem Klang der ursprünglich berührten Saite steht. Etwas Ähnliches tritt ein beim Sprechen. Wenn ein Lautbild erzeugt wird, so bringt dasselbe in der Seele des Hörenden nicht nur einen einzigen mechanischen Eindruck hervor sondern es klingen die gleichen oder ähnlichen Lautbilder mit an,

die schon im dunklen Grunde des Bewußtseins vorhanden sind. Und zwar zunächst die gleiche Form des gleichen Wortes, oder Ausdrucks, wenn dasselbe bereits früher einmal gehört worden war. Das ist sehr wichtig für das Verstehen der Rede eines Andern. Es wäre ein großer Irrtum zu glauben, daß bei der gewöhnlichen Art des sprachlichen Verkehrs wir jedes einzelne Wort in seinem vollen Umfange mit dem Ohr auffassen. Sondern wir hören nur Hauptteile des Wortes, des Satzes, und es klingen bei dem Ertönen dieser Teile die im Gedächtnis befindlichen vollständigen Lautbilder an, so daß uns das Bruchstückhafte des Hörens kaum zum Bewußtsein kommt: mit diesem Vorgang hängt es zusammen, daß wir — besonders bei fremden Sprachen wird das empfunden — gesprochene Worte weniger leicht auffassen, öfter mißverstehen, als geschriebene, und daß wir gehörte Laute oftmals längere Zeit im Bewußtsein hin und her bewegen, ehe wir sie verstehen, d. h. ehe ein Lautbild anklingt, die richtige Ergänzung gefunden ist. Weiter können nun aber auch bei dem Hören eines Lautbildes bereits vorhandene Wörter anklingen, die nicht identisch mit jenen sind, deren Stamm aber zu einem Teile das gleiche Lautmaterial enthält. Nehmen wir an, das Kind habe nach öfterem Vorsprechen das Wort Stein und die damit verbundene Vorstellung seinem Gedächtnis fest eingeprägt. Es höre nun weiter die Lautgruppe Steine, ohne daß ihm in irgend einer Weise gezeigt werde, welcher Sinn diesem Worte innewohnt. Trotzdem wird es die stoffliche Bedeutung des Wortes, wenn auch nicht seine formale Beziehung erkennen, denn beim Hören findet sofort ein Anklingen des Lautbildes Stein statt. Der gleiche psychische Vorgang tritt ein, wenn die Worte steinigen, aussteinen, Versteinerung, Steinwurf, Grenzstein ausgesprochen werden. Mit anderen Worten: die Wörter mit gleichen Lautgruppen schließen sich durch unbewußte Attraktion zu Vorstellungsgruppen zusammen; es bildet sich das Gefühl aus, daß, um eine gewisse Vorstellung in irgend welcher Beziehung auszudrücken, eine gewisse Summe

von Lauten in dem Worte vorkommen müsse. Es bedarf nicht einmal der vollständigen Übereinstimmung für das Anklingen der Lautbilder, sondern es genügt schon die Ähnlichkeit derselben, um die etymologisch verwandten Wörter zu Gruppen zusammenzuschließen. Nicht nur nehmen, genehm, Vernehmung klingen untereinander an, sondern auch nimmt, nahmen, genommen werden zu jenen in Beziehung gebracht. Es leuchtet ein, daß diese Gruppen für die gedächtnismäßige Bewahrung des Wortmaterials sehr förderlich sein müssen und so für die getreue Weiterüberlieferung überkommenen Sprachgutes von großer Bedeutung sind. Sie können aber auch umgekehrt der rein lautgesetzlichen Umgestaltung verhängnisvoll entgegenwirken, nämlich dann, wenn nicht nur gleiche, sondern ähnliche Lautbilder zu Gruppen vereinigt sind. Ist nehm-, nimm-, nahm- oder nomm- der Träger der Bedeutung? Wenn Luther sagt: ich kreuche, er kreucht, wir kriechen, sie kriechen, ist da kreuch- oder kriech- die wahre Versinnlichung des betreffenden Vorstellungsbildes? Das Sprachgefühl hat kein Mittel zur Entscheidung dieser Frage. Das Gedächtnis überliefert nur, daß im Präsens nehm- oder nimm-, im Perfekt genommen angewendet wird, daß im Singular früher kreuch-, im Plural kriech- gesagt wurde. Versagt diese Stütze des Gedächtnisses, so hat die Sprache keine Veranlassung mehr, in dem einen Falle zu sagen ich kreuche, in dem andern wir kriechen; sie ist vollauf berechtigt, auch einmal ich krieche und wir kreuchen zu sprechen. Äußerlich betrachtet, kann man sagen: krieche hat seine Gestalt umgeändert nach dem Muster oder der Analogie von kriechen. Ein anderes Beispiel: statt fährt, trägt, schlägt heißt es in vielen Dialekten fahrt, schlagt, tragt: die ursprünglichen Formen mit ä sind umgebildet nach der Analogie von ich fahre, schlage, fahren, schlagen 2c. Bei solchen Bildungen ist es oft nicht ganz leicht, die Art der Analogiewirkung festzustellen: der eine Ausdruck x hat sich nicht selten so stark nach dem Ausdruck y gerichtet, daß sich nicht entscheiden

läßt, ob x das ursprünglich beabsichtigte sei und y das Muster für die Analogiebildung oder umgekehrt. Das gilt besonders für die Beispiele, die wir oben S. 40 als Vermischung zweier Ausdrücke bezeichnet haben. Die Zahl solcher Analogiebildungen in Wort und Satz ist außerordentlich groß; sie steht den rein lautgesetzlich entwickelten Formen kaum nach.

Die nächste Folge der Neubildungen nach Analogie ist die Entstehung von Doppelformen: krieche bestand eine Zeitlang neben kreuche, und noch heute haben wir nebeneinander gelehrt und gelahrt, gesendet und gesandt, gewendet und gewandt. Aber dieses Nebeneinander ist selten von langer Dauer, denn zwei verschiedene Lautgruppen für genau denselben Zweck, das ist ein unnötiger Aufwand, und so wird mit der Zeit die eine der Doppelformen ausgeschieden; es heißt jetzt nur noch ich krieche. Und zwar wird im allgemeinen beibehalten diejenige Form des Lautbildes, welche den festern Anhalt im Gedächtnis hat, welche also häufiger gebraucht worden ist: kreuch- hatte seine Stätte nur in den drei Personen des Präsens Indikativ und im Singular des Imperativs, kriech- wurde schon lautgesetzlich angewendet im Plural des Präsens Indikativ, im ganzen Konjunktiv, im Infinitiv und im Partizip des Präsens, im Plural des Imperativs. Sind die Machtverhältnisse der streitenden Formen ungefähr die gleichen, so entscheidet der Zufall für die Herrschaft der einen oder der andern. Diejenigen, die zu einem und demselben Kreise von Sprechenden gehören, passen sich natürlich einander an und verfahren in übereinstimmender Weise. Dagegen kann es sich ereignen, daß Gruppen von Menschen, die räumlich getrennt sind, die in keinem Verkehrszwang miteinander stehen, nicht die gleiche Form beibehalten, sondern daß, was in dem einen Gebiete bestehen bleibt, im andern untergeht. So kann also auch das Wirken der Analogie zur Entstehung von verschiedenen Mundarten beitragen. Z. B.: in der mittelhochdeutschen Periode lautete der Plural von ich fand wir funden. Das Neuhochdeutsche hat den Wechsel zwi-

schen fand und fund so ausgeglichen, daß der Pluralvokal dem Vokal des Singulars weichen mußte: ich fand — wir fanden; das Niederdeutsche ist umgekehrt verfahren, und es heißt bei Fritz Reuter: hei funn, wi funnen. Oder die Sache kann auch so liegen, daß in einzelnen Gebieten ausgeglichen wird, in andern nicht: so ist der mittel- und neuhochdeutsche Wechsel von ich fahre — er fährt, trage — trägt &c. schon im Mittelniederländischen und vielen der heutigen deutschen Dialekte beseitigt, so daß es also hier er fahrt, er tragt lautet. Warum im einen Falle Ausgleichung eintritt, in dem andern nicht, darüber läßt sich keine allgemeine Regel aufstellen. Nur soviel läßt sich behaupten: je mehr die ursprünglichen lautlichen Abweichungen gleichwertiger Lautbilder zusammentreffen mit Funktionsverschiedenheiten, desto leichter entziehen sie sich der Ausgleichung. Mit der Abweichung zwischen ich nehme — wir nehmen einerseits und ich nahm — wir nahmen anderseits fällt zusammen der wichtige Unterschied zwischen Gegenwart und Vergangenheit: so hat denn hier in keiner deutschen Mundart Ausgleichung zwischen Präsens und Präteritum stattgefunden. Wenn dagegen im Mittelhochdeutschen das Präteritum von ich hoere lautet ich hôrte, so ist die Unterscheidung von oe und ô überflüssig; das t genügt, um die Vergangenheit gegenüber der Gegenwart zu charakterisieren: so lautet es denn neuhochdeutsch mit Ausgleichung ich hörte. Die Funktionsverschiedenheit zwischen zwei Wörtern kann sogar so groß werden, daß beide nicht mehr als zusammengehörig gefühlt werden: schon und fast sind ursprünglich die adverbialen Formen der Adjectiva schön und fest, und ein solcher lautlicher Unterschied zwischen Adjektiv und Adverb ist im Mittelhochdeutschen gar nicht selten gewesen. Er ist aber nur hier bewahrt, wo durch die Art der Bedeutung eine Isolierung der betreffenden Formen eingetreten war; sonst hat die Analogie Adjektiv und Adverb gleich gemacht. Im Mittelhochdeutschen flektierte man das Wort rauh so: rûch — rûhes; neuhochdeutsch ist das h des Inlauts auch in den Auslaut übertragen

worden: die alte Form ist aber bewahrt in der Zusammensetzung Rauchwerk, bei welcher an jenes Adjektiv nicht mehr gedacht wurde. Zahlreiche Beispiele solcher isolierter Formen werden sich uns im besonderen Teile ergeben.

Vergleicht man die Wirkungen der Analogie mit den Veränderungen, die nach bestimmten Lautgesetzen vor sich gehen, so zeigt sich, daß beide Vorgänge in einem gewissen Gegensatze zu einander stehen. Die lautlichen Veränderungen machen identische Lautbilder unähnlich: jenes hoere—hôrte lautete früher einmal hôriu — hôrte, und hôriu wurde wegen des Einflusses von i auf vorhergehende Vocale lautgesetzlich zu hoere; die Analogie aber strebt danach, das durch lautliche Differenzierung auseinandergegangene wieder zu uniformieren.

Die Schwingungen, welche durch das Erklingen eines Tonbildes erregt werden, gehen aber noch über die bisher in Betracht gezogenen Kreise hinaus; auch die Lautbilder, welche nicht verwandte Bedeutung haben, nicht etymologisch verwandt sind, klingen an, sofern die äußere Übereinstimmung mit dem an das Bewußtsein neu herantretenden Lautbilde groß genug ist. Es ließe sich damit etwa das Anklingen der zum Grundton unharmonischen Obertöne vergleichen. Für gewöhnlich ist das Anklingen dieser unverwandten Lautbilder ein kaum hörbares, kaum zum Bewußtsein gelangendes. Dieselben treten erst stärker hervor, wenn kein Mitschwingen etymologisch verwandter Lautbilder stattfindet. Dieser Fall kann eintreten, wenn solche überhaupt nicht vorhanden sind; sei es, daß sie nie bestanden haben: dies gilt besonders für das Hören von Fremdwörtern; sei es, daß sie verloren gegangen: wahnwitzig ist zusammengesetzt mit einem Adjektiv wan leer, das aber schon in der frühesten Zeit des Altdeutschen verloren gegangen ist; nach dessen Untergang war die frühere Art des Anklingens, der Gruppenbildung nicht mehr möglich, und so konnte es kommen, daß jetzt das lautlich zunächst stehende, obgleich unverwandte Substantiv der Wahn anklingt. Der gleiche Fall kann aber auch eintreten, wenn zwar etymo-

logisch verwandte Wörter vorhanden sind, aber durch starke Veränderungen derselben das Sprachgefühl verhindert ist, die Verwandtschaft zu erkennen, und die äußere Ähnlichkeit zwischen unverwandten Wörtern größer geworden ist, als die zwischen den verwandten. Das Wort Eiland ist durch lautliche Veränderung entstanden aus Einland; nach dem Untergang des n lag es viel näher, das Wort mit der Lautgruppe Ei als mit ein in Verbindung zu bringen; bei echt liegt das etymologisch verwandte Lautbild Ehe (siehe oben S. 61) sehr fern, weit näher das Wort achten. Ja es ist sogar möglich, daß die lautliche Übereinstimmung mit dem etymologisch verwandten Wort so groß oder größer ist als mit dem unverwandten, und trotzdem nicht das verwandte, sondern das letztere anklingt: wenn nämlich das geistige Band, das die ursprüngliche Gruppe zusammenschließt, locker geworden ist, wenn die Beziehung zwischen den Anschauungsbildern der verwandten Wörter nicht mehr oder nicht mehr leicht erkannt wird: so ist in Frankfurt ein Galgenthor zu einem Gallustor geworden, nachdem der zugehörige Galgen aus Anschauung und Erinnerung geschwunden.

Dieser eigentümliche Vorgang des Anklingens, wobei aus unverwandten Wörtern Gruppen gebildet werden, ähnlich den Gruppen aus etymologisch verwandten Wörtern, wird gewöhnlich als Volksetymologie bezeichnet. Auch diese Gruppen sind wie jene von großer Bedeutung für das Erfassen und das gedächtnismäßige Festhalten neu gehörter Wörter. Undeutlich gehörte Wörter werden auch hier zu denjenigen ergänzt, deren Teile beim Hören in Schwingung geraten. Stimmen nun die Lautgruppen des undeutlich vernommenen Wortes und des bereits im Bewußtsein sich vorfindenden völlig überein, so wird in der Regel auch richtig ergänzt, so verändert das Wort seine Gestalt nicht bei der Reproduktion durch den Hörenden, abgesehen natürlich von rein lautlichen Umwandlungen; hierher gehören die beiden vorhin gebrauchten Beispiele Wahnwitz und Eiland. Ist diese Übereinstimmung nicht vorhanden, so ergänzt der Hörende

die aufgenommenen Teile zu einem Wort, das von dem ursprünglich erklingenden mehr oder weniger stark abweicht: so wird im Volksmunde aus unguentum Neapolitanum ein umgwendter Napoleon, oder der Seemann hat aus Hermaphroditebrig eine Maufartheibrig gemacht.

Die Festigkeit der Gruppen, welche durch Volksetymologie gebildet werden, ist nicht in allen Fällen gleich groß. Es kann sein, daß sie bloß auf dem lautlichen Zusammenklingen beruht, daß ein gemeinsamer Bedeutungskern überhaupt nicht empfunden wird. Zwischen den Bestandteilen, dem Aussehen, der Verwendung jenes unguentum Neapolitanum und dem umgewendeten Napoleon besteht nicht die geringste Beziehung; ebensowenig hat wohl das vorige Jahrhundert an ein abends geschehendes Ereignis gedacht, wenn es statt Abenteuer (mhd. aventiure = adventura), sein Abendtheuer schrieb. Kommt es dem Sprachgefühl zum Bewußtsein, daß keine solche Beziehung besteht, so sucht es unter Umständen eine Erklärung dafür zu geben, daß hier Wörter verwandt werden, die eigentlich nicht zur Sachlage passen; die Bezeichnung Sauerland für den südlichsten Teil des alten Sachsenlandes — die ursprünglich Sûderland = Südland lautete, — suchte man zu rechtfertigen durch die Erzählung, daß Karl der Große nach der Eroberung gesagt habe: „das war mir ein sauer Land". Oder der Name Achalm sollte entstanden sein aus dem durch den Tod unterbrochenen Ausruf eines Ritters: „Ach Allmächtiger". Man hat solche Art der naiven Spracherklärung als mythenbildende Volksetymologie bezeichnet.

In anderen Fällen erscheint aber als Folge des lautlichen Zusammenklingens die Herstellung einer geistigen Beziehung. Diese kann begünstigt werden durch eine thatsächliche Beziehung der anklingenden Wörter. Das gilt z. B. für Sündflut, was aus ursprünglichem sin — fluot, d. h. große Flut, umgestaltet ist; bei dem Wort Fuge denkt man nicht unpassend an die kunstvolle Fügung, während es vom italienischen fuga, Flucht

(der Töne) herübergenommen ist. Wir haben guten Grund, bei dem Wort Mysterien, der Bezeichnung für die mittelalterlichen geistlichen Spiele, an die Mysterien des Gottesdienstes anzuknüpfen; thatsächlich muß es vom lateinischen ministerium abgeleitet werden. Freilich sind diese Fälle verhältnismäßig selten; die Vorstellung über den Zusammenhang der in ihren Lauten anklingenden Begriffe ist gewöhnlich eine recht unklare, ja die Anschauung von einem Gegenstande kann Merkmale in sich aufnehmen, welche den Thatsachen geradezu widersprechen. Bei Armbrust — aus lateinischem arcubalista — denkt man zwar an Arm und Brust, aber die Bezeichnung dieser Körperteile zu der betreffenden Waffe bleibt eine recht unbefriedigende. Nur wenige Inseln rechtfertigen es, daß uns bei dem Worte Eiland die Eigestalt vorschwebt. Wenn der zur Blutentziehung verwendete Wurm, der von Hause aus zur Gattung der Egel gehört, jetzt als Blutigel bezeichnet wird, so ergiebt sich daraus eine ganz irrige Ansicht über das Äußere des Tieres. Und mit dem Worte Maulwurf verbinden wohl die meisten Menschen die Vorstellung, daß jenes Tier seine Erdhaufen mit dem Munde aufwerfe, während thatsächlich die Hinterbeine zu diesem Zweck benützt werden: Maulwurf lautete ursprünglich Moltwerf, d. h. Erdwerfer. Immerhin wird in all diesen Fällen trotz der etwas abweichenden Vorstellung das volksetymologisch umgedeutete Wort noch für die gleiche Anschauung verwendet, für die es vor der Umdeutung in Gebrauch war: Das Anklingen und die Gruppenbildung kann aber sogar zur Folge haben, daß die neue Vorstellung mit der früheren kaum mehr etwas gemein hat. Das gelobte Land war ursprünglich das verheißene Land, — also gelobte abgeleitet von geloben — jetzt versteht man gewöhnlich darunter das gepriesene Land und leitet sich das Wort von loben her. Sucht bedeutet kaum mehr etwas anderes als ein tadelnswertes Streben; das kommt von der Anlehnung an das Verbum suchen, während es ursprünglich eine Krankheit bedeutet und mit siech zusammenhängt.

Es giebt endlich eine dritte Art des Anklingens. Zwei Wörter können sich in lautlicher Beziehung so verhalten, daß die Bedeutungslaute zwar scharf und deutlich geschieden, daß an ein Verwechseln, an ein Zusammenfallen nicht zu denken ist, daß aber doch wichtige Teile der die Bedeutung tragenden Lautgruppe identisch sind; diese klingen also beim Sprechen an, und die Folge für das Sprachgefühl muß die sein, daß die Bedeutungen, deren Träger teilweise zusammenfallen, teilweise sich decken müssen; daß sie ähnlich sind oder daß sie als Teile eines Ganzen zusammengehören. Die weitere Folge ist, daß solche Wörter mit Vorliebe verbunden werden zu einem Ganzen, daß die Sprache eine Menge von zwei- und mehrgliedrigen Formeln besitzt, die durch Übereinstimmung einzelner Laute zusammengehalten werden. Entweder ist gemeinsam der Anlaut des Wortes: dann entsteht Alliteration oder Anreim, aus dem sogar ein metrisches Prinzip hervorgehen kann und in der ältesten germanischen Dichtung hervorgegangen ist. Solche anreimende Formeln sind noch heute außerordentlich häufig. Sie verbinden synonyme Begriffe: los und ledig, Lust und Liebe, Schimpf und Schande; oder Gegensätze: Lust und Leid, samt und sonders, Wohl und Wehe; oder Teile eines Ganzen: Haus und Hof, Küche und Keller, Mann und Maus; oder syntaktisch zusammengehörige Ausdrücke: bitterböse, der wilde Wald, seine sieben Sachen, wenn die Maus satt ist, ist das Mehl bitter. Oder aber der erste Laut ist verschieden, und es stimmt überein der Stammvokal und die folgenden Konsonanten, d. h. die Wörter reimen auf einander: die Kategoricen sind wieder die gleichen: Lug und Trug, Saus und Braus, toll und voll; haut oder naut (hessisch = entweder — oder), Freud und Leid, Zeit und Ewigkeit; Dach und Fach, Handel und Wandel, Sang und Klang; Wahl macht Qual, heute rot morgen tot.

Ist gar keine Lautgruppe im Gedächtnis vorhanden, an welche ein neu gehörtes Wort anklingen kann, so wird selbst bei

deutlichem Hören desselben eine erhebliche Anspannung des Gedächtnisses verlangt, um es unverändert zu bewahren. Ist aber die Wahrnehmung gar eine unvollständige, so ist der willkürlichen Entstellung Thür und Thor geöffnet. Das gilt besonders bei Eigennamen, die ja verhältnismäßig selten in der Rede wiederkehren, so daß die Unvollständigkeit des einzelnen Hörens nicht bei der häufigen Wiederkehr ausgeglichen werden kann.

Es giebt noch eine ganz andere Art des Anklingens, der Gruppenbildung, als die, von denen bis jetzt die Rede gewesen ist. Durch das Zusammenschließen von gleich oder ähnlich lautenden Wörtern mit gleicher Grundanschauung hatte sich das Gefühl herausgebildet, daß gewisse Lautbilder die Träger der Bedeutung eines Wortes seien, daß also in steinigen, versteinern rc. stein- die wesentlichste Lautgruppe dieser Wörter sei, und um das Anklingen der Laute, in denen sich die Hauptanschauung des Wortes ausdrückte, handelte es sich denn auch bei den Erscheinungsformen der Volksetymologie.

Mit der Wahrnehmung der zu einem großen Teile vorhandenen lautlichen Übereinstimmung von Wörtern, mit der Abstraktion einer Bedeutungssilbe, muß Hand in Hand gehen die Wahrnehmung ihrer Verschiedenheiten. Diese sind von doppelter Art. Es sind meist noch überschüssige Laute vorhanden, Laute, die mit der Grundbedeutung nichts zu thun haben können; hier etwa ein e, dort ein -igen, oder ein -ern. Und die Grundanschauung tritt bald in dieser, bald in jener bestimmten Form uns entgegen; das einemal in einmaliger Verkörperung, dann wieder in mehrfacher Wiederholung; hier erscheint sie als Mittel einer Thätigkeit, dort als Begleitung einer andern Vorstellung. Ist nun ein Wort von einem andern desselben Stammes zugleich in Rücksicht auf die Vorstellungsart und in Rücksicht auf die Laute verschieden, so ergiebt sich leicht das Gefühl, als ob das eine die Folge des andern sei. Bei der Vergleichung von Stein, Steine, steinigen, steinern bildet sich die Empfin-

dung, als ob für die Vorstellung einer Mehrheit von Steinen das e, für das Werfen mit Steinen, für Gegenstände aus Stein die Lautgruppen -igen, -ern von Wichtigkeit seien. Wohl gemerkt, es handelt sich zunächst nur um den bestimmten einzelnen Begriff; daß e überhaupt zur Quantitätsbezeichnung dienen könne ꝛc., folgt daraus noch nicht mit Notwendigkeit. Nun höre aber der Mensch, der jene Wahrnehmung über das e in Steine gemacht hat, das Wort Kreuze: dabei wird einmal anklingen das Wort Kreuz, andererseits aber wird die übereinstimmende Endung e in Steine anklingen, und mit diesem wieder das Wort Stein. Ebenso geht es bei Nennung von Fische, Tage, Tische ꝛc.: kurz es klingt nicht nur das etymologisch verwandte Wort an, sondern auch je zwei unverwandte, bei welchen das gleiche Lautverhältnis herrscht, wie bei jenen ersten zwei: es entstehen also völlige Proportionen. Nur leise ist das Anklingen der Verhältnisse, so lange sich die Übereinstimmung auf rein lautlichem Gebiete bewegt. laste: Last, fange: Fang haben mit Steine und Stein nichts anderes gemein, als die Addition oder Subtraktion des e. Ganz anders liegt die Sache, wenn die Ähnlichkeit auch auf geistiges Gebiet sich erstreckt: aus der Vergleichung von Kreuz mit Kreuze, Stein mit Steine ꝛc. ergiebt sich der Schluß, daß der Zusatz von e überhaupt dazu diene, um eine Mehrheit auszudrücken. So bilden sich für die verschiedensten geistigen Beziehungen solche Verhältnisgruppen: aus steinern — Stein, hölzern — Holz ꝛc. wird -ern als wesentlich für die Stoffbezeichnung erschlossen, aus höre — hörte, sage — sagte ꝛc. das t als wesentlich für die Darstellung der Vergangenheit. Es leuchtet ein, daß auch diese Gruppen für die Fortpflanzung der Sprache, für jeden einzelnen Akt des Sprechens von der größten Bedeutung sind. Es ist gar nicht nötig und auch nicht möglich, sich für jedes einzelne Wort zu erinnern, ob und in welcher Weise man die Pluralform desselben schon gehört hat; einige wenige im Gedächtnis bewahrte Verhältnisse genügen, um als Muster zu dienen. So

ist das Bilden irgend einer Nominal- oder Verbalform gewissermaßen das Aufsuchen einer vierten Proportionale.

Aber auch diese Gruppenbildung steht einer rein lautgesetzlichen Umwandlung im Wege. Wie aus Stein — Steine, Kreuz — Kreuze ein e als Mittel für die Mehrheitsbezeichnung erschlossen wird, so aus Blatt — Blätter, Haus — Häuser, Lamm — Lämmer ein er, aus Graf — Grafen, Bär — Bären, Herr — Herren ein en als zu gleichem Behufe tauglich. Aus sage — sagte, klage — klagte ꝛc. ergab sich t als Zeichen der Vergangenheit; in grabe — grub, trage — trug, schlage — schlug bietet sich eine eigentümliche Veränderung des Stammvokals zu gleichem Zwecke dar. Und so besteht für grammatische und logische Beziehungen in den meisten Fällen mehr als ein Hilfsmittel der lautlichen Wiedergabe. Lebt nun nicht im Gedächtnis die Erinnerung, daß bei diesem Worte dieses, bei jenem Worte jenes Hilfsmittel früher in Anwendung gebracht worden, so hängt es vom Zufall ab, welches jener Mittel bei dem einzelnen Vorgang des Sprechens verwendet wird. Und wieder wird man (wie oben S. 71) sagen können, daß man mit besonderer Vorliebe zu jenem lautlichen Merkmale greifen wird, daß infolge besonders häufiger Verwendung am festesten im Bewußtsein haftet. Die Sache kann dann so liegen, daß die angewendete Lautgruppe zufällig mit derjenigen zusammentrifft, die auch früher hier ihre Stelle fand; dann ist kein Unterschied gegenüber der lautgesetzlichen Umwandelung vorhanden. Oder aber diese Übereinstimmung findet nicht statt; es hat also eine Umbildung des frühern Verhältnisses nach dem Muster von anderen Verhältnissen stattgefunden. Wird nach dem Muster von sagte, klagte ein fragte gebildet, so stimmt das zu der früheren, schon im Altdeutschen bestehenden Weise; frug, nach dem Muster von trug, schlug gestaltet, ist eine Neubildung. Auch die Zahl solcher Neubildungen ist eine außerordentlich große; fort und fort werden seltenere Flexionsweisen durch gewöhnlichere ersetzt und so die Sprache einer immer

größeren äußeren Einförmigkeit zugeführt. Natürlich können auch die Ausgleichungen in verschiedenen Sprachkreisen in verschiedener Richtung vor sich gehen und so zur Entstehung von Mundarten ihren Beitrag leisten.

II. Der gedächtnismäßig überlieferte Sprachstoff ist unzulänglich.

1. Ursachen der Unzulänglichkeit (Sprache der Poesie, Sprache des Anstandes, der Höflichkeit, Studentensprache).

Der ersten von uns oben S. 64 aufgestellten Möglichkeit stehen nun die beiden anderen gegenüber, daß ein der auszudrückenden Anschauung genau entsprechendes Sprachmaterial nicht eintritt in das Bewußtsein, oder daß es zwar eintritt, aber der Redende nicht den Willen hegt, es zur Verwendung zu bringen. Die Folge ist in beiden Fällen die gleiche: es erwächst die Notwendigkeit, daß der Sprechende sich nach anderem Lautstoffe umsehe, der mit dem vorliegenden Fall bis jetzt in keine Verbindung gebracht worden. Dabei kann altes Material in neuer Bedeutung angewendet werden, also die Zahl der bestehenden Lautbilder sich vermindern, oder es werden neue Lautbilder geschaffen: somit kann einerseits Verödung, anderseits Bereicherung der Sprachen das Ergebnis jener Möglichkeiten sein. Die Gründe und Anlässe, die dazu führen, daß zu einer neuen Bezeichnung gegriffen wird, können sehr verschiedener Natur sein. Selbstverständlich kann das Gedächtnis nichts überliefern, wo noch gar nichts vorhanden war, wo also eine Anschauung zum ersten Male in sprachliches Gewand gekleidet werden soll, zum ersten Male wenigstens für den Sprechenden: so schafft das Kind eine Fülle von Neubildungen, die dem Erwachsenen völlig entbehrlich sind. Aber auch dem Vorhandenen gegenüber verhält sich das Gedächtnis nicht immer gleich. Selten gebrauchte Wörter werden leichter vergessen, als häufig angewendete; das gleiche gilt nach dem oben S. 70 gesagten von Wörtern mit geringer etymologischer Sippschaft gegenüber sol-

chen, die ausgedehnten Verwandtenkreis besitzen. Besonders aber kommt es auf den Grad der Aufmerksamkeit und das Maß der Zeit an, das für die Wiedererweckung früher vernommener Lautbilder aufgewendet wird. Der Mangel an geistiger Anspannung macht sich am meisten geltend beim Ungebildeten und Halbgebildeten; darum bewegt er sich mit Vorliebe in sprüchwörtlicher Ausdrucksweise, in stehenden Redensarten — Fritz Reuter hat in seinem Jungjochen einen Typus dieses Verfahrens aufgestellt —, die verschiedensten Anschauungen werden durch eine und dieselbe Lautgruppe dargestellt: so hat z. B. machen in der Rede des Halbgebildeten die allerverschiedensten Bedeutungen angenommen, vgl. Ausdrücke wie Geld machen = erwerben; Holz machen = spalten; einen König machen = spielen; einen machen = schelten; er macht = er sagt; es macht = es regnet; voran machen = sich eilen; lang machen = viel Zeit brauchen, in etwas machen = handeln mit etwas; in die Stadt machen = in die Stadt gehen.

Aber auch in einem bestimmten Kreise von Gebildeten herrscht die gleiche Denkfaulheit: die Studentensprache sucht geradezu etwas darin, in allen möglichen und unmöglichen Fällen ein und dasselbe Wort, die gleiche Redensart anzubringen.

Auch bei einem und dem nämlichen Gebildeten ist die Rückerinnerung nicht immer im gleichen Maße stark und zuverlässig. Beim Schreiben werden weit weniger Neubildungen gemacht, als beim Sprechen, und wieder in feierlicher gehaltener Rede weniger als im täglichen Verkehr; in dem ruhigen Gedankenaustausch stehen wir der Überlieferung viel näher, als in dem übersprudelnden Gefühlserguß, als im leidenschaftlich erregten Wortwechsel. Auch mit der Bedeutsamkeit des Gedankens, mit dem Werte, der seiner richtigen Mitteilung beigelegt wird, wächst und sinkt der Grad der Aufmerksamkeit. Dieser Umstand ist wichtig für den Charakter der Rechtssprache, der Kanzleisprache. Da kann die kleinste Ungenauigkeit der Mitteilung Anlaß zu

Verwickelungen, zu Streitigkeiten geben; da wird denn mit peinlicher Gewissenhaftigkeit im Gedächtnis oder in frühern Ausfertigungen der einmal festgestellte Ausdruck gesucht, und er wird auch bei seiner Wiederkehr nicht durch die Anwendung von Synonymen vermieden: so erhält diese Sprache den Charakter des Starren und Formelhaften, des Archaischen.

Hat ein in der Sprache bereits vorhandener Ausdruck glücklich die Hemmnisse überwunden, die sich seiner Wiedererweckung im Bewußtsein entgegenstellen, so ist damit noch nicht gesagt, daß er auch wirklich zur Anwendung kommt. Es ist leicht möglich, daß er aus irgend einem Grunde den augenblicklichen Zwecken des Redenden nicht entspreche. Der oberste Zweck der Sprache ist die Verständlichkeit. Dazu gehört erstens, daß für den Hörer jede andere, als die vom Redenden beabsichtigte Anschauung ausgeschlossen, daß also der Ausdruck nicht zweideutig sei. Im Mittelhochdeutschen gab es drei verschiedene Wörter von der Lautform wern. Das eine in der Bedeutung dauern, unser heutiges währen. Das zweite in der Bedeutung fernhalten, verhindern: das einfache wehren ist heute nur noch selten und in altertümelnder Rede gebraucht; weit gewöhnlicher ist abwehren, verwehren. Das Dritte endlich, das zahlen, geben bedeutete, hat sich nur noch im Kompositum gewähren erhalten. Freilich, dieser Anlaß zur Verwerfung ist nicht so häufig, als man auf den ersten Blick erwarten sollte, wenn man die Fülle gleichlautender Wörter ins Auge faßt: dieselben kommen ja in der Regel nicht für sich allein vor, und der Zusammenhang des Satzes ist meist dann genügend, um ein Mißverständnis auszuschließen. Zweitens genügt es nicht für die Zwecke der Verständlichkeit, daß für den Hörer bei reiflicher Erwägung die Zweideutigkeit ausgeschlossen sei, sondern möglichst rasch und leicht soll die Vorstellung des Hörenden durch ein bestimmtes Lautbild angeregt werden. Und irgend ein Gegenstand, irgend ein Begriff ist uns sehr oft nicht wegen der Gesamtheit seiner Eigenschaften wichtig, sondern wegen irgend einer bestimm-

ten Einzelheit, und das kann im gegebenen Augenblicke bald dieser, bald jener Zug des Gesamtbildes sein.

Diesem Streben nach Deutlichkeit, nach der klaren Hervorhebung gewisser Einzelzüge, kann dadurch Rechnung getragen werden, daß zu den Lautgruppen, die früher im vorliegenden Fall Verwendung gefunden haben würden, neue näher bestimmende Lautgruppen hinzugefügt werden. Wo wir jetzt Präpositionen in Verbindung mit einem Kasus anwenden, genügte früher der betreffende Kasus für sich allein; die Zahl der der Satzverbindung gewidmeten Wörter ist heute größer als in der mittelhochdeutschen Zeit; unablässig können wir den Vorgang beobachten, daß einfachen Wörtern zusammengesetzte zur Seite treten, daß jene durch diese verdrängt werden. Wir sagen jetzt bedürfen, begehren, bewegen, erbarmen, erbleichen, erhitzen, gedeihen, gehören, genießen: in genau derselben Bedeutung galten früher die einfachen Wörter dürfen, gern, wegen, barmen, bleichen, hitzen, dîhen, hören, niezen. Neben älteres laden ist heute getreten einladen, neben Gesandter Abgesandter, neben lösen loslösen; neben mindern — vermindern macht sich allmählich herabmindern geltend. Sogar völlig gleichbedeutende oder in der Bedeutung sich nahestehende Wörter können zusammengesetzt werden, wenn das eine von ihnen aus dem Sprachbewußtsein zu schwinden beginnt: Maul, Saum, Elen genügten früher, wie wir jetzt Maultier, Saumtier, Elentier sprechen. Das erste Glied von Windhund hat nichts mit Wind zu thun; im Mittelhochdeutschen war schon wint allein die Bezeichnung des betreffenden Tieres; in Lindwurm ist Lint ursprünglich für sich soviel als Wurm, Schlange.

Von zwei Ausdrücken ist immer derjenige der deutlichere, der anschaulichere, der etymologisch klarer ist, d. h. neben dem mehr Wörter von gleicher Wurzel mit der gleichen Grundanschauung bestehen. So ist mhd. mâc verloren gegangen, dafür das gleichbedeutende Verwandter eingetreten, mhd. maere ersetzt

durch berühmt, magezoge durch Erzieher; minne und minnen der alten Sprache wurden verdrängt durch die Wörter Liebe und lieben, die am Adjektiv lieb einen starken Halt hatten. So vermeidet die gemeine Rede das Adverbium sehr, das ganz vereinzelt dasteht, und steigert ihre Adjekdiva und Verba mit fürchterlich, eklig, haarig, höllisch, mörderlich, ochsig ꝛc.; statt Maul sagt sie Fresse, Gefräß, statt Nase Riecher, statt sterben verrecken, statt Hut Deckel u. s. w.

Ebenso ist der uneigentliche, der tropische Ausdruck deutlicher und anschaulicher als der eigentliche; der Tropus nötigt die Vorstellung, besonders auf jenen Zug der Gesamtanschauung zu achten, der den Vergleichungspunkt zwischen den beiden Gliedern des Tropus bildet. Solcher Anschaulichkeit befleißigt sich vor allem die Dichtung; hier ist die bevorzugte Stätte des metaphorischen Ausdrucks. An die Stelle rein geistiger Bezeichnungen setzt sie sinnliche Bilder:

> vom Eise befreit sind Strom und Bäche
> durch des Frühlings holden, belebenden Blick·
> im Thale grünet Hoffnungsglück;
> der alte Winter, in seiner Schwäche,
> zog sich in rauhe Berge zurück ꝛc.;

an die Stelle der abstrakten Möglichkeit tritt die eindrucksvollere Wirklichkeit: aus unzählbaren Scharen werden ungezählte; wer unbesiegbar ist, erscheint als unbesiegter Held. Aber auch in der gerade entgegengesetzten Sphäre, in der gemeinen Rede des Werktages zeigt sich unbewußt der künstlerische Trieb nach Anschaulichkeit; hier heißt es statt sich täuschen etwa sich schneiden, sich stoßen, sich verhauen, statt vergessen verschwitzen, statt studieren ochsen, büffeln; ein grober Mensch wird als klobig, klotzig oder knotig bezeichnet, das Bett als Korb, Klappe, Nest, der Bauch als Ranzen oder Schwartenmagen, der Kopf als Kübel, Äpfel, Simri. So wiederholt sich denn auch in der geschichtlichen Entwickelung unaufhörlich der Vorgang, daß neben einem eigentlichen ein un-

eigentlicher aufkommt, daß dann der alte eigentliche untergeht, so-mit der uneigentliche als eigentlicher gefühlt und so wieder eine neue metaphorische Bildung hervorgerufen wird.

Endlich ist noch ein Punkt wichtig für die Anschaulichkeit der Rede: ein Ausdruck ist um so eindringlicher, die mit ihm verbundene Vorstellung wird um so leichter erfaßt, aus je weniger Elementen er besteht; ein einziges Wort ist stets anschaulicher als eine Verbindung mehrerer, als ein ganzer Satz. Daher die Fülle von Zusammensetzungen, welche in der Dichtersprache fortwährend neu geschaffen werden, wie etwa Traubengestade (Klopstock), feuchtverklärtes Blau (Göthe), Berggetreue im Tannenharnisch (Scheffel).

Im unmittelbaren Gegensatze zu den bis jetzt besprochenen Fällen von Verwerfung eines Wortes, wo immer ein verständlicherer Ausdruck einem weniger deutlichen vorgezogen wurde, steht die nicht selten eintretende Möglichkeit, daß ein Ausdruck nicht gewählt wird, weil er zu verständlich ist. Es kann von unmittelbarem Nutzen sein, Wörter zu gebrauchen, deren Sinn nicht von jedem zufälligen Hörer erfaßt wird. So haben sich die Kinder ihre p-Sprache, eine Art von Geheimsprache, gebildet: in jede Silbe des ursprünglichen Wortes wird die Silbe p mit einem Vokale eingeschaltet, z. B.: wipir wopollepen foport gepehn = wir wollen fort gehn. Vor allem aber hat das Gaunertum sich seine eigene Sprache gestaltet: den größten Bestandteil derselben bilden Entlehnungen aus dem Jüdischen und Zigeunerischen, aber auch einzelne deutsche Wörter werden verwendet in einer Bedeutung, die von der gewöhnlichen stark abweicht, so daß etwa blätteln Karten spielen oder Plattfuß die Gans bedeutet.

Nicht sowohl das unmittelbare Interesse, als die Sucht sich aristokratisch von der großen Masse abzuschließen, macht sich geltend in der Sprache des Sportes. Zu einem großen Teile ist dieselbe ja technische Sprache, es müssen Anschauungen mit Bezeichnungen versehen werden, die der Allgemeinheit fremd sind; aber auch für solche Dinge hat sie eigene Ausdrücke geschaffen,

die allgemein bekannt und für die allgemein bekannte Lautbilder vorhanden sind. Wehe dem Jäger, der von den Ohren des Hasen sprechen wollte statt von seinen Löffeln, von den Füßen eines Falken statt von seinen Ständern, vom Schwanz des Fuchses, statt von der Ruthe!

In einem dritten Falle wird zwar die Verständlichkeit an sich beabsichtigt, aber es werden Ausdrücke gewählt, die möglichst wenig anschaulich sind: das gilt von den sogenannten Euphemismen. Es werden längere Ausdrücke statt kürzerer, Umschreibungen statt einfacher Wörter angewendet: statt nackt heißt es unbekleidet, der Arsch wird als die vier Buchstaben bezeichnet oder als „der Teil des Körpers, wo der Rücken aufhört, einen anständigen Namen zu führen“ (Heine). Oder man gebraucht Ausdrücke, bei denen man an jene unangenehmen, anstößigen Vorstellungen denken kann, aber nicht denken muß. Der Abtritt wird als ein gewisser Ort, als das Kabinett bezeichnet, die Hosen als die Unaussprechlichen; von der Schwangern sagt man, sie sei guter Hoffnung, oder in gesegneten Umständen. Den Dummen nennt man einfach, harmlos, den Langweiligen still oder ruhig. Wer die Möglichkeit des Sterbens in das Auge faßt, sagt: „wenn mir etwas Menschliches begegnen sollte“. Aus Gottes wird Potz, aus o Jesus o Jemine, o Jerum, aus Sakrament Sackerlot, Sapperlot, Sapperment aus Teufel wird Deibel, Deichsel, Deihenker; auch pfui tausend ist = pfui Teufel; meiner Treu (in vielen Dialekten gesprochen wie drei) wird durch meiner Sechs ersetzt; statt heiliger Gott wird heiliger Bimbam, heiliger Strohhalm gesagt. Wird in solchen Fällen der uneigentliche Ausdruck zum eigentlichen im Laufe der Zeit, so macht das oft den Eindruck eines pessimistischen Zuges in der Entwickelung der Wortbedeutungen. Dirne hatte ursprünglich die Bedeutung von Mädchen überhaupt und konnte sogar von der Jungfrau Maria gesagt werden; frech bedeutete früher soviel als mutig; geil war = fröhlich (vgl. das daraus stammende frz. gaillard); Mähre konnte in

älterer Zeit jedes Pferd genannt werden; Wicht war vor Zeiten die Bezeichnung für Ding überhaupt.

Der Grund für die eben besprochene Erscheinung, für die absichtliche Erschwerung der Verständlichkeit hat mit dem unmittelbaren Zweck der Sprache wenig mehr zu thun; er liegt einestheils auf ethischem Gebiet: man scheut sich, die Bezeichnungen für heilige Dinge unnütz im Munde zu führen; man trägt Bedenken, den Namen des Bösen auszusprechen, weil die Nennung ihn herbeirufen kann. Anderseits liegen die Gründe auf dem Gebiete der gesellschaftlichen Ästhetik: die Gesetze des Anstandes verlangen es, daß das Unangenehme, das Gemeine gemieden oder verhüllt werde. Dies Verlangen macht sich nun auch noch weiterhin geltend. Bei den Euphemismen war die Anschauung dasjenige, woran der Redende Anstoß nahm. Aber auch bei an sich unanstößigen Dingen können die sie bezeichnenden Ausdrücke als verwerflich empfunden werden, eben vom Standpunkte der sozialen Ästhetik. Weil der Gebildete, derjenige, der der guten Gesellschaft angehört, überhaupt in Sitte und Brauch das Gebahren des gemeinen Mannes verwirft, so erscheint ihm auch dessen sprachliche Sitte als gemein und anstößig, er sucht seine Ausdrucksweise nach Kräften zu vermeiden. Und wiederum was mit dem guten Ton in der gewöhnlichen Rede des Gebildeten sich vollkommen verträgt, erscheint zu gewöhnlich für den, der in feierlicher Stunde, an geweihter Stätte, in gehobener Stimmung seinen Gedanken Ausdruck verleiht. So entsteht eine besondere Sprache der Höflichkeit, eine Sprache des Rechtes und der Kanzlei, die Sprache der Dichtkunst; so können nebeneinander für eine und dieselbe Anschauung Ausdrücke von sehr verschiedener sozialer Wertung bestehen. Man vergleiche Schmutz — Dreck, Mund — Maul — Gosche, Roß — Pferd — Gaul, Glück — Schwein, Unglück — Pech, Haupt — Kopf — Schädel, abscheiden — sterben — hingehen — verrecken ꝛc.

Für die Sprache des Rechtes, der Kanzlei ist das Formelhafte charakteristisch, schon weil es der Verständlichkeit dient (s. S. 83);

aber auch die Würde des Auftretens wird durch die Bewahrung des Hergebrachten, der Formel gesichert; freilich, die Verständlichkeit wird wieder sehr stark beeinträchtigt, wenn der Kanzleistil der letzten Jahrhunderte und noch oft genug auch der heutige, die Würde in der steifen Schwerfälligkeit sucht, in der Anwendung längst ausgestorbener Wörter und Wortverbindungen, in Sätzen, deren Umfang und Verwickeltheit über das gewöhnliche Fassungsvermögen hinaus geht.

Der Reichstagsabschied von 1518 beginnt folgendermaßen: „Wir Maximilian von Gottes Gnaden, erwählter Römischer Kayser, zu allen Zeiten Mehrer deß Reichs ꝛc. Bekennen offentlich mit diesem Brief, und thun kund allermänniglich, nachdem Wir, als erwählter Römischer Kayser, Vogt und Schirm-Herr der Christenheit, auß Christlichem Gemüth betracht, und zu Hertzen gefast, die Empörungen und Gebrechen, so sich allenthalben im Reich je länger je mehr erzeigen, auch die schwere und obliegende Sachen gemeiner Christenheit, unsers Heiligen Glaubens und Teutschen Nation, mit was Anfechtung der Feind Christi, unsers Herrn und Seligmachers, der Türk, unsern Glauben und gemeine Christliche Kirch zu benöthigen und unterzudrucken, sich täglich übet, und deßhalben hievor verfügt, das Unser und aller christlichen Könige und Potentaten Bottschaften, zu Päbstlicher Heiligkeit kommen sind, zu rathschlagen und zu beschließen, wie solchen erschrecklichen Obliegen und Fürnehmen, Rath und Widerstand beschehen mög, und ferner auß denselben und anderer beweglichen Ursachen einen Reichstag in Unser und deß heiligen Reichs Stadt Augspurg furgenommen, der Meynung mit deß Heil. Reichs Ständen, in desselben Reichs, seiner Ständ und Teutschen Nation Empörung, auch Mängel und Gebrechen Rechtens, Einigkeit und Friedens, laut der Ständ Schrifft. auf nechstgehaltenen Reichs-Tag zu Mäyntz ausgangen, und was ferner die Nothdurfft erfordert, zu rathschlagen und zu handeln, damit solche Empörung, Mängel und Gebrechen abgestellt, und in gut löblich beständig Wesen gebracht werden,

und darauß eine außträglich Hülff wider den Türken, zu Rettung unsers Heil. Glaubens, folgen mög".

Die Sprache der Höflichkeit hat, wie die Höflichkeit überhaupt, den Zweck, „die gesellschaftliche Berührung des Menschen mit dem Menschen möglichst zu fördern" (Ihering), dem persönlichen Zusammensein Annehmlichkeit und Behaglichkeit zu geben. Sie will stets etwas angenehmes sagen, hat aber einen bestimmt umgrenzten Anschauungsgehalt und läßt sich daher den technischen Sprachen zur Seite stellen. Es handelt sich hauptsächlich darum, daß einer dem andern einen Beweis seiner Wertschätzung gebe, geschehe das nun durch Erhöhung der fremden, Erniedrigung der eigenen Persönlichkeit, oder geschehe es durch das Aussprechen guter Wünsche, durch die Bezeugung der Freude über das Zusammensein, der Hoffnung auf Wiederkehr desselben. Nun hat aber die Gesellschaft es nicht lediglich in das Belieben des Einzelnen gestellt, welchen Wert er einem Andern zuerkennen wolle. Sondern für gewisse Personen, gewisse Verhältnisse ist diese Wertschätzung ein für allemal festgestellt; so muß denn auch die Sprache der Höflichkeit eine festgeregelte, formelhafte werden. Ob den Worten auch die Gesinnung entspricht, ob überhaupt mit Höflichkeitsformeln irgend ein Gedanke verbunden wird, das ist für die Sprachgeschichte völlig gleichgültig, wie es auch vom Standpunkte der Sitte unerheblich ist. Das lautliche Material, das die Sprache der Höflichkeit verwendet, kann übereinstimmen mit demjenigen, das außerhalb jenes Zwangs für die wirklich vorhandenen Anschauungen in Gebrauch steht; sehr häufig ist aber der Fall der, daß jenes Material zu gewöhnlich erscheint; das trifft nicht nur den Wortvorrat, sondern merkwürdiger Weise auch die Syntax der gewöhnlichen Rede, vor allen Dingen die Art der Anrede und die Art, wie jemand von sich selbst spricht. Und zwar macht sich bei den Abweichungen von der einfachen gewöhnlichen Rede das Bestreben geltend, einerseits das natürliche Größenverhältnis zwischen dem Redenden und dem Angeredeten zu des letzteren Gunsten zu verschieben, anderseits die unmittelbare

Berührung zwischen den Sprechenden zu vermeiden, symbolisch den Zwischenraum zwischen denselben zu vergrößern: Bezeichnung großen Abstandes ist Zeichen der tiefen Ehrerbietung. Das kann geschehen durch Anwendung des Plurals statt des Singulars. Der Sprechende veringert die Geltung seiner Individualität, indem er ein wir statt des ich anwendet und so sich in die große Masse zurückzieht; er erhöht die Geltung des Angeredeten, wenn er durch das Ihrzen vorgiebt, mehr als eine Individualität sich gegenüber zu fühlen. Oder das Individuum nennt sich überhaupt nicht mehr; so besteht noch heute im kaufmännischen Stil die Sitte, das Pronomen ich wegzulassen, und auch die gewöhnliche Rede birgt noch Reste dieser Brauches: danke, bitte = ich danke, ich bitte. Oder es wird von dem Anwesenden wie von einem nicht Gegenwärtigen in der dritten Person gesprochen, sei der betreffende Anwesende einer der Redenden selbst oder der Angeredete. Man spricht zu Euer Gnaden, Euer Hoheit, und man trägt seine Bitten nicht in eigner Person vor, sondern „der ergebenst Unterzeichnete erlaubt sich" dies zu thun. Auch die Anrede mit er, sie drückte ursprünglich in höflicher Weise der Abstand aus, den man selbst empfand, während sie jetzt gebraucht wird, um andere den Abstand fühlen zu lassen. Diese Verwendung der dritten Person in der Anrede ist jünger als die des Plurals, sie gehört erst der neuhochdeutschen Zeit an, während ir für du schon ein Stück der mittelalterlichen Etiquette bildet. Die jüngste Entwickelungsstufe ist dasjenige Verfahren, in dem die deutsche Sprache ganz allein dasteht, die gleichzeitige Setzung des Plurals und der dritten Person: Sie haben für du hast der einfach natürlichen Rede; „wie befehlen der Herr Oberst?" für: Oberst, was befiehlst du? Dieses Sie haben wird sogar, freilich ganz mißbräuchlicher weise, auch angewendet für er hat, sie hat, wenn man von einem Anwesenden spricht, den man direkt anreden würde mit Sie haben.

Das Gebiet, auf welchem die ästhetischen Rücksichten die stärksten Besonderheiten bedingen, ist die poetische Sprache; hier

ist die eigentliche Heimstätte des gewählten, des ungewöhnlichen Ausdruckes. Nicht nur der Wortschatz, sondern auch Wort- und Satzformen sind in Poesie und Prosa verschieden. Freilich ist die Trennung nicht immer eine unbedingte; sondern gewisse Dinge erscheinen überwiegend in der Prosa, gewisse andere eignen überwiegend der poetischen Rede. Wo die Prosa sagt: du lebst, er lebt, da hat die Poesie die Wahl zwischen lebst und lebt, lebest und lebet. Die Prosa zieht vor die Formen hob, gerächt, schwor, webte, wurde, die Poesie braucht lieber hub, gerochen, schwur, wob und ward. Der Prosa kommt zu die Pluralbildung Bänder, Denkmäler, Länder, die Poesie wählt Bande, Denkmale, Lande. Ihr sind Kürzungen wie mächt'ge, wen'ge, Reu', klagt' für klagte gestattet. Der Poesie allein stehen Formen zu Gebote wie Herze, Genoß, zurücke, sie sagt mein, dein statt meiner, deiner, des und wes statt dessen, wessen; sie bildet inniglich, wonniglich, seliglich, wo die Prosa sich mit den einfachen Ableitungen auf -ig begnügt. Der Poesie ist es vergönnt zu sagen: welch Getümmel, ein glücklich Land, Röslein rot, gebraucht der Zeit, tönt die Glocke Grabgesang, und sie vermeidet es, in schwerfälliger Partizipialkonstruktion etwa von einem das Gehör bezaubernden Gesang zu reden. Sie scheut das Fremdwort, sie allein besitzt Wörter wie frevel (= frevelhaft), frommen, gülden, Hain, Hindin, Mähr, Odem, lind, schwank, siech, zag; Wörter wie Erlebnis, Gesichtskreis, deswegen, derjenige, Seelenruhe bleiben der prosaischen Rede überlassen. Gemeine ist poetischer als Gemeinde, Fittich als Flügel, Roß als Pferd, nahen als sich nähern, mehren, zeugen, zwingen als vermehren, erzeugen, bezwingen.

Überblickt man diese Verschiedenheiten, so zeigt sich, daß in einzelnen Fällen die Seltenheit des poetischen Ausdrucks die Folge der wilkürlichen Neubildung ist. Im großen und ganzen aber läßt sich sagen, daß die poetische Ausdrucksweise eine etwa

ältere Sprachstufe darstellt, als die Prosa, daß sie archaischen Charakter hat.

Die Unterschiede zwischen der poetischen und der prosaischen Rede sind nicht zu allen Zeiten gleich groß gewesen; sie hängen ab von der Wertschätzung, welche die Dichtung in ihrer Zeit genießt: ob wirklich eine höhere Würde ihr beigelegt wird, oder ob sie bloß als ein unnützes Spiel erscheint, etwa bloß in den Dienst lehrhafter Zwecke gestellt wird. So ist im 17. Jahrh. jener Unterschied am geringsten; Brokes spricht wirklich von einem „das Gehör bezaubernden Gesang, von solchem nach der Kunst gekräuselten Geschwirre“ oder er liefert folgende Schilderung:

> zwischen Bergen, Fels und Stein
> Leben meist die Katzenlüchse, wenn die Kälberlüchs' hingegen
> In den dickverwachsnen Wäldern insgemein zu wohnen pflegen.
> Für die Schwerenot und Krampf wird die Luchsklau' uns verschrieben,
> Und mit ihren Bälgen werden große Handlungen getrieben.

Auch in ein und derselben Zeit ist bei verschiedenen Dichtern die Abweichung von der Prosa eine verschieden große: der höfische Roman des Mittelhochdeutschen steht der gesprochenen Rede viel näher als das gleichzeitige volkstümliche Epos, Otfrids Evangelienharmonie näher als der etwas früher verfaßte altsächsische Heliand. Es ist nämlich von Bedeutung, ob der Dichter einem berufsmässigen Sängerstand angehört oder ihm wenigstens nahe steht: das gilt vom Verfasser des Heliand, den Dichtern des Nibelungenlieds und der Gudrun, nicht von Otfrid oder von Gotfrid von Straßburg. In solchem berufsmäßigen Sängerstand ist die Macht der Überlieferung eine sehr starke, und es muß sich so ganz von selbst, auch ohne bestimmte ästhetische Bestrebungen eine altertümliche Färbung des Stils entwickeln.

Auch Gründe der äußeren poetischen Technik können bestimmend auf die Sprache der Dichtung einwirken. Wo die Dichtung nicht gelesen oder vorgelesen, sondern frei vorgetragen wird, bildet sich von selbst eine Anzahl von stehenden Formeln heraus, die sich darbieten, wenn den Rhapsoden das Gedächtnis

verläßt oder er der Ruhepunkte bedarf, um für das Nachfolgende sich zu sammeln. Daher findet sich in unseren altdeutschen Spielmannsdichtungen eine Fülle von formelhaften Wendungen. Bei Homer hat sich aus diesem Grunde das stehende Epitheton ornans entwickelt, und Voß in seiner Luise ist ihm in mechanischer Nachahmung darin nachgefolgt, obwohl für ihn die Umstände ganz veränderte waren. Goethe dagegen in Hermann und Dorothea hat in richtigem Takte die stehenden Beiwörter fallen lassen; die seinigen wechseln und sind stets der einzelnen Situation mit Weisheit angepaßt.

In der altgermanischen Dichtung mußte die Ausbildung von stehenden Formeln in hohem Maße durch das Bedürfnis der Alliteration begünstigt werden; es waren ja viel öfter Wörter mit gleichem Anlaut erforderlich, als bei unseren heutigen metrischen Prinzipien gleiche Reimwörter. Dagegen hat der Bau unserer Verse wieder einen andern Nachteil: Wörter von mehr als zwei Silben, bei denen die zwei höchstbetonten unmittelbar aufeinander folgen, z. B. Leuchtwürmchen, Maikäfer, Mondscheibe, fügen sich schlechterdings nicht dem Rhythmus unserer Verse und müssen durch andere Bildungen ersetzt werden.

Das Würdevolle, das Geziemende, der ästhetische Einklang kann aber auch mit vollem Bewußtsein vermieden werden. Der derbe, gemeine Ausdruck kann um seiner selbst willen erstrebt werden: dieser Zug ist charakteristisch für die Studentensprache. Sie redet in der dem Burschen eigenen Verachtung von Gesetz und Herkommen geflissentlich nicht vom Mund, von Essen und Trinken, sondern vom Maul, von Fressen und Saufen; Euphemismen sind ihr ziemlich fremd. Wird der gemeine, der triviale Ausdruck in enge Verbindung mit dem gewählten, dem feierlichen gebracht, wird das nichtssagende Wort da angewendet, wo man ein gewichtiges, bedeutungsvolles erwartete, so entsteht eine komische Wirkung. In diesem Verfahren liegt ein guter Teil des Geheimnisses, durch das z. B. Moritz Busch die Lachmuskeln seiner Leser in Bewegung setzt. Auch die bloße Abweichung von der

sprachlischen Überlieferung, die Verletzung des grammatischen Gesetzes kann komisch sein: „ich habe gespiesen", „ent- oder weder", „das ist ein Schiedunter", besonders dann, wenn durch den gewählten Ausdruck Begriffe zur Anschauung gebracht werden, die in vollem Widerspruch zur vorliegenden Situation stehen: so spricht man scherzhaft von telegrafünfen, photografünfen; es heißt: anno Duwack statt anno domini; „der hat mehr Glück als Ferdinand" (für als Verstand); statt „mir geht ein Licht auf" kennt der Berliner den Ausdruck „mir geht ein Seifensieder auf". Auch die Ironie gehört hierher: in einzelnen Dialekten hat awol (jawohl) die Geltung des schriftdeutschen nein; das war natürlich ursprünglich uneigentlicher, ironischer Ausdruck, aber von ironischem Tone ist dabei jetzt keine Rede mehr.

Daß neben den positiven oder negativen Rücksichten auf die Verständlichkeit, die Schönheit der Sprache nicht auch noch die Logik eine Rolle in der Sprachentwickelung spielt, dafür haben wir bereits im vorigen Abschnitt (S. 43) Belege gegeben. Freilich eine bestimmte Art der angewandten Logik, die grammatische Theorie, hat wenigstens auf die Entwickelung der neuhochdeutschen Schriftsprache einen gewissen Einfluß gehabt: besonders die Arbeiten Gottscheds und Adelungs haben gesetzgeberische Bedeutung gewonnen.

2. Erweiterung des Sprachmaterials.

Die vorstehenden Darlegungen haben den Ursachen der sprachlichen Veränderungen gegolten, der Frage, weshalb an die Stelle des Alten unablässig etwas Neues tritt; dabei hat es sich zuletzt gezeigt, daß beim einzelnen Sprechvorgang aus verschiedenen Gründen nicht stets ein Material verwendet werden kann, das früher im gleichen Falle in Gebrauch war. Es fragt sich nun: in welchem Verhältnis steht der neu zur Anwendung kommende Sprachstoff zu dem früheren; wie ist es möglich, einmal durch dieses, einmal durch jenes Lautbild ein und dieselbe

Wirkung zu erzielen, die gleiche Anschauung wiederzugeben und hervorzurufen? und wie steht es, wenn überhaupt die betreffende Anschauung zu ihrer Vertretung bis jetzt überhaupt noch kein Lautbild besessen, zum ersten Male ihren lautlichen Ausdruck finden soll? Der eine wie der andere Zweck kann in der neu gewählten Bezeichnung auf doppelte Weise erreicht werden: entweder es werden bereits vorhandene Wörter verwendet, oder ganz neue Wörter treten in das Leben der Sprache ein.

a. Bedeutungswandel.

Im ersteren Falle liegt die Sache gewöhnlich so, daß zwischen dem alten und dem neuen Lautbild keinerlei Beziehung besteht, sondern irgend ein beliebiges Lautbild verwendet wird, das dem Hörer als Träger einer anderen Anschauung bereits bekannt ist: jenes andere Wort ändert also seine Bedeutung. Dann muß aber, soll überhaupt ein Verständnis erreicht werden, zwischen der augenblicklich wiederzugebenden Anschauung und derjenigen, deren Lautbild zur Anwendung kommt, irgend eine innere Beziehung bestehen. Dies Verhältnis der beiden Anschauungen kann das der Ähnlichkeit sein. Wir erkennen eine Person ohne Schwierigkeit, wenn uns ein Bild derselben gezeigt wird. Mag auch die Zeichnung nur eine ganz rohe sein, mögen auch nur einige Umrisse gezeichnet sein, mit leichter Mühe ergänzt die Phantasie die zur getreuen Wiedergabe fehlenden Züge. So kann jede beliebige Anschauung im Bewußtsein erweckt werden durch eine Anschauung, welche von jener die allgemeinen Züge enthält: es können Gattungsbezeichnungen die Vorstellung einer bestimmten zugehörigen Art, eines bestimmten Individuums hervorrufen, vorausgesetzt, daß der Zusammenhang, die begleitenden Umstände den richtigen Weg zur Ergänzung der fehlenden Züge weisen. So sagt Luther: „das Wort sie sollen lassen stan“, und meint das Wort der Schrift; die Schrift wiederum gilt für die heilige Schrift. Bei den Ausdrücken: „er gehört der Gesellschaft an“, „er ist von Familie“ ergänzt man stillschweigend die Bestimmung gut;

sitzen, brummen, spinnen kann bedeuten gefangen sein; machen kann, wie wir oben gesehen haben (S. 82), die allerverschiedensten Thätigkeiten bezeichnen. Besteht neben dieser abgeleiteten Verwendung eines Wortes, seiner „uneigentlichen“ Bedeutung, die ursprüngliche „eigentliche“ nicht mehr weiter, so spricht man davon, daß das Wort seine Bedeutung verengert habe. So hat Brunst ursprünglich ganz allgemein Brand bedeutet (vgl. Feuersbrunst), Ecke war überhaupt etwas Spitzes, Scharfes und konnte z. B. auch von der Schneide des Schwertes gesagt werden; gerben hieß bereiten ohne irgend welche Beziehung auf einen bestimmten Gegenstand.

Wollen wir beim Kinde die Vorstellung eines Hundes, eines Pferdes erzeugen, so zeigen wir ihm etwa das Bild eines Pudels, eines Schimmels: die Anschauung von den wesentlichen Zügen erleidet durch das Hinzutreten einiger unwesentlicher keine Beeinträchtigung. So kann auch in der Sprache die Bezeichnung des Einzelwesens, bezw. der Art die Vorstellung der Art bezw. der Gattung hervorrufen und so die Bedeutung eines Wortes erweitert werden. So kann etwa holzen mit Bezug auf jede beliebige Prügelei gesagt werden, auch wenn keine Waffe aus Holz dabei zur Verwendung kommt; bechern kann ein Trinkgelage überhaupt bezeichnen, auch wenn aus Krügen getrunken wird. Der Mensch ist sterblich will soviel besagen, als: die Menschen sind sterblich.

Die Erinnerung an eine Person kann auch dadurch bei jemand hervorgerufen werden, daß wir ihm ein Bild einer ganz andern Person zeigen, die aber jener ersten ähnlich ist, eine Reihe von Zügen mit ihr gemeinsam hat, also etwa ein Bild von Verwandten, von Geschwistern. Dabei sind natürlich auf beiden Seiten, bei der Anschauung, die man hervorrufen will, und bei der zu diesem Zwecke verwendeten zweiten Anschauung überschüssige, nur einer derselben eigentümliche Züge. Es handelt sich also um verschiedene, aber derselben Art angehörige Einzelwesen. So können auch in der Sprache Bezeichnungen vertauscht wer-

den, welche verschiedenen Individuen einer und derselben Gattung, Unterabteilungen desselben größeren Ganzen gelten. Dabei ist der Begriff Gattung im weitesten Sinne zu fassen. Streng genommen entsteht jedesmal eine Gattung, wenn zwischen verschiedenen Dingen Ähnlichkeiten aufgefunden werden. Der Schimmel, das Schneeglöckchen, der parische Marmor, das Linnen, der Schnee, die Stearinkerze und andere weiße Gegenstände bilden an sich geradesogut eine Gattung, wie Schimmel, Ochse, Hase in die Klasse der Säugetiere, Schneeglöckchen, Lilie, Rose in die Klasse der Phanerogamen eingereiht werden. Und es kann ein und derselbe Gegenstand mehreren verschiedenen Kategorieen gleichzeitig angehören. Für unser Gefühl kann trotzdem ein Unterschied zwischen verschiedenen Gattungen bestehen. Je bedeutsamer die Eigenschaften sind, auf denen die Ähnlichkeit zweier Anschauungen beruht, desto häufiger haben wir Veranlassung, dieselbe uns zum Bewußtsein zu bringen, die Unterordnung unter eine höhere Anschauung, die Gattungsbildung zu vollziehen. So können sich Kategorien herausbilden, die sich für jeden ohne weiteres ergeben und die dann auch zur feststehenden Überlieferung werden. Solcher enge Zusammenschluß und folglich leichte Vertauschbarkeit entsteht z. B., wenn es sich um verschiedene Formen der gleichen Zeitvorstellung handelt. Daher wird denn in manchen heutigen Dialekten das Wort *Mittag* auch für den *Nachmittag* gebraucht; andere bezeichnen mit *Abend* eine Zeit, die manchen noch als Nachmittag gilt; die süddeutschen Dialekte haben an die Stelle des früher noch bestehenden Imperfekts das Perfekt treten lassen: statt *er ging, er kam* heißt es *er ist gegangen, gekommen*. Ebenso wird eine andere Besonderheit in der Erscheinungsform einer Handlung, eines Vorgangs leicht außer acht gelassen: ob sie ausgeht von einem bestimmten Punkte oder ob sie an diesem Punkte stattfindet, d. h. aktivische und passivische Ausdrücke werden vielfach vertauscht: *heißen* bedeutete ursprünglich nur *einen Namen geben*, später auch *einen Namen erhalten, besitzen*; *kehren, treiben*,

wenden bezeichnen anfänglich nur einen Gegenstand in eine gewisse Bewegung versetzen. Wir können jetzt sagen: einen fahren, während fahren früher ein Objekt nicht zu sich nehmen konnte; selbstvergessen ist uns einer, der sich selbst vergißt oder vergessen hat, nicht der vergessen wird; ebenso sprechen wir von einem besonnenen, einem überlegten Menschen; ein Bedienter bedient, ein Studierter hat studiert; in Basel sagt man ungefreut im Sinne von unerfreulich. Die deutschen Dialekte machen keinen Unterschied zwischen lehren und lernen; das eine oder das andere Wort muß für beide Anschauungen dienen. — Sehr starke Ähnlichkeit wird stets und überall empfunden zwischen den durch die verschiedenen Sinnesorgane vermittelten Eindrücke. Bezeichnungen des Gesichtssinns werden auf das Gehör übertragen: bei altdeutschen Dichtern ist nicht selten das Verbum sehen gebraucht, wenn es sich um Wahrnehmungen des Ohrs handelt; wir reden von dem runden Tone oder von dem dunkeln Klange eines Instruments. Umgekehrt sprechen wir von Farbentönen, von schreienden Farben; grell und hell sind ursprünglich nur vom Ohre gebraucht (vgl. die Grille, hallen — der Hall). Süß, zuerst vom Geschmack gebraucht, kann auch als Bezeichnung des Duftes verwendet werden, und schmecken galt mhd. auch für den Geruch, während es, wie es scheint, anfangs nur von der Empfindung der Mundorgane gesagt wurde. Und die Bezeichnungen für die spezifischen Sinneswahrnehmungen selbst sind oft von Eindrücken des Tastsinns hergenommen. Bitter ist eigentlich das, was beißt; stinken ist von Hause aus lediglich stechen; man redet von warmen, scharfen, spitzen, schneidenden, weichen, rauhen Tönen.

Eine vierte Art von Vertauschung innerhalb derselben Kategorie beruht auf übereinstimmendem Zweck oder verwandter Wirkung verschiedener Dinge. So wird der Ausdruck Streichhölzchen auch da noch gebraucht, wo nicht mehr Holz, sondern Wachs als Stoff des Feuerzeugs verwendet ist; Fensterscheiben sind gewöhnlich nicht rund, thun aber dieselben Dienste, wie die

alten Butzenscheiben. Ein starker Eindruck und ein schmerzlicher berühren sich sehr nahe; so werden als steigernde Adverbien häufig Wörter genommen, die auf die Empfindung des Schmerzes gehen: „es ist grausam kalt", „es dauert furchtbar lang"; der Student ist sogar im stande, etwas scheußlich schön zu finden; das Wort sehr selbst bezeichnet ursprünglich so viel als schmerzlich, vgl. versehren.

In manchen Gegenden Mitteldeutschlands wird oder statt aber gesagt; das Gemeinsame beider Wörter ist die Bezeichnung eines Gegensatzes.

Wird nicht wie in den erörterten Fällen die Verwandtschaft von Anschauungen durch sehr wichtige Übereinstimmungen, neben denen die Unterschiede verschwinden, zum Bewußtsein gebracht, handelt es sich also nicht um feststehende Gattungen, sondern um mehr äußerliche, zufällige Übereinstimmungen, tritt also die Gattungsbildung nur gelegentlich und augenblicklich auf, ohne daß dadurch die anderweitigen festen Verwandtschaftsbeziehungen aus dem Auge verloren werden, so entsteht durch die Vertauschung das was man gewöhnlich als Metapher bezeichnet. Eine scharfe Grenze freilich ist nicht zu ziehen zwischen den Beispielen von vorhin und dieser neuen Kategorie. Die Möglichkeiten sind hier zahllos. Gleiche Bezeichnung findet Lebloses und Belebtes. Von der menschlichen Gestalt sind Bezeichnungen hergenommen wie Nagelkopf, Landzunge, Felsennase, Flaschenhals, Bergrücken, Meerbusen, Meeresarm, Stuhlbein, Thalsohle u. s. w. Umgekehrt wird etwa der Kopf — was selber ursprünglich Becher bedeutete — als Kübel, als Simri bezeichnet; der Mensch besitzt einen Brustkorb, Herzkammern, ein Becken, eine Kniescheibe u. s. w. Unsere Zeitbezeichnungen sind meist von Raumvorstellungen entnommen. Wir sprechen von Zeitpunkt, Zeitraum, einer Spanne Zeit, Zeitabschnitt; die Tage werden kürzer oder länger; um, nach, vor gelten ursprünglich bloß vom Raum. Und aus Raumbezeichnungen und Zeitbezeichnungen sind wiederum Ausdrücke hergeleitet, die sich

auf die Verknüpfung von Ursache und Wirkung beziehen: aus Haß, vor Neid, um ein Geringes. Wegen ist von Hause aus nichts anderes als der Dativ Plural des Substantiv Weg, daher die ältere Ausdrucksweise von — wegen, des Geldes wegen heißt also eigentlich: auf den Wegen des Geldes. Weil ist ursprünglich zeitlich = so lange als, vgl. alldieweil, ein adverbialer Kasus des Substantivs Weile. — Ausdrücke des Spiels, des Sports werden verwendet zur Bezeichnung von Vorgängen des ernsten praktischen Lebens: aufs Spiel setzen, einen Trumpf ausspielen, alles auf eine Karte setzen; die Würfel sind gefallen; die Kugel ist im Rollen; er hat den Vogel abgeschossen; karambolieren, ins Schwarze treffen; einem etwas vorgeben; einen Stein im Brett haben bei einem.

Die weitaus wichtigste Art der Metapher ist die Bezeichnung aller geistigen Erscheinungen und Vorgänge durch Ausdrücke, welche dem Reich der Sinnenwelt entnommen sind: vgl. einsehen, erfassen, begreifen, vernehmen, Fassung Verhalten, Zustand; erinnern ist eigentlich hineinbringen; lehren heißt auf den Weg bringen (gotisch laisjan, verwandt mit unserem Geleise), lernen auf den Weg gebracht werden; befehlen ist ursprünglich übergeben. Vernunft ist das Vernehmen, Angst und Bangigkeit das Gefühl der Enge (bange = be-ange); List, das noch mhd. im allgemeinen Einsicht bedeutet, hängt mit lehren, lernen, Geleise zusammen. Vom Geisteskranken wird gesagt, er sei verrückt, d. h. aus dem richtigen Zustande gerückt; „es sei eine Schraube los", „er habe einen Sparren zu viel"; oder daß fremde Gegenstände in seinem Kopfe sich bewegen: „es rappelt", „er hat einen Vogel" wie man auch bei einem Menschen mit sonderbaren Einfällen von seinen Grillen, seinen Mucken redet, auch wohl behauptet, er habe Raupen im Kopf.

Bei aus älterer Zeit uns überlieferten Metaphern kann leicht der Fall eintreten, daß wir den Grund der Übertragung nicht ohne weiteres erkennen. Und zwar liegt dies nicht bloß

an den äußeren sprachlichen Veränderungen, die etwa die etymologischen Beziehungen eines Wortes verdunkeln, sondern auch daran, daß alte Siten und Anschauungen vielfach längst untergegangen sind. So sprechen wir davon, daß wir einen Span wieder jemand' haben: der Span war vor alters Symbol der gerichtlichen Ladung; wir werfen einem den Handschuh hin oder nehmen ihn auf: das thatsächliche Hinwerfen des Handschuhs war das Zeichen der Herausforderung. Um die Bezeichnung Angebinde zu verstehen, muß man wissen, daß das Geburtsgeschenk wirklich dem Kinde an Hals oder Arm gebunden wurde. Bei dem Ausdruck einen Korb geben muß der Sitte gedacht werden, daß das Mädchen den Korb, in dem der Liebende zu ihren Fenster aufgezogen werden wollte, von der Höhe herabfallen ließ oder den Boden zum Durchbrechen einrichtete. Der Ausdruck Sündenregister erklärt sich aus der mittelalterlichen Anschauung, daß der Teufel alle Sünden des Menschen verzeichne und nach deren Tode ein Register präsentiere. — Bei den bis jetzt aufführten Metaphern ist die Eigenschaft, in welcher die Übereinstimmung beruht, zwar nicht immer der hervorstechendste Zug der betreffenden Anschauungen, aber doch ein für dieselben nicht unwesentlicher, ein solcher, der ihnen in jeder oder den meisten Erscheinungsformen anhaftet. Noch viel loser als bei dieser Gruppe ist der Zusammenhang zwischen Anschauungen dann, wenn nur gelegentlich, nur in bestimmten Erscheinungsformen der zur Vertretung gewählten Vorstellung die Ähnlichkeit zu Tage tritt. Auch bei solchen Anschauungen aber vollzieht die Sprache noch Vertauschungen der sie bezeichnenden Ausdrücke. Mit gewissen Verwandtschaftsbezeichnungen kann sich die Vorstellung einer gewissen Eigenschaft verbinden, — sie muß es nicht —, und so können diese Bezeichnungen auch jene Eigenschaften veranschaulichen. So wird Mütterchen zum Ausdruck für alte Frauen, mein Sohn, mein Kind zum Ausdruck der Liebkosung; man spricht von einem komischen Onkel; eine schwatzhafte Frau wird im Dialekt als Schwätzfrabase be-

zeichnet und basen geradezu für schwatzen gebraucht; der Basler verwendet Tochter geradezu im Sinn von Mädchen, obwohl es genug verschwiegene Basen und verheiratete Töchter giebt. Selbst Eigennamen können auf diese Weise wieder zu Eigenschaftswörtern werden, wie sie selbst aus solchen hervorgegangen sind. Ein Hans, eine Grete, ein Peter, Stoffel, Töffel (beide letzteren aus Christophel) sind Bezeichnungen der Dummheit; man spricht von Prahlhans und Schmalhans; Metze ist eine Abkürzung für Mathilde, Rüpel — von Ruprecht — bezeichnet einen groben Menschen; der Berliner spricht von Quaselfritze, Quasselliese und Quaselpeter, um Schwätzer zu bezeichnen; einen guten, dummen Kerl nennt der Basler einen Baschi (= Sebastian); ein Johann ist so viel als ein Hausknecht, ein Louis die Bezeichnung eines Zuhälters; den Cigarrenhändler nennt der Berliner Cigarrenfritze. Leahnl (= Leonhardt) bedeutet im Niederösterreichischen ungefähr dasselbe was unser Kerl. Es giebt Dinge, die uns böhmisch und spanisch oder altfränkich erscheinen. Im 15. Jahrhundert begegnen wir dem Ausdruck Lazarusmensch als Bezeichnung eines Aussätzigen. Das Sezieren wurde zu Jena im 17. Jahrhundert nach dem Professor Rolfing rolfinken genannt. Verschnittene, verkünstelte Gärten wurden im Anfang unseres Jahrhunderts als lenotrisch bezeichnet, nach dem französischen Architekten Lenôtre. Ein Schelmenstreich ist uns eine Eulenspiegelei.

Zur Erweckung einer Vorstellung ist es aber keineswegs notwendig, stets das Gesamtbild derselben zu zeichnen; schon ein kleiner Teil, irgend ein Gegenstand, der in irgend welcher Beziehung zu demselben steht, kann mit Leichtigkeit ganze Reihen von Anschauungen lebendig machen. Bei dem einzelnen Myrtenblümlein mag die Greisin des Brautkranzes gedenken, in den es eingeflochten war; die ganze Feier der Hochzeit, die Tischreden, die Abschiedsworte der Eltern treten aufs neue vor ihr geistiges Auge. So können denn auch sprachliche Ausdrücke miteinander

vertauscht werden, wenn die stellvertretende Anschauung zu der zu ersetzenden im Verhältnis des Teiles zum Ganzen steht, oder irgend welche räumliche, zeitliche, ursächliche Beziehung zu derselben hat. Auch hier, wie bei der Vertauschung von ähnlichen Bildern, ist die Festigkeit des Zusammenhangs nicht immer die gleiche: bei der einen Anschauung kann sich die Erinnerung an eine andere jedesmal und mit Notwendigkeit aufdrängen, oder die Verbindung kann eine gelegentliche und zufällige sein. Wenn es bei Schiller heißt: „er zählt die Häupter seiner Lieben", so sind nicht bloß die Köpfe der Angehörigen, sondern diese selbst gemeint; das gastliche Dach, die gastliche Schwelle gelten für das gastliche Haus selber. Dickkopf, Gelbschnabel, Langfinger bezeichnen Wesen, welche sich des Besitzes dieser Dinge erfreuen. Kutte und Schürze können gleichbedeutend sein mit Mönch und Frauenzimmer; der Student spricht von Hausbesen, Zimmerbesen und meint dabei das Mädchen vom Hause, das Zimmermädchen. Bei einer Örtlichkeit denkt man an die Personen, die sich dort aufhalten; vgl. Abgeordnetenhaus, Kammer. Frauenzimmer ist ursprünglich nur das Frauengemach und bedeutet noch im vorigen Jahrhundert eine Mehrheit von Personen weiblichen Geschlechts; der Bursche ist ebenso entstanden aus die Burse = lat. bursa, der Ort, wo die Studenten zusammen wohnten. Anschauungen von Dingen und Personen und von Vorgängen, von Zuständen, die mit jenen in Verbindung stehen, bedingen sich gegenseitig. Herz ist so viel als Mut; man rühmt das scharfe Auge, die kräftige Hand eines Menschen, um zu sagen, daß er gut sehe und kräftig zuschlage. Verstärkung, Wache ist jetzt nicht nur die Handlung des Verstärkens und Wachens, sondern bezeichnet auch die zur Verstärkung geschickten Menschen, die Wache haltenden Soldaten; Gefängnis ist in der ältern Sprache nur so viel als Gefangenschaft. Herrschaft, Kameradschaft werden geradezu für Herr und Kamerad gesetzt. Das Essen, das Trinken kann auch den Gegenstand bezeichnen, der gegessen und getrunken wird.

Der junge Leichtsinn, der kleine Übermut bezeichnen leichtsinnige, übermütige Menschen.

„Schon mancher Rausch ist seitdem auf den Bergen gewachsen", sagt Hebel im Schatzkästlein und denkt dabei natürlich an die Reben, die den Wein erzeugen, welcher den Rausch zur Folge haben kann. „Mir geht ein Seifensieder auf", sagt scherzhaft der Berliner, indem er sich des Umstandes erinnert, daß dieser Handwerker auch Lichter verfertigt. So bedeutet holen ursprünglich die dem Herbeibringen unter Umständen vorgehende Handlung, das Rufen (es ist dasselbe Wort wie griechisch *καλεῖν*); lauschen heißt anfänglich verborgen sein; verwegen hängt mit wägen zusammen und bezeichnet einen, der seine Kräfte falsch gewogen hat und infolgedessen übergroße Kühnheit zeigt. Erschrecken ist eigentlich aufspringen, vgl. Heuschrecke, das im Heu springende Insekt; es wird also nur die Wirkung des betreffenden Seelenvorganges geschildert, nicht dieser selbst; in Harnisch geraten, also die Waffen anlegen, das war in früheren Zeiten die Folge der zornigen Erregung; sengen stellt ursprünglich den Einfluß dar, welchen die Erhitzung auf das Wasser hatte: es heißt ursprünglich singen machen und verhält sich zu singen, wie drängen zu dringen. Aufrichtigkeit, Einfachheit kann die Folge der Dummheit sein: daher wird der Dumme auch als einfältig oder als albern bezeichnet (= mhd. alwaere, ganz wahrhaftig) oder sittliche Mängel werden als Folge geistiger Schwäche aufgefaßt: so ist schlecht ursprünglich so viel als schlicht; vgl. schlecht und recht, schlechthin und schlechtweg.

Es ist also ein sehr reiches, fast verwirrendes Bild, das sich uns bei Betrachtung der Bedeutungsentwickelung darbietet: und all diese Möglichkeiten laufen nicht bloß nebeneinander her, sondern sie kreuzen sich unablässig: ein und dasselbe Wort kann im Laufe der Zeit oder auch gleichzeitig die verschiedenartigsten Bedeutungen in sich vereinigen; es ist sogar möglich, daß bei einem einmaligen Aussprechen eines Wortes gleichzeitig mehrere

Vertauschungen sich im Geiste vollziehen. Das Wort Kopf bedeutete ursprünglich eine Trinkschale; man kennt noch jetzt in manchen Gegenden den Ausdruck Tassenkopf. Wegen der Ähnlichkeit eines Körperteils werden die Blutegel auch als Schröpfköpfe bezeichnet, also Unbelebtes für Belebtes und der Teil für das Ganze gesetzt. Kopf in der heute uns geläufigen Bedeutung — gleich Haupt — beruht wieder auf einer zweifachen Übertragung: zuerst wird die Hirnschale wegen der Ähnlichkeit der Gestalt als Kopf bezeichnet und dann der Teil auch für das ganze Haupt verwendet: ebenso entspricht frz. la tête dem lateinischen testa Scherben. Zahlreich sind die Metaphern, die dann von Kopf im Sinn von Haupt wieder ausgehen: Kehlkopf, Krautkopf, Mohnkopf; Balkenkopf, Bergkopf, Brückenkopf, Nagelkopf, Säulenkopf, Kopf der Noten, Kopf eines Bogens Papier. Der Kopf wird genannt als Vertreter des ganzen Menschen: eine Herde, ein Heer besteht aus so und so viel Köpfen; „so viel Köpfe, so viel Sinne". Und Kopf wird für die Geisteseigenschaften gesetzt, als deren Sitz man sich diesen Körperteil vorstellt: die Dinge wollen uns nicht aus dem Kopfe; wir wollen „unsern Kopf durchsetzen"; jemand hat einen eigenen, einen harten, einen guten Kopf; ja mit Setzung der Gattung für die Art kann sogar für den letzteren Ausdruck einfach gesagt werden: „er hat Kopf". Wird gleichzeitig die Örtlichkeit für das, was sich dort befindet, und der Teil für das Ganze gesetzt, so entstehen Ausdrücke wie Hohlkopf, Querkopf, Schwachkopf, und wenn geradezu ein Kopf für einen begabten Menschen gesagt wird, so vereinigen sich darin drei verschiedene Arten von Übertragung.

Vergleicht man die Veränderungen der Bedeutung mit den Umwandlungen der Laute, welche sich infolge von Analogiebildungen vollzogen haben (s. oben S. 70 ff.), so ist beiden Erscheinungen gemeinsam der Umstand, daß das Verhältnis zwischen Form und Inhalt sich verschoben hat. Auch die Ursache ist eine gleichartige: sie liegt darin, daß, sowie irgend ein äußerer

Eindruck in das Bewußtsein eintritt, bereits im Bewußtsein vorhandene verwandte Eindrücke lebendig werden. Die Veränderung der Laute war die Folge eines Anklingens von ähnlichen Lautbildern; die Bedeutungsübertragung beruht darauf, daß die Anschauungen der Dinge selbst, die miteinander in irgend einer Beziehung stehen, sich gegenseitig hervorrufen. Und wie wir bei den durch Analogiebildung herbeigeführten Umgestaltungen der Formen gesehen haben, daß dieselben nicht in jeder Bedeutung, in jeder Verwendung die gleiche Umgestaltung erfahren (s. S. 72), so machen wir hier die entgegengesetzte, aber völlig gleichartige Wahrnehmung, daß eine Lautgruppe nicht in einer jeden ihrer Verwendungen den gleichen Wandel ihrer Bedeutung hat über sich ergehen lassen. Wie sich dort in einzelnen isolierten Formen der rein lautgesetzliche Zustand erhalten hat, so giebt es auch hier, und aus gleichem Grunde, eine Art von Bedeutungsisolierung, Fälle, in denen gewisse Lautgruppen ursprünglichere Bedeutungen bewahrt haben, als sie ihnen in vielen anderen Verwendungen zukommt. Es sind besonders Komposita, Reimformeln, sprichwörtliche Redensarten, in denen noch ältere Bedeutungen fortdauern. In Feuersbrunst ist die alte sinnliche Bedeutung von Brunst = Brand noch erhalten, während Brunst für sich jetzt weit eingeschränktern Sinn hat. Ding bedeutete ursprünglich „gerichtliche Verhandlung“: so erklärt es sich, daß daneben noch heute die Ableitung bedingen besteht. Fahren konnte früher auch gesagt werden von einer Bewegung, die zu Fuße geschah: das hat sich noch bewahrt in Wallfahrt. Die ältere Bedeutung von klein (= fein, zierlich) liegt vor im Substantiv Kleinod, mit dem sich dann freilich weiterhin der Begriff des Kostbaren verbunden hat. Leib entsprach früher auch unserem Leben; so ist denn Leibrente eine Rente auf Lebenszeit, Leibzucht der Lebensunterhalt. Leiche hieß ursprünglich nur so viel wie Körper, daher die Bezeichnung Leichdorn (= Hühnerauge): Dorn im Körper.

Noch eine weitere Beziehung zwischen den nach Analogie

erfolgten Umbildungen der Form und den Bedeutungsübertragungen findet statt. Dort war die Folge, daß für eine Bedeutung mehrere Lautbilder vorhanden waren (s. S. 71); hier umgekehrt ist eine Lautgruppe der Träger verschiedener Bedeutungen. Da nun aber neben den Metaphern, den sog. uneigentlichen Bezeichnungen eines Dinges auch die eigentlichen Bezeichnungen oft genug fortbestehen, auch mehrere Metaphern für die gleiche Anschauung möglich sind, so muß auch durch die Bedeutungsübertragung sich ein Nebeneinander von gleichbedeutenden Lautbildern entwickeln, die freilich weit stärker verschieden sind als die Doppelformen bei der formalen Analogiebildung: es bilden sich sogenannte Synonymen. Die Zahl der Synonyma, welche für verschiedene Anschauungen bestehen, ist eine außerordentlich verschiedene. Je einfacher eine Erscheinung ist, je geringer die Abweichungen sind, unter denen sie jedesmal auftritt, je weniger sie das Interesse in Anspruch nimmt, desto geringer ist die Zahl der Synonyma: Wörter wie Luft, Wasser haben kaum solche aufzuweisen; je mannigfaltiger die Formen der Erscheinung, je mehr sie etwa den Humor, den Witz herausfordert, desto reicher ist die Auswahl an Bezeichnungen. Besonders häufig sind die Ausdrücke für schlagen, für verliebt sein, für betrügen; aber weitaus das größte Kontingent stellen in bezeichnender Weise die Wörter, welche trinken und betrunken sein bedeuten: aus den verschiedenen deutschen Dialekten ließen sich ihrer wohl einige Hunderte zusammenbringen.

Innerhalb des Kreises von Synonymen, die für einen Begriff bestehen, können die Abstufungen in der Anwendung sehr mannigfaltige sein: sie sind verschieden nach der Bildung des Redenden, der Stimmung desselben, der Gelegenheit ꝛc.; es kann bei Verwendung unter völlig gleichen Umständen noch ein leichter Umstand in der Schattierung der Bedeutung bestehen; oder endlich, die Wörter können in Bedeutung und Verwendung völlig sich decken. Dieser letztere Zustand dauert aber in der Sprache

niemals lange an: von zwei völlig gleichbedeutenden Wörtern muß sehr bald eines dem Untergang erliegen.

Bei dem neuen Material, das der Sprache durch die Bedeutungsübertragung zugeführt wird, kommt eine von einer etwa früher verwendeten abweichende Lautgruppe zur Anwendung, und die gewünschte Vorstellung wird im Bewußtsein des Hörers dadurch erweckt, daß die durch Laute versinnlichte und die zu erregende irgendwie eine Beziehung zueinander haben. Aber auch der umgekehrte Fall tritt ein, daß nicht die Bedeutungen anklingen, wenigstens nicht in erster Linie, sondern die Lautgruppen selbst, d. h. durch die neu verwendete Lautgruppe wird zunächst nicht eine bestimmte Vorstellung, sondern eine bestimmte andere Lautgruppe und mit dieser die von ihr vertretene Anschauung ins Bewußtsein gerufen.

Diese Art, eine Vorstellung hervorzurufen, wird besonders im Scherzworte verwendet. So hört man wohl: „Er hat mehr Glück als Ferdinand": Fer- im Eigennamen genügt, um das Wort Verstand in die Erinnerung zu rufen. Der Student weist eine Aufforderung etwa mit den Worten zurück: „ja Pfeifendeckel", und erweckt dadurch im Bewußtsein des Hörenden den gleichen Eindruck, wie die ursprünglich in solchem Fall gebrauchte Redensart: „ich pfeife drauf". Von einem habgierigen Menschen wird unter Umständen gesagt: er sei von Habsburg, und unsere Scherzrätselbücher enthalten ganze Sammlungen von Aufgaben, in welchen solche Ortsnamen volksetymologisch mit Eigenschaften in Verbindung gebracht werden. Im ganzen ist diese Art von Wortvertauschung verhältnismäßig selten, im Vergleich mit jener, die auf dem sog. Bedeutungswandel beruht. Wir werden aber sehen, daß jene Verknüpfung von Wörtern durch Gleichheit einzelner Laute wieder bei der Schöpfung von ganz neuen Wörtern eine Rolle spielt.

b. Neuschöpfung von Wörtern.

Neue Wörter können gebildet werden — und diese Weise üben wir täglich selber — durch Benutzung bereits vorhandener Wörter, d. h. durch Wortzusammensetzung. Zwei Wörter werden

zu einem dritten zusammengefügt, und es wird damit angedeutet. daß die beiden Einzelanschauungen sich in der Gesamtanschauung irgendwie vereinigen. Die Art der Vereinigung kann eine doppelte sein. Entweder sind beide Anschauungen einander völlig gleichberechtigt; sie nehmen innerhalb der Gesamtanschauung genau dieselbe Stellung ein, und die Gesamtanschauung ist den Einzelanschauungen völlig gleichartig. Es findet hier also nichts statt als eine Addition zweier Faktoren; die beiden Wörter könnten gerade so gut getrennt für sich stehen, etwa durch und verbunden sein, und der Gesamteindruck würde doch der gleiche sein. Diese älteste und einfachste Art der Zusammensetzung ist in der geschichtlichen Zeit der deutschen Sprache sehr selten geworden. Im ältesten Germanischen konnte man noch etwa sagen sunvader (= Sohnvater) in der Bedeutung von Sohn und Vater; jetzt liegen solche Verbindungen nur noch bei den Zahlwörtern dreizehn bis neunzehn und beim Adjektiv vor: bittersüß, blaugrün, helldunkel, warmkalt. Oder aber die beiden Anschauungen sind von ungleicher Bedeutung für das Ganze, neben einer wesentlichen steht eine unwesentliche, sie bestimmende; die wesentliche Anschauung enthält die Gattung, der das Ganze angehört, das zweite Wort die Unterart. Und zwar ist die sprachliche Anordnung die, daß der weniger wichtige, der bestimmende Teil vorausgeht, der wichtigere an zweiter Stelle im Gesamtworte steht. Gartenbaum ist ein Baum, der im Garten steht. Hier ist nun die Aufgabe des Hörenden nicht mehr so einfach, wie bei der vorigen Art der Zusammensetzung: dort ergab die Zusammenfügung zweier stets gleichartiger Vorstellungen ganz von selbst die gewünschte Einheit; hier muß erst gesucht werden, wo die beiden Begriffssphären sich schneiden, welche Beziehung zwischen ihnen herrscht: zwischen einem Gartenbaum und einem Baumgarten besteht ein sehr erheblicher Unterschied; anders ist die Beziehung der beiden Teile in Goldmensch als in Goldgräber, in Königstiger als in Königssohn, Königsmörder, in Feuerwasser als in Feuertaufe, Feuerschein, in Höllen-

strafe als in Höllenlärm. Freilich kann man auch hier noch oft genug von Addition sprechen: ein Butterbrot enthält Butter und Brot, ein Altmeister ist erstens alt, zweitens ein Meister, ein Mannweib verbindet in sich die Eigenschaften des Mannes und des Weibes; wir können sogar sagen: „sie war Mann und Weib in einer Person". Aber die Addition ist doch eine ganz andere, sie führt zu einer wirklichen Einheit, einer völligen Verschmelzung: Werwolf bedeutete Menschenwolf (wer = lat. vir der Mann), ein Wolf, der Menschengestalt haben konnte, und das ist doch etwas ganz anderes als ein Mensch und ein Wolf.

Und das Gefühl der Einheit konnte mit der Zeit noch größer werden. So lange neben der Zusammensetzung die beiden Teile derselben auch noch ein selbständiges Dasein führen, ist immer noch für das Sprachbewußtsein die Empfindung lebendig, daß es sich um eine Zusammenfügung zweier Teile handelt. Nun kann aber der Fall eintreten, daß jene Sonderexistenz der einzelnen Bestandteile aufhört. Verliert das erste Wort sein selbständiges Dasein, so entstehen die Zusammensetzungen mit sogenannten Präfixen, mit Vorsilben wie un-, be-, ent-, ge-, ver- 2c. Auch mit diesen Vorsilben können wir noch fort und fort neue Wörter bilden; aber streng genommen ist es unrichtig, hier noch von Zusammensetzung zu reden: wir addieren nicht un- plus orthographisch zu unorthographisch, oder er- und kapern zu erkapern, sondern weil neben schön ein unschön, neben hold ein unhold, oder neben jagen ein erjagen, neben streben ein erstreben überliefert ist, deshalb kann sich dem orthographisch ein unorthographisch, dem kapern ein erkapern zur Seite stellen. Hört der zweite Teil der Zusammensetzung auf, als vollständiges Wort fortzuleben, so entsteht das, was man als Ableitung zu bezeichnen pflegt. Die Silbe -heit war ursprünglich ein selbständiges Wort mit der Bedeutung Gestalt; Schönheit war also von Hause aus nichts anderes als schöne Gestalt. Die Adjektiva auf -lich, die wahrscheinlich in vorhistorischer Zeit

Substantiva gewesen sind, enthalten als zweites Glied das alte Substantiv lîch der Leib, das noch in Leiche und Leichnam vorliegt: also feindlich, freundlich wäre ursprünglich Feindesleib, Freundesleib gewesen. Ähnlich steht es mit den Wörtern auf -haft, -schaft, -tum, und so dürfen wir annehmen, daß auch andere Ableitungssilben, die nirgends mehr in geschichtlicher Zeit als selbständige Wörter erscheinen, doch früher einmal solche gewesen sind. Wenn nun solche ihrer Selbständigkeit entbehrende Ableitungssilben noch immer zur Bildung neuer Wörter benützt werden, so ist auch hier nicht mehr von eigentlicher Zusammenfügung zweier Faktoren die Rede, sondern die Neubildung geschieht nach einem vorhandenen Musterverhältnis; nach Feind — feindlich, Land — ländlich ꝛc. wird etwa gebildet Manchester — manchesterlich. Zwischen jenen Zusammensetzungen mit Vorsilben und den Ableitungen besteht somit kein grundsätzlicher Gegensatz: in beiden vereint sich, äußerlich betrachtet, ein fertiges Wort mit Teilen eines solchen.

Aber auch das ist nicht einmal notwendig für die Bildung neuer Wörter, daß überhaupt bereits fertig vorhandene in dieselben eintreten; auch ein einzelner Teil eines einheitlichen fertigen Wortes kann schon als Ausgangspunkt für neue Schöpfungen dienen, die dann selbst wieder den Eindruck durchaus einheitlicher Wörter machen. Wenn zwei Wörter auch nur in einem oder in einzelnen Lauten übereinstimmen, so genügt das schon, um bei dem Aussprechen des einen das andere ins Bewußtsein zu rufen. Eines der merkwürdigsten Beispiele dafür gewährt eine Eigentümlichkeit der Studentensprache: die Bezeichnungen für beliebige Gegenstände werden häufig so gebildet, daß bloß die Anfangsbuchstaben des in der gewöhnlichen Sprache geltenden Wortes mit der Silbe eo verbunden werden; also etwa Beo das Bier, Leo der Leim, Reo der Rausch. An uns selbst können wir die Erfahrung machen, daß wir leicht Wörter mit gleichem Anlaut wählen, wenn wir eine Eigenschaft mit mehreren sinnverwandten Ausdrücken bezeichnen: ein langweiliger, lederner Kerl,

ein lüderlicher, lumpiger, lotteriger Mensch. Gewiß liegt hierin der Grund für die Entstehung des Stabreims in der altgermanischen Dichtung: der Stil derselben brachte es mit sich, daß vielfach sinnverwandte Ausdrücke zur Verwendung kamen, und unter diesen schienen sich diejenigen am nächsten zu stehen, die durch gleiche Anlaute zusammengehalten wurden.

So hat denn ein Wort wie trippeln seinen Anlaut von traben, trappen, treten genommen; der Rest des Wortes ist etwa gebildet nach einem ältern zippeln (vgl. Zipperlein), das ähnliche Bedeutung hatte; zupfen erinnert in seinem Anlaut an ziehen, weiterhin an rupfen; rutschen hat sein r von rücken; klirren, schwirren stehen etwa unter dem Einfluß von girren, knarren unter dem von schnarren; Randal ist nach Skandal gebildet. Es ist nicht notwendig, daß für jeden einzelnen Laut der neuen Wörter nachgewiesen werden könne, daß er schon früher einmal in einem Worte ähnlicher Bedeutung verwendet worden. Denn ein Hauptquell sprachlichen Werdens fließt heute noch wie vor Jahrtausenden; noch heute kann völlig freie, nicht an Altes anlehnende Urzeugung von Wörtern stattfinden in Nachahmung von Naturlauten; Wörter wie bammeln, bimmeln, patschen, plumpsen, klatschen ꝛc. sind Schöpfungen ganz neuen Datums. Freilich ist es sehr schwierig, im einzelnen Falle nachzuweisen, ob ganz freie Neuschöpfung oder ob Verwendung schon vorhandener Bestandteile stattgefunden hat.

Wenn bei dieser Art von völligen Neubildungen auch kein Zusammenhang mehr mit dem bereits vorhandenen Sprachmaterial besteht, so ist doch für den Hörenden ihre Bedeutung leicht zu erraten, da sie in ihren Lauten das zu Bezeichnende geradezu malen. Tritt aber eine Zuführung von ganz neuem, mit dem frühern durch keinerlei Bande verknüpftem Sprachmaterial ein, ohne daß eine solche Klangmalerei stattfindet, so hat das Verständnis seine Schwierigkeiten; das neue Wort muß erlernt werden, wie das Kind seine Sprache lernt. Einen ungemein

großen Zuwachs solcher Art hat das Deutsche durch Entlehnung aus fremden Sprachen erhalten. Unserer Schriftsprache ist aber auch aus echt deutschem Sprachgute neues Blut zugeführt worden. Teilweise ist das geschehen durch Aufnahme von Wörtern aus den Mundarten: Haller, Lessing, Goethe haben mit Bewußtsein manche dialektische Wörter in ihre Rede eingeführt; teilweise auch durch Wiedererweckung alter, längst abgestorbener Wörter. Besonders die Romantik und das Erwachen der germanistischen Studien sind hier von Einfluß gewesen; die Rittergeschichten vom Ende des vorigen Jahrhunderts, der historische Roman unserer Tage mit Scheffel und Freytag haben das Ihrige dazu beigetragen. Wörter wie Fehde, Gau, Ger, Hain, Halle, Hort, Kämpe, Minne sind auf diese Weise wieder lebendiges Besitztum unserer Sprache geworden. Am kecksten ist Richard Wagner zu Werke gegangen; der Schwall seiner Sprache ist an sich oft schon unverständlich genug, und sie ist durch die Einführung von Wörtern wie freislich, Friedel, glau, neidlich, Nicker nur noch dunkler geworden.

All dies Werden und Vergehen auf dem Gebiete des Wortschatzes, der Wortbildung, Wortbedeutung und Wortfügung, im Zusammenhang mit den Veränderungen der Laute und Formen, bedingt die Verschiedenheiten des Anblicks, die die Sprache in verschiedenen Zeiten gewährt. Und zwar ist dieser Wandel ein ganz allmählicher; nirgends läßt sich genau sagen: hier hört eine Periode auf und beginnt eine neue. Jede Neuschöpfung freilich muß plötzlich ins Dasein treten. So können wir für zahlreiche Ausdrucksweisen die Zeit ihrer Entstehung angeben. Wörter wie beherzigen, ersprießlich, tugendreich werden von Luther als neue Wörter bezeichnet; gehen wir, nehmen wir im Sinn von wir wollen gehen, nehmen ist erst im vorigen Jahrhundert aufgekommen; Lessing hat die Wörter empfindsam und weinerlich, Jahn die Wörter turnen, Volkstum, volkstümlich geprägt; abrüsten ist erst in den letzten Jahrzehnten entstanden. Aber der Untergang des Bestehenden geschieht nur

ganz allmählich; Schritt um Schritt muß das Neue gegen das Alte sich Bahn brechen. Ja, alte Wörter und Ausdrucksweisen weichen nicht einmal in allen ihren Erscheinungsformen zu gleicher Zeit vor dem Neuen zurück. Von manchem alten Zeitwort ist uns noch das Partizipium übrig geblieben, vgl. aufgedunsen, abgefeimt, entrückt. Substantiva leben in einzelnen Verbindungen mit Präpositionen weiter: in die Irre, in der Irre gehen, zu Rüste gehen. Besonders haben Zusammensetzungen und formelhafte Redensarten alten Sprachstoff bewahrt. Im zweiten Teil von Bräutigam steckt ein altes gomo Mann (= lat. homo), in Karfreitag ein altes kara Klage, Schmerz; durchbläuen hat nichts mit blau zu thun, sondern enthält ein sonst verlorenes bleuen schlagen; ein altes Zeitwort gnâden liegt vor in Gnad' dir Gott. Lichterloh brennen weist einen alten adverbialen Genitiv auf: eig. „mit lichter Lohe brennen".

Endlich herrscht auch zwischen verschiedenen Gebieten keine Übereinstimmung in der Art und der Schnelligkeit dieser Veränderungen; so tragen denn auch sie zur Bildung der nebeneinander bestehenden Unterschiede der Mundarten das Ihrige bei. Bedeutungen und Wörter, die an dem einen Punkte längst untergegangen sind, sind an einem anderen noch in lebendigem Gebrauch. Auch die Sondersprachen gewisser Lebenskreise weisen diese Eigentümlichkeit auf. So haben die Seeleute in der Bezeichnung Wanten für ihre gestrickten Handschuhe das alte deutsche Wort für diesen Bekleidungsgegenstand bewahrt, das die Romanen als gant, guanto entlehnt haben. Zahlreich sind solche alte Wörter auch in der Sprache des Jägers: da bedeutet abprossen die Knospen abbeißen, von mhd. broz die Knospe, rahmen ist überholen, von mhd. râmen nach etwas streben; wölfen = gebären, Junge werfen, von mhd. welf, Junges von Hunden oder von wilden Tieren.

8*

Dritter Abschnitt.

Die Einwirkung fremder Sprachen auf das Deutsche.

In der Sprache eines Volkes spiegelt sich nicht nur die tiefinnerliche Entwickelung seines Geistes, sondern auch ein gutes Teil von seinem Kulturleben, von seiner äußeren Geschichte. An der Hand der Sprache läßt sich vor allen Dingen verfolgen, in welche Berührungen ein Volk mit anderen Völkern gekommen, welchen Einfluß es selbst ausgeübt hat, welche Einwirkungen es von außen erlitten. Denn es giebt wohl kaum eine Sprache, die nicht fremde Bestandteile in sich aufgenommen hat. Und wie es dem deutschen Volke weniger als anderen vergönnt gewesen ist, sich lediglich aus sich heraus frei nach seiner Eigenart zu entwickeln, so hat auch das Deutsche in besonders hohem Maße den Einfluß fremder Sprachen erfahren müssen.

Die Berührung zweier Sprachen findet nicht immer und überall auf die gleiche Weise statt. Sie kann herbeigeführt werden durch unmittelbaren periodischen Verkehr ihrer Vertreter, sei es, daß zwei Völker grenznachbarlich bei einander wohnen, sei es, daß die Angehörigen eines Stammes sich auf dem Gebiete eines andern angesiedelt haben oder auch nur gelegentlich in Kriegsfahrten das fremde Gebiet überziehen. In diesen Fällen ist die Aneignung der fremden Sprache nur eine durchaus unvollkommene, bruchstückhafte, sie geschieht nicht mit bewußter Absicht, sondern mehr zufällig, oder im Drange des Bedürfnisses. So beschränkt sich denn hier der Einfluß der fremden Sprache auf die Mitteilung von einzelnen Wörtern, und zwar werden hier fremde Wörter fast nur dann entlehnt, wenn auch die Anschauungen, denen sie gelten, bisher fremd gewesen. Die so aus der Fremde eingeführten Wörter gehören in weit überwiegender

Masse der Klasse der Substantiva an, nur in geringer dem Gebiet der Verba oder Adjektiva. Denn es tritt natürlich viel häufiger der Fall sein, daß ein Volk bei einem andern Volke neue Dinge, neue Begriffe vorfindet, als daß es durch dasselbe neue Eigenschaften der Dinge, neue Arten von Thätigkeiten, von Zuständen kennen lernt.

Die Berührung muß aber nicht notwendig von Person zu Person, durch die Vermittelung des Ohrs stattfinden; sie kann auch eine rein geistige sein, herbeigeführt durch die Hilfe des Auges, des Lesens. Während daher bei der zuerst besprochenen Art von Berührung nur eine beschränkte Anzahl von Völkern ihren Einfluß geltend machen kann, ist hier wenigstens in der Theorie die Zahl der möglichen Einwirkungen eine unbeschränkte. Zugleich ist hier die Einwirkung eine bei weitem stärkere als vorhin. Denn hier findet eine bewußte, absichtliche Aneignung, eine weit vollständigere Beherrschung der fremden Sprache statt. So geschieht es denn leicht, daß nicht nur solche fremde Bestandteile in die heimische Sprache übergehen, die dieselbe wirklich bereichern, sondern auch solche, die entbehrlich oder gänzlich überflüssig sind. Es bleibt nicht bei der Herübernahme einzelner Substantiva, auch Zeit- und Eigenschaftswörter wandern ein. Ja sogar die Wortbildung entlehnt ein oder das andere Hilfsmittel aus der Fremde; es wird also schon das innere Leben der Sprache berührt. Noch mehr geschieht das, wenn zwar der sprachliche Stoff rein aus dem Born der heimischen Sprache geschöpft ist, aber trotzdem die fremde Sprache einen maßgebenden Einfluß geübt hat; sei es, daß ein Wort geschaffen wird, in engerer oder freierer Nachahmung, um einen fremden Begriff zu ersetzen, sei es, daß ein bereits vorhandenes, heimisches Wort unter der Einwirkung eines fremden seine Bedeutung verändert, oder endlich, daß deutsche Wörter nach dem Muster ausländischer Satzverbindungen zusammengefügt werden.

Die Gegensätze in der Aufnahme fremden Einflusses, die wir hier gezeichnet haben, sind zugleich gesellschaftliche und zeitliche

Gegensätze. Die Aufnahme im persönlichen Verkehr ist eine mehr volkstümliche; sie hängt nicht ab von Wissen und Können des Einzelnen. Die zweite Art der Entlehnung ist wesentlich beschränkt auf die Kreise der Gebildeten, und erst die Nachahmungssucht führt diese Entlehnungen in tiefere Schichten des Volkes. So ist denn naturgemäß die Entlehnung, die auf dem Zusammenwohnen beruht, die frühere; die Entlehnung, die mit bewußter Erlernung der fremden Sprache zusammenhängt, kann erst auf einer höheren Stufe der Kultur zu stande kommen.

Die deutsche Sprache hat fremde Bestandteile in sich aufgenommen von der frühesten Zeit an, wo sie in den Gesichtskreis unserer Forschung eintritt. Freilich, je weiter wir in der Zeit hinaufgehen, desto geringer wird die Sicherheit, mit der wir einzelne Entlehnungen nachweisen können, besonders deshalb, weil oft nicht mehr entschieden werden kann, wer der Gebende, wer der Nehmende gewesen.

Unsere ältesten Lehnwörter sind unter den Bezeichnungen für Metalle und für Kulturpflanzen zu suchen. Nun vermögen wir zwar von Wörtern wie Silber und Hanf mit ziemlicher Bestimmtheit zu sagen, daß sie nicht ursprüngliche Bestandteile der germanischen Sprache gewesen sind, aber welche Völker es nun waren, die uns diese Ausdrücke vermittelt haben, darüber sind wir kaum im stande, auch nur Vermutungen zu wagen. Jedenfalls liegt die Zeit der Entlehnung weit hinter der Spaltung des Germanischen in einzelne Zweige zurück. Später, aber ebenfalls noch in die urgermanische Zeit, fallen die Beziehungen der Germanen zu Finnen und Kelten. Daß die Germanen sich in vorhistorischer Zeit mit den Finnen berührt haben, beweisen die nicht unbeträchtlichen germanischen Bestandteile in den finnischen Sprachen. Und zwar haben diese Entlehnungen aus dem Germanischen teilweise eine Gestalt, die sich nicht aus den historisch überlieferten Formen unserer Sprache erklärt, sondern auf ältere bloß theoretisch zu erschließende Formen zurückgeht. Die

Spuren der umgekehrten Erscheinung dagegen, finnischen Einflusses auf das Germanische, sind spärlich und unsicher.

Weit inniger und andauernder waren die Beziehungen, welche zwischen Germanen und Kelten bestanden; es war ja geradezu altkeltischer Boden, auf dem die südlichen und westlichen Stämme der Deutschen sich angesiedelt haben. Dieser alte keltische Hintergrund blickt besonders in Eigennamen durch, in Namen von Flüssen, Bergen und Ortschaften: Namen wie Rhein, Main und Donau, Melibocus und Vogesen, Mainz und Worms sind keltisches Sprachgut. Einer der merkwürdigsten Belege für keltischen Einfluß in unserem Sprachschatze ist das scheinbar echt deutsche Wort reich. Dasselbe bedeutet ursprünglich nicht wie heute mit Glücksgütern gesegnet, sondern mächtig; eine Spur dieser Bedeutung liegt ja noch im Substantiv das Reich vor. Das Wort ist verwandt mit lateinisch rex, kann aber aus lautlichen Gründen nur aus dem Keltischen in das Deutsche eingedrungen sein (vgl. keltische Namen wie Dumnorix, Vercingetorix), legt also den Gedanken nahe, daß auch in bezug auf staatliche Dinge die Germanen nicht ganz frei von keltischem Einfluß gewesen. Ferner sind wahrscheinlich keltischen Ursprungs die Wörter Düne, Falke, Habicht, Pferch.

Ebenfalls noch in vorhistorischer Zeit beginnt der Einfluß des Lateinischen; seine Anfänge lassen sich zurückverfolgen bis gegen den Anfang unserer Zeitrechnung, sein Ende ist noch heute nicht gekommen. Freilich ist er zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen, und es läßt sich auch nicht immer deutlich erkennen, wie weit wir es mit wirklich lateinischem Sprachgute zu thun haben, und wie weit etwa romanische Wortformen zu Grunde liegen. Die frühesten Entlehnungen sind rein volkstümlicher Art; sie sind eine Folge teils alten Verkehrs, der zwischen Germanien und Italien gepflegt wurde, teils der römischen Ansiedelungen im Süden und Westen des deutschen Gebietes. Durch die Vermittelung der Römer haben die Germanen eine Anzahl von Naturerzeugnissen neu kennen gelernt: von Tieren

den Elefanten (ahd. helfant), den Pfau und den fabelhaften Drachen, von Pflanzen Birne, Feige, Kirsche, Kohl, Kürbis, Lilie, Mandel, Maulbeere, Pfeffer, Rettich, Rose ꝛc. — auch die allgemeinen Bezeichnungen Pflanze und Frucht stammen aus dem Lateinischen —, aus dem Mineralreich den Marmor. Die höhere römische Kultur hat hauptsächlich auf drei Gebieten das germanische Leben beeinflußt. Erstens, und besonders stark, in der Baukunst; daher sehr zahlreiche Entlehnungen: Kalk, Pflaster und Straße, Platz, Mauer und Pfosten, Pforte, Kerker und Keller, Turm und Pfalz, tünchen, Ziegel und Schindel. Zweitens haben die Germanen Weinbau und Gartenbau durch die Römer kennen gelernt: daher die Wörter Wein und Most, Winzer; Kelter, keltern (= lat. calcitrare, mit Füßen treten); pfropfen (vgl. lat. propago), impfen (vgl. putare, schneiden), pelzen. Drittens hat die Kunst der Speisebereitung und was dazu gehört, durch die Berührung mit den Römern Fortschritte gemacht: kochen ist lateinisch coquere, Speise = vulgär-lat. spêsa = lat. expensa; ferner stammen aus dem Lateinischen die Benennungen von Butter (echt deutsch Schmer oder Anke), Essig (acetum), Käse, Öl, Pfeffer, Semmel, Senf; Weiher als Behälter für lebendige Fische ist das lateinische vivarium. Auch für mancherlei Gerätschaften sind die lateinischen Bezeichnungen ins Deutsche aufgenommen worden: Anker und Kette, Becher, Kopf (altd. = Becher, aus cuppa,) und Schüssel, Kiste und Sack, Tisch (lat. griech. discus; das echtgermanische Wort ist biut: worauf etwas dargeboten wird). Auffallend gering an Zahl sind die Entlehnungen auf dem Gebiete von Schmuck und Kleidung: es gehören hierher die Wörter Krone, Purpur, Spiegel. Dem Kreise des politischen Lebens gehört nur das Wort Kaiser an. Daß in bezug auf Kampf und Krieg die Germanen nicht das Bedürfnis empfanden, bei den Römern eine Anleihe zu erheben, ist begreiflich: es sind hier fast nur die Worte Kampf (cam-

pus) und Pfeil (pilum) zu nennen. Dagegen für den friedlichen Verkehr, für Handel und Wandel haben die Deutschen wieder bei den Römern gelernt: lateinisch sind Markt (mercatus), Münze (moneta), Meile, Pfund, Zins und Zoll (telonium).

Die Fertigkeit des Schreibens ist von Rom her bei den Germanen gefördert worden: Beweis das Wort schreiben selbst aus lat. scribere (echt germanisch wäre wrîtan, ritzen), Brief (lat. breve), Siegel (sigillum). Kunst und Wissenschaft des römischen Volkes haben begreiflicherweise bei jener frühsten, volkstümlichen Berührung nur geringen Einfluß auf unsere Vorfahren üben können; nur das überlegene ärztliche Können ihrer Nachbarn hat schon früh auf die Germanen Eindruck gemacht: daher die Wörter Arzt (archiater), Büchse, Pflaster.

Es bedurfte einer gewaltigeren Macht, als es die weltliche Kultur des Römerreiches war, um auf das Geistesleben der Germanen Einfluß zu gewinnen: diese erstand im Christentum. Von drei Seiten her ist den Germanen der neue Glaube gepredigt worden: die östlichen Stämme verdanken ihn der griechischen Kirche; irische und römische Glaubensboten haben den westlichen Stämmen und dem innern Deutschland das Evangelium gebracht. Das irische Christentum scheint keinerlei Einfluß auf die deutsche Sprache gewonnen zu haben; mit Byzanz waren hauptsächlich die Goten in Berührung getreten, und diese sind frühe untergegangen. Aber sie haben den übrigen deutschen Völkern eines der wichtigsten Wörter vermittelt, das Wort Kirche (= κυριακόν). Auch Pfaffe, Pfingsten, Teufel dürfte durch die Goten zu uns aus dem Griechischen gekommen, dagegen Papst erst später zur Zeit der mit Byzanz in vielfachen Beziehungen stehenden Ottonen eingewandert sein (aus πάππας). Alles, was später der griechischen Sprache entnommen, stammt nicht mehr aus unmittelbarer Berührung. Am stärksten war natürlich der Einfluß des römischen Kirchentums; mit den Belegen für diesen kommen wir auf den Boden geschichtlicher Zei=

der deutschen Sprache: wir betreten das Gebiet des Althochdeutschen. Lateinisch sind die meisten Bezeichnungen für kirchliche Baulichkeiten und Gerätschaften: Klause, Kloster, Münster, Schule; Altar, Kanzel, Kreuz, Oblate, Orgel; für kirchliche Ämter und Würden: Abt, Küster, Meßner (= mittellateinisch mansionarius, von mansio), Mönch, Nonne, Priester (= presbyter), Probst (= propositus), Siegrist (sacristanus); für kirchliche Gebräuche und Verrichtungen: Feier, Mette (matutina), Vesper; Messe und Segen (signum), Almosen (griech. lat. eleemosyne) und Spende, ahd. dezemo (der Zehnte); opfern und predigen; auch für einzelne Vorstellungen der christlichen Religion: Engel, Marter, Pein (poena), Plage, verdammen. Ob Wörter wie ahd. bimunigôn ermahnen (monere), tîlôn vertilgen (delere) diesen mit dem Christentum gekommenen Wörtern anzureihen sind, oder ob sie der älteren römischen Schicht angehören, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Jedenfalls sind sie dadurch bemerkenswert, daß sie Begriffen gelten, die nicht dem Römer eigentümlich sind.

Neben diesen volkstümlich gewordenen und volkstümlich gebliebenen Entlehnungen der althochdeutschen Zeit geht schon in dieser Periode eine Reihe von gelehrten Fremdwörtern einher, die nur in der Litteratur, in den Übersetzungen aus dem Lateinischen ihr Dasein fristen.

Ein ganz neues Element tritt in der mittelhochdeutschen Zeit in unseren Gesichtskreis ein. Die Kreuzzüge reißen die Deutschen aus ihrer Vereinzelung hinein in den großen Strom des europäischen Lebens; es kommt vor allen Dingen zur engern Berührung mit unsern welschen Nachbarn; die überlegene Kultur, der Glanz und die Verfeinerung des französischen Lebens wirken blendend auf den deutschen Geist. So tritt französische Sprache und französische Litteratur für die Gebildeten des Volkes in den Mittelpunkt ihrer geistigen Bestrebungen. Die mittelhochdeutsche Lyrik erhält neuen kräftigen Anstoß durch französische Vor-

bilder; unsere höfischen epischen Dichtungen sind im Ganzen nur mehr oder weniger freie Umarbeitungen von Erzählungen französischer Meister. Ein Mann wie Gotfrid von Straßburg geht so weit, daß er ganze französische Verse in sein deutsches Werk einmischt. So beginnt denn mit dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts ein breiter Strom französischer Wörter über die deutsche Sprache hereinzubrechen. Turnier und Jagd, Spiel und Tanz, Musik und Poetik entlehnen ihre Benennungen der Nachbarsprache; mit einer Fülle von Gegenständen des Luxus ziehen auch die fremden Benennungen ein und manch andere Bezeichnung für Dinge des feinen höfischen Anstandes. Sehr viele von diesen Wörtern haben nur ein kurzes Leben in der Sprache geführt; sie sind wieder untergegangen mit dem Verfall der höfischen ritterlichen Sitte. Andere sind bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben, wie Abenteuer (aventure), Banner, blond, fehlen (faillir), Fei, fein, Komtur (= commandeur), Manier, Palast, Plan, (im Sinne von Ebene), Preis, turnieren 2c.

Wie tief aber der französische Einfluß den deutschen Gebildeten in Fleisch und Blut übergegangen, zeigt der Umstand, daß in jener Zeit sogar einzelne Hilfsmittel der Wortbildung ins Deutsche übergeführt worden sind. Nach französischen Lehnwörtern, wie partie, vilanie bildet schon der Mittelhochdeutsche die Wörter jegerie, rouberie, vischerie, = nhd. Fischerei, Jägerei, Räuberei u. s. w.; die Endung -ieren in halbieren, marschieren, stolzieren entstammt französischen Infinitiven auf -ier, die in mhd. Zeit noch so ausgesprochen wurden, daß der Ton auf dem i lag; endlich -lei in mancherlei, vielerlei ist das französische Wort loi, das früher lei lautete und auch die Bedeutung von Art und Weise besaß.

Der lateinische Einfluß dauert daneben fort in der mhd. Zeit, ohne jedoch den französischen an Stärke zu erreichen. Je näher wir aber der Renaissance, den Tagen des Humanismus kommen, um so mehr tritt auch das Lateinische wieder in den

Vordergrund. Mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnt eine lebhafte Übersetzungsthätigkeit; im 16. Jahrhundert schreiben und sprechen die Gebildeten mit Vorliebe die Sprache des alten Rom: die heimische Sprache wird verachtet, und wir stehen in einer Zeit, wo der Kaiser des heiligen römischen Reiches nur mit seinem Pferde deutsch reden mochte. Jener Einfluß des Humanismus reicht bis in unsere Tage; noch immer suchen die Gelehrten, speziell die Philologen, die heimische Sprache mit lateinischem Sprachgute zu bereichern, und auch das Griechische tritt durch sie aufs neue in Beziehung zu der deutschen Sprache.

Im 17. und 18. Jahrhundert wird das Lateinische als Modesprache wieder verdrängt durch das Französische, nicht zum mindesten durch die Verschuldung des Humanismus, der die Deutschen an die Verachtung der eigenen Sprache gewöhnt hatte. Der Fülle französischen Sprachmaterials, das jetzt wieder das Deutsche überflutet, tritt, wenn auch in viel geringerem Maße, die Entlehnung aus dem Italienischen zur Seite, die sich besonders in Bezeichnungen für musikalische Dinge und in Ausdrücken des Handels bemerkbar macht. Im 19. Jahrhundert endlich erwächst uns eine recht beträchtliche Einwanderung fremder Wörter aus dem Englischen, zumal von Ausdrücken aus dem Gebiete des politischen und gesellschaftlichen Lebens, vor allen Dingen aber des Sports. Einzelne Beiträge zu unserm Sprachschatz haben während der neuhochdeutschen Periode auch unsere östlichen Nachbarn, die Slawen, geliefert; hierher gehören Ausdrücke wie Dolch, Droschke, Hallunke, Knute, Kutsche, Peitsche, Petschaft, pomadig, Schöps, Zobel. Das plattdeutsche Schurr-murr ist durch das Slawische zu uns gekommen; von Hause aus ist es ein persisches Wort. Auch sonst findet sich in nieder- und mitteldeutschen Dialekten noch manches slawische Sprachgut, so im Nordthüringischen das Wort dowre, ein slawischer Ausdruck für gut. Was die übrigen Nachbarvölker wie Holländer, Dänen, Schweden beigesteuert haben, ist von verschwindender Bedeutung.

Allen den bis jetzt erwähnten Völkern, welche während der alt-, mittel- und neuhochdeutschen Zeit auf die deutsche Sprache Einfluß gewonnen hatten, steht ein einzelnes in besonderer Eigentümlichkeit gegenüber. Romanen und Engländer, Griechen und Slawen sind für uns ein Fremdes; ihr Einfluß kommt, deutlich erkennbar, von außen. Anders ist es bei dem Volke, dessen Angehörige mitten unter uns zerstreut leben und wieder in ganz unmittelbarer naiver Weise mit ihrer Sprache auf die unsrige einwirken: das sind die Juden. Zwar die semitischen Wörter, die aus dieser Quelle in die Schriftsprache eingeflossen sind, sind nicht sehr zahlreich; es gehören hierher die Wörter Gauner, Jubeljahr, Kümmelblättchen (das hebräische Zeichen für 3 ist der Buchstabe g, gesprochen Gimel), Schacher, schächten. Aber um so zahlreicher sind die jüdischen Bestandteile in den Dialekten, z. B. acheln essen, beduch niedergedrückt, ganfen stehlen, Kanuf ein Scheltwort, kapores kaput, koscher, Makkes Schläge, mauscheln, meschugge verrückt, Moos Geld, pleite, Rebbich Gewinn, Schmu dasselbe, schmusen sich anschmeicheln, schofel, Zores Streit.

Mit unserer Aufzählung ist nun zwar die Zahl der Völker erschöpft, welche unmittelbar dem deutschen Sprachschatze fremde Elemente zugeführt haben, aber keineswegs die Zahl der Sprachen selbst, denen diese Bestandteile entnommen sind. Denn jene Nachbarvölker haben uns nicht bloß heimisches Sprachgut mitgeteilt, sondern auch solches, das sie selbst aus der Fremde erhalten haben. So haben uns die romanischen Sprachen eine beträchtliche Zahl von arabischen Wörtern übermittelt, wie Alchymie, Almanach, Algebra, Alkohol, Admiral, Diwan, Douane, Havarie, Kalfatern rc., und Bezeichnungen für neue Pflanzen, für neue Stoffe sind aus allen möglichen Sprachen fremder Erdteile bei uns eingewandert. Auch haben Sprachen, mit denen wir in unmittelbarer Berührung gestanden haben, daneben durch Vermittelung anderer ihre Wirkung ausgeübt: vieles Griechische ist durch das Lateinische, manches Romanische

erst durch das Englische zu uns gebracht worden. Die merkwürdigste Erscheinung ist aber die, daß wir aus dem Romanischen vielfach solche Wörter überkommen haben, die aus dem Germanischen selbst in jene Sprachen übergegangen waren, und nicht selten liegt sogar der Fall vor, daß wir das echt deutsche Wort und eine durch die fremde Sprache hindurchgegangene Form desselben nebeneinander besitzen: so ist Balkon = Balken, Fauteuil = Feldstuhl (durch Volksetymologie aus Faltstuhl, Stuhl zum Zusammenfalten), Gage = Wette, Garde = Warte, Liste = Leiste, Rang — Ring; Biwak ist entstanden aus altdeutschem biwaht, équipieren hängt mit Schiff, garnieren mit warnen (ursprünglich = bereiten, ausrüsten), Loge mit Laube zusammen.

Viel versteckter, als in den bis jetzt erwähnten Fällen, ist der fremde Einfluß, wenn nicht die fremden Laute selbst ins Deutsche herübergenommen sind, sondern in rein deutschen Wörtern sich fremder Sprachgeist wirksam zeigt. Zu verschiedenen Zeiten der hochdeutschen Sprachgeschichte sind deutsche Wörter nach dem Muster von ausländischen gebildet worden, teils aus reinem Zweckmäßigkeitsbestreben, um die Wörter verständlich zu machen, teils, in jüngerer Zeit, aus bewußtem Gegensatz gegen das Eindringen von Fremdwörtern. Bald besteht die Nachahmung in getreuer Übersetzung des fremden Wortes, bald sucht sie mehr den Geist desselben wiederzugeben. In althochdeutscher Zeit bildete man nach lateinischem humanitas ein deutsches gomaheit (gomo der Mensch), nach lateinischem misericors ein deutsches armherzi, mit dem das gleichbedeutende barmherzig zusammenhängt; missa die Messe gab man durch santa wieder (eig. die gesendete), propheta durch forasago der Vorhersager, apostolus ruft ein deutsches zwelfboto hervor (einer der zwölf Boten), bibliotheca ein deutsches buohfaz, und auch jungiro Jünger ist wohl nur freie Wiedergabe von discipulus. In den althochdeutschen Übersetzerschulen hat man zur Wiedergabe der lateinischen

Partikeln autem, ergo, igitur, itaque, profecto, vero sich der Wörter wahrlich und gewiß bedient, die freilich in dieser Art von Verwendung niemals volkstümlich geworden sind. Für emanatio, objectum, subjectum hat sich die deutsche Mystik die Ausdrücke ûzfluz, gegenwurf oder widerwurf; understôz geschaffen. In neuerer Zeit ist Pflegling gebildet nach lateinischem alumnus; Volksherrschaft, Freistaat, entstammen der Anregung durch Demokratie, Republik; Drahtbericht, erkenntlich, Zerrbild, Zwischenfall geben Telegramm, franz. reconnaissant, Karrikatur, franz. incident wieder. Manche deutsche Wörter sind zwar nicht erst neu geschaffen worden unter fremdem Einfluß, aber sie haben durch denselben neue, ihnen ursprünglich fernliegende Bedeutungen angenommen, vielleicht auch die echte deutsche dabei ganz verloren. Hierher gehört der Heide, Ableitung von die Heide, der auf dem Lande wohnende, das seine jetzige Bedeutung unter dem Einfluß von paganus (von pagus, Dorf) erhalten hat; ferner wohl taufen, ursprünglich bloß untertauchen bedeutend; vielleicht auch Jünger. Wenn im 16. Jahrhundert das Wort bürgerlich auch die Bedeutung von höflich, anständig hat, so schwebt dabei das Wort civiliter oder civilement vor dem Geiste des Sprechenden; zerstreut hat seine heutige Bedeutung zu Lessings Zeit erhalten, um das Französische distrait wiederzugeben; einem den Hof machen ist eine Übersetzung von faire la cour; antworten, von modernen Gelehrten im Sinne von entsprechen gebraucht, zeigt den Einfluß von lat. respondere.

Für die Nachahmung ganzer fremder Konstruktionen mit deutschem Sprachstoffe kommt bei der hochdeutschen Sprache fast nur das Lateinische und, in weit geringerem Maße, das Französische in Betracht. Von Satzfügungen, die dem Lateinischen eigentümlich sind, ist mit besonderer Vorliebe der sogenannte Akkusativ und Infinitiv nachgeahmt worden, in bescheidenerem Masse bei den althochdeutschen Übersetzern, fast gar nicht in der

mittelhochdeutschen Periode; sehr häufig seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, und zwar keineswegs bloß in Übersetzungen. So heißt es z. B. im Theuerdank: „nym zu dir den Gesellen dein, den du weist verschwiegen zu sein," oder: „der Held antwortt: ich red on spot, mich gewesen sein in großer Not." Und diese Weise geht noch tief hinein in das 18. Jahrhundert; noch Lessing wendet sie gelegentlich an: „die Theaterstücke, die er so vollkommen nach dem Geschmacke seines Parterres zu sein urteilte."

In der heutigen Sprache aber ist die Konstruktion völlig verschwunden: ich sehe ihn kommen ist ursprüngliche, echt deutsche Weise. Aber doch schimmert das Bestreben, die fremde Konstruction wiederzugeben, noch in Ausdrucksweisen durch wie: dein Bruder, von dem ich urteile, daß er sehr reich ist. — Eine sehr bequeme Konstruktion ist die lateinische des sogenannten Ablativus absolutus. Das Germanische hat ursprünglich Ähnliches besessen, aber früh verloren, und so finden wir während der ganzen hochdeutschen Periode Versuche, sie nachzubilden. Die althochdeutschen Übersetzer wenden sie häufig an. Im Neuhochdeutschen tritt dem Lateinischen noch das Vorbild des Französischen zur Seite. Auf doppelte Weise hat man versucht, die fremde Konstruktion zu erreichen: einerseits mit einer Art von absolutem Akkusativ: „dieses Geschäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen" (Schiller); das geschehen, hänge die Entscheidung von dem Könige ab" (Dahlmann); anderseits durch Verwendung der Präposition nach, was meist sehr häßlich klingt: „nach aufgehobenem Kloster" (Goethe), „nach genommenem Abschiede von seinem Freunde" (Schiller), nach dem abgeschüttelten Joch der Römer" (J. Grimm): lauter Konstruktionen, die wenig nachahmenswert sind. Gleichfalls lateinischem Sprachgebrauch entstammen zwei Unarten der heutigen Ausdrucksweise, die sich bei der Verwendung des bezüglichen Fürworts einstellen; erstens die Verbindung von welcher mit einem nachstehenden Substantiv: „auf die bayerischen Lande richtete er sein Haupt-

augenmerk, welche Lande bisher vom Kriege nicht gelitten hatten"; zweitens die relativische Anknüpfung von Sätzen, die nicht eine nebensächliche Bestimmung des Vorhergehenden bringen, sondern eine neue Thatsache enthalten: „der Redner schloß mit einem Hoch auf seine Majestät, welchem der Gesang der Nationalhymne folgte, worauf dann eine große Anzahl patriotischer Toaste sich anschloß". Überhaupt ist der ganze Charakter unseres Satzbaues durch die lateinische Sprache in ungünstiger Weise beeinflußt worden; die große Neigung des Neuhochdeutschen für Einschachtelung von Sätzen, für verwickelte Konstruktionen stammt aus dieser Quelle, und zwar ist es neben dem Gelehrtendeutsch der Kanzleistil, der hier den Vermittler gespielt hat. Mancherlei einzelne Eigentümlichkeiten des Lateinischen sind zu verschiedenen Zeiten nachgebildet worden, ohne tiefern Grund und Boden zu gewinnen, vielleicht nie in weiterem Umfange als zu der Zeit, wo im vorigen Jahrhundert die Sprache der Wissenschaft deutsch zu werden begann.

Daß das Französische auf syntaktischem Gebiete weniger starken Einfluß geübt hat, als das Lateinische, ist leicht begreiflich, denn es steht in seinem Charakter dem Deutschen viel näher als beide Sprachen dem Lateinischen, und hatte daher nur wenig zu bieten, was für uns eine Förderung gewesen wäre. Französischer Einwirkung verdanken wir die Hervorhebung eines Begriffs durch die Umschreibung mit s e i n: „von hier aus ist es, daß man den weitesten Blick über Paris hat." Zweifelhaft kann es sein, ob Nachahmung des Lateinischen oder des Französischen vorliegt in der Angabe einer Eigenschaft mit s e i n v o n —: „Friedrich V. war von einem freien und aufgeweckten Geiste, vieler Herzensgüte, einer königlichen Freigebigkeit." Das Vorbild einzelner französischer Ausdrücke erkennt man oft genug in dem Deutsch unserer Zeitungen, aber wenig davon ist allgemein anerkanntes Sprachgut geworden, wie G e f a h r l a u f e n (courir risque), v o n l a n g e r H a n d (de longe main). Im Südwesten des deutschen Sprachgebiets kann man oft genug hören: „es

macht schön Wetter" = il fait beau temps. Bei den Deutschen Österreichs finden sich auch nicht selten Ausdrucksweisen vor, die die Nachbarschaft des slawischen Sprachgebietes verraten.

Nur im Vorbeigehen sei noch einmal darauf hingewiesen, daß selbst die eigene ältere Sprache gelegentlich wie eine fremde störend in das Neuhochdeutsche eingedrungen ist. Doch beschränkt sich diese Erscheinung auf wenige hervorragende Germanisten, unter denen besonders Jakob Grimm zu nennen ist.

All diese Berührungen mit fremden Sprachen haben nun für unsere Zeit das Ergebnis herbeigeführt, daß eine förmliche Überflutung der deutschen Sprache durch fremde Elemente eingetreten ist. Man schlägt die Zahl der Fremdwörter auf etwa 70000 an, und man hat berechnet, daß auf sieben deutsche Wörter ein fremdes komme. Es giebt kein Gebiet des Lebens, das sich von dieser Ausländerei ferne gehalten hätte; am schlimmsten ist es vielleicht um die Sprache der höhern Kochkunst, der Heilkunde, des Kriegswesens bestellt. Kein Stand, kein Geschlecht ist unbeteiligt an der Sprachmischung. Aber doch ist der Gebrauch nicht überall ein ganz gleichmäßiger. Es bildet sich sogar ein leichter Unterschied zwischen der Sprache des Mannes und der Frau heraus, freilich nur im Kreise der Gebildeten: die Anwendung griechischer und lateinischer Wörter eignet überwiegend dem männlichen Geschlechte; dem weiblichen Geschlechte liegt das Französische und Englische näher. Auch die gesellschaftlichen Schichten verhalten sich verschieden zu den Fremdwörtern, im besondern der aus dem Französischen entlehnten: die Aristokratie, die Kreise des Hofes, sie gebrauchen in der deutschen Rede eine Menge von französischen Wörtern, deren jeder Andere leicht enträt, wie z. B. *Antichambre*, *menagieren*, *soignieren*. Anderseits lebt im Munde der Ungebildeten und Halbgebildeten, oder in der nachlässigen Rede der Gebildeten eine große Zahl von wälschen Bestandteilen, die der wirklich gebildeten Rede fremd oder anstößig sind, Wörter wie. *Budél* (Flasche), *Gilet*, *caressieren*, *Plaisir*, *caput* &c

Am freiesten erhält sich also im Ganzen der gebildete Mittelstand.

Diese auffallende Thatsache wird uns verständlich, wenn wir nun die Ursachen genauer ins Auge fassen, aus denen die so häufige Verwendung fremder Wörter entspringt. Sie sind teilweise dieselben, die wir im vorletzten Abschnitt für die Bildung neuer Wörter überhaupt kennen gelernt haben. Die Sprache schafft ja unablässig neue Wörter, weil die vorhandenen aus verschiedenen Gründen dem Bedürfnis nicht genügen. So ist es nur begreiflich, daß mit neuen Gegenständen, Erfindungen, Begriffen, die uns aus der Fremde zukommen, wir auch die fremde Bezeichnung übernehmen. Und auch da, wo die Dinge die Vorstellungen unsere eigene Schöpfung sind, greifen wir gern nach dem fremden Wort, denn es ist bequemer, das bereits fertige Fremde sich anzueignen, als aus eigener Kraft ein neues zu schaffen. Ja wir wenden oft das deutsche Wort und das gleichbedeutende Fremdwort nebeneinander an, weil wir so ein billiges Mittel zur Herstellung stilistischen Wechsels erhalten. Zudem sind die Fremdwörter ein trefflicher Deckmantel der Gedankenarmut und des unklaren Denkens; der Hörer ist vielleicht gutmütig genug zu glauben, daß seine eigene Unkenntnis schuld trage, wenn die fremde Verbrämung ihm rätselhaft erscheinen will. Und auch in formaler Hinsicht ertragen Fremdwörter eine weit größere Willkür der Behandlung als einheimische; wie wenige Menschen nehmen Anstoß an Zwitterbildungen aus lateinischen und griechischen Bestandteilen, an den widersinnigsten Verstümmelungen fremden Sprachgutes!

Zu der geistigen Trägheit gesellt sich die Eitelkeit. Der Halbgebildete will sich durch den Gebrauch fremder Wörter den Schein höheren Wissens geben, der Aristokrat sich durch sprachliche Schranken abschließen von dem großen Haufen.

Man sieht, die Ursache der Fremdwörtersucht liegt in zwar unerfreulichen, aber allgemein verbreiteten und unausrottbaren Eigenschaften der menschlichen Seele.

Trotzdem sind wir nicht verpflichtet, die Wirkungen dieser Eigenschaften ohne Kampf über uns ergehen zu lassen, und zwar aus Gründen, die wir schon bei anderer Gelegenheit haben geltend machen müssen. Der häufige Gebrauch der Fremdwörter gefährdet in verhängnisvoller Weise den Zweck der Rede, die Mitteilung. Wie sehr durch das Fremdwort der Verkehr der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten erschwert wird, wie häufig bei Ungebildeten nnd Halbgebildeten die Vertauschung ähnlich lautender Fremdlinge stattfindet, ist bekannt genug und hat oft den Gegenstand humoristischer Darstellung gebildet.

Auch der Gebildete, selbst der Gelehrte steht nicht selten einem fremden Worte ratlos gegenüber und ist genötigt, zum Fremdwörterbuch zu greifen, auf die Gefahr hin, daß ihn auch dieses im Stiche läßt. Aber mögen auch fremde Wörter im Kreise der Gebildeten durchaus geläufig sein, sie können doch im Großen und Ganzen niemals die Schärfe und Bestimmtheit der Bedeutung erlangen, wie sie echt deutschen Wörtern zukommt. Denn sie entbehren des festen Haltes in der Sprache, des Zusammenhangs mit etymologisch verwandten, allgemein bekannten Wörtern, deren Bedeutung für das Sprachbewußtsein keinem Zweifel unterliegt. Dieser Mangel an Stützen für das Gedächtnis macht sich auch darin fühlbar, daß die Fremdwörter in der lebendigen Rede viel stärkeren Entstellungen ausgesetzt sind als die deutschen, ganz abgesehen von der unvermeidlichen Unsicherheit in der Orthographie. Selbst der Sprachgebrauch der Gebildeten ist nirgends so sehr dem Zweifel, der Schwankung unterworfen, als bei den Fremdwörtern: soll man betonen B a r ó m e t e r oder B a r o m é t e r, spricht man A r i s t o k r a t i e mit t nach deutscher, oder mit s nach französischer Weise? heißt es der C ö l i b a t oder das C ö l i b a t? soll der Plural von T h e m a lauten T h e m a s, T h e m e n, T h e m a t a oder T h e m a t e n? Ja, der Gebrauch fremder Wörter kann sogar die Verständigung mit dem Volke, dem wir sie entlehnt haben, erschweren. Denn nicht selten besitzen z. B. unsere dem Französischen entnommenen Wörter an-

dere Bedeutungen, als sie ihnen in ihrer Heimat zukommen, und wir können bei ihrem Gebrauch in der fremden Sprache unter Umständen recht ärgerliche Verstöße begehen. Unser Eisenbahncoupé heißt auf französisch compartiment; ein Feinschmecker heißt gourmet, nicht gourmand, was Vielesser bedeutet; Lavoir ist nicht eine Waschschüssel, sondern ein Waschplatz.

Freilich, nicht bei allen Fremdwörtern ergeben sich solche Schwierigkeiten des Verständnisses und der Handhabung in gleicher Weise. Viele Entlehnungen sind dermaßen eingebürgert, haben so vollständig deutsche Art und Weise angenommen, daß das naive Sprachbewußtsein ihnen nicht anders als den echt deutschen Wörtern gegenübersteht. Aber bei den meisten ist dies nicht der Fall, sie enthalten Laute, die dem deutschen Organ zuwider sind, oder die Art ihres Tonfalls bringt sie in Gegensatz zu der deutschen Gewohnheit: mit anderen Worten, es ergiebt sich ein stilistischer Gegensatz zwischen den fremden Bestandteilen und den heimischen Wörtern; so ist denn auch vom Standpunkte der Ästhetik die Fremdwörtersucht etwas höchst verwerfliches. Vor allem aber empört sich unser vaterländisches Bewußtsein dagegen, daß wir fort und fort mit fremden Flittern uns aufzuputzen suchen; die deutsche Sprache ist nicht so arm, daß sie gezwungen wäre, bei anderen Völkern betteln zu gehen, um ihre Blöße zu decken.

Die Schwierigkeit, die Sprache von fremden Bestandteilen frei zu halten, ist gar nicht so groß, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. In unendlich vielen Fällen besitzen wir schon heute gute deutsche Wörter neben gleichbedeutenden fremden, und hier giebt es für den Gebrauch der ausländischen gar keine Entschuldigung. Und wo es an deutschen fehlt, können neue geschaffen werden: wir sind ja sonst gegen die Bildung von neuen Wörtern nachsichtig genug. Freilich kommt man dabei mit bloßem Übersetzen des Fremden nicht aus; das zeigt sich am deutlichsten da, wo wir gleichbedeutende Wörter aus verschiedenen

Sprachen oder dasselbe Wort zu verschiedenen Zeiten aufgenommen haben und doch für uns die Bedeutungen weit auseinander gehen: Theismus würde bei buchstäblicher Übersetzung die gleiche Wiedergabe verlangen wie Deismus, Spital wie Hôtel (beides = lateinisch hospitale), Quadrat wie Carré. Auch sonst kann das Bestreben der Sprachreinigung fehlgreifen: es wäre durchaus verwerflich, die Wörter wieder verbannen zu wollen, deren fremden Ursprung nur die wissenschaftliche Sprachforschung nachweisen kann, also etwa jene ältesten Lehnwörter aus dem Lateinischen, die schon seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bei uns eingebürgert sind. Selbst bei den erst neuerdings aufgenommenen wird stets ein Rest bleiben, der als unentbehrlich erscheint. Freilich ist das Urteil über diese Unentbehrlichkeit kein unbedingtes, es kann von heute auf morgen durch eine glückliche Neubildung widerlegt werden. Es kommt lediglich auf die Gewöhnung an. Im Jahre 1815 behauptet noch eine Zeitung: „Kein Wort ersetzt die Benennung Madame und Demoiselle und jeder Vorschlag zu ihrer Ausscheidung grenzt an das Unmögliche." Wie viel bei ernstem Wollen erreicht werden kann, zeigt am besten ein Blick auf das, was schon erreicht worden ist. Der Kampf, der seit dem Beginn unseres neuhochdeutschen Sprachabschnitts von vaterländischen Männern gegen die Fremdwörtersucht geführt worden ist, von Satirikern, Gelehrten, Sprachgesellschaften, er ist nicht vergeblich geblieben. Am umfassendsten ist die Thätigkeit von Joachim Heinrich Campe gewesen; er ist vielfach angegriffen, vielfach verspottet worden, aber trotz zahlreicher Schwächen hat er sehr verdienstlich gewirkt.

Es läßt sich nachweisen, daß er von entschiedenem Einfluß auf Goethe, Schiller, Jean Paul gewesen ist, und eine Anzahl der besten deutschen Wörter, die wir heute gebrauchen, ist von ihm erst als Ersatz für fremde geschaffen worden (so sich eignen für qualifizieren, Kerbtier für Insekt, Gefallsucht für Koketterie, Fallbeil für Guilliotine, Zerr-

bild für Karrikatur u. a. m.). Später hat uns Robert Schumann gezeigt, daß die Musik ganz gut bestehen kann, ohne beim Italienischen ein allegro, grazioso, moderato, poco più mosso, vivace zu borgen. In der Gegenwart hat die Begründung des neuen deutschen Reiches, die außerordentliche Steigerung des vaterländischen Gefühls der Bewegung gegen das Fremdwort einen mächtigen Aufschwung gegeben.

Das deutsche Strafgesetzbuch, die Post, das Generalstabswerk über den Krieg von 1870/71, einzelne Zeitungen — unter denen in Süddeutschland die badische Landeszeitung genannt zu werden verdient — befleißen sich einer erfreulichen Reinheit der Sprache und haben manche treffliche Neubildung hervorgebracht. Am wenigsten hat an diesem Fortschritte wohl die Sprache der Medizin teilgenommen; sie kann aber einen Milderungsgrund anführen: der Arzt ist nicht selten in die Lage versetzt, am Bette des Kranken über dessen Zustand zu sprechen, ohne daß er von ihm verstanden werde. Auch die systematische Botanik und Zoologie kann der fremden Bezeichnungen kaum entraten, nicht weil es an deutschen Ausdrücken fehlte, sondern gerade umgekehrt, weil eine Überfülle an solchen besteht und zudem in verschiedenen Gegenden mit dem gleichen Wort ganz verschiedene Dinge bezeichnet werden (s. oben S. 64).

Es erübrigt uns noch zu fragen, welches das Schicksal des einzelnen Fremdwortes bei und nach der Entlehnung gewesen. Zwei entgegengesetzte Standpunkte sind denkbar und auch zur Anwendung gekommen: entweder fügt sich das fremde Wort in jeder Beziehung der deutschen Weise, oder man bemüht sich, so viel als möglich die ursprüngliche Gestalt des Wortes festzuhalten.

Zwischen beiden Standpunkten giebt es mehrfache Übergänge; ein und dasselbe Wort kann bald die eine, bald die andere Behandlungsweise erfahren haben. Der erste Standpunkt, der der völligen Angleichung, ist im allgemeinen innerhalb des Deutschen zeitlich der frühere, während später die Rücksicht auf

die fremde Sprache das Übergewicht erhält. Was in der althochdeutschen Periode an Fremdwörtern ins Deutsche übergegangen ist, hat vollständig die Gestalt von einheimischen Wörtern angenommen; die Fremdlinge sind kaum als solche zu erkennen, ihre Beseitigung ist weder erforderlich noch möglich. Von dem Zuwachs der mittelhochdeutschen Zeit hat nur noch weniges sich völlig anzugleichen vermocht, und heute bleibt die fremde Gestalt fast unverändert. Dieser Unterschied ist nicht etwa darin begründet, daß in der neuern Zeit die Lebenskraft, die Aneignungsfähigkeit der Sprache geringer geworden wäre, sondern er fällt zusammen mit dem früher von uns aufgestellten Unterschied zwischen volkstümlicher, naiver Entlehnung einerseits und gelehrter, litterarischer Entlehnung auf der andern Seite. Das Wort, das der Gebildete heutzutage der fremden Sprache entnimmt, begegnet ihm immer und immer wieder als Wort einer fremden Sprache im Zusammenhang des fremden Satzes, und so wird immer wieder die fremde Gestalt hergestellt, wenn das Wort von derselben abzuweichen beginnt. Wo aber das fremde Wort in den lebendigen Gebrauch des Volkes übergegangen ist, da findet auch heute noch so gut eine Angleichung statt, wie vor fünfzehnhundert Jahren.

Der stärkste Gegensatz zwischen den deutschen Wörtern und so vielen aus dem Griechischen, Lateinischen, Französischen herübergenommenen Wörtern besteht in bezug auf die Betonung. Das Germanische betont in der Regel die erste Silbe des Wortes: das Griechische und Lateinische betonen bald diese bald jene Silbe; beim Französischen liegt der Ton auf der Endsilbe. In althochdeutscher Zeit wird einfach die heimische Betonung auch auf die entlehnten Wörter übertragen; nur so war es möglich, daß z. B. aus dem lateinischen monastérium, monéta, palátium deutsches Münster, Münze, Pfalz hervorging. In mittelhochdeutscher Zeit begegnete deutsche und fremde Betonung nebeneinander; französisch la bannière erschien als bánier und als baníer: daraus entstammt die neuhochdeutsche Doppelung

von Banner und Panier. Heute wird im allgemeinen der fremde Tonfall festgehalten, so daß wir sogar auch Wörter mit wechselndem Accent besitzen: Proféssor — Professóren, Atlas — Atlánten. Bei der Beurteilung des einzelnen Falles muß aber wohl beachtet werden, daß wir die Wörter nicht immer unmittelbar aus der Sprache überkommen haben, der sie ursprünglich angehörten. Wir betonen Meneláus, Themistokles, Ödipus nach lateinischer Weise, nicht Menélaus, Ödípus, Themistoklés, wie es nach griechischem Vorbild lauten müßte. Bei Wörtern wie Katholik, Musik, Protestant hat die französische Betonung den Ausschlag gegeben. Nicht selten sind die Fälle, wo ein Wort bald nach lateinischer bald nach französischer Art betont wird: Phänómen — Phänomén, Arithmétik — Arithmetík, Metaphýsik — Metaphysík. Wir sagen Antipathíe, Politík, Mathematík, bilden aber davon die Ableitungen: antpáthisch, polítisch, mathemátisch. Bei einem Nebeneinander wie dem von Státue — Statúe, Phýsik — Physík könnte man zweifelhaft sein, ob die Betonung der ersten Silbe lateinischem Vorbild entstammt, oder einfach auf Durchführung des deutschen Tonfalls beruht. Denn das letztere findet auch in der Gegenwart immerhin noch statt. Wir betonen Kárneval, Líeutenant, O'cean, Schárlatan. Wir schwanken zwischen A'djektiv und Adjektív, I'nfinitiv und Infinitív, Kávallerie und Kavalleríe; man hört Búreau, Díner, Soúper und Büreaú, Dinér, Soupér, und zwar begegnet die Betonung der Endsilbe überwiegend bei Norddeutschen, die der Stammsilbe überwiegend bei Süddeutschen: der Schweizer geht sogar so weit, Coúsine, Hótel, Párterre zu sprechen. Der Unterschied zwischen Nord und Süd beruht darauf, daß im allgemeinen der Norddeutsche mehr Wert auf richtiges Sprechen legt als der Süddeutsche und so auch den fremden Accent genauer beizubehalten strebt. Das heißt so, wie er nach seiner subjektiven Auffassung besteht; denn thatsächlich vermag die scharfe Betonung

der Endsilbe, wie sie der Norddeutsche liebt, so wenig oder noch weniger als die süddeutsche Weise der Eigentümlichkeit des französischen Tones gerecht zu werden.

Eine ähnliche Schwierigkeit macht sich bei der Wiedergabe der einzelnen Laute geltend. Im allgemeinen werden die fremden Wörter mit denselben Lauten vom Deutschen hervorgebracht, mit denen sie sein Ohr treffen. Oder auch — das ist freilich seltener — mit den Lauten, welche den fremden von der Aussprache abweichenden Schriftzeichen entsprechen, wie bei Lieutenant und Toast, das ja sehr häufig mit deutlich getrenntem o — a ausgesprochen wird. Aber häufig genug liegt die Sache so, daß das Deutsche einen mit dem fremden Laute übereinstimmenden gar nicht besitzt, daß die fremde Aussprache nur mit Mühe oder gar nicht nachzuahmen ist.

In diesem Falle tritt an die Stelle des fremden Lautes der ihm zunächst stehende des deutschen — bei der volkstümlichen Entlehnung ohne Ausnahme; nur unsere Gebildeten mühen sich in ängstlicher Pedanterie, sich des fremden Lautes zu bemächtigen. Das w des Althochdeutschen besaß einen Klang, der sowohl von unserer heutigen Aussprache als von der des lateinischen v erheblich abwich: daher wird das lateinische v mehrfach durch den Laut f wiedergegeben: so in Veilchen, Vesper, Vogt (vocatus), Käfig (cavea).

Zu einer gewissen Zeit des Althochdeutschen gab es keinen Laut, der einem lateinischen langen e genau entsprochen hätte, und so erscheint bei den Entlehnungen ein langes ī: lateinisch feria wird althochdeutsch vîra (= Feier), creta wird crīda (= Kreide). Und gleiches geschieht noch heutzutage. So wird das französische stumme e durch unser e wiedergegeben, obwohl der Klang ein ziemlich verschiedener ist, vgl. Gruppe, Rhone, Bagage, Gage. Der französische Nasallaut spiegelt sich oft genug durch einfaches deutsches n, ng, oder m wieder: Mansarde, Rang, Tambur. Besondere Schwierigkeit machen die sogenannten mouillierten Laute des Französischen: gn wird

einfach zu nj: vgl. Campagne, Champagner. Das mouillierte l erscheint als reines l: bouteille, fauteuil werden im Munde des Süddeutschen zu Budél, Fótöhl — oder als lch — im Munde des Norddeutschen: Butélch, Fotölch, oder endlich als il: Detail, Email könnten vom Süddeutschen im Reim auf Heil und Teil verwendet werden.

Trotz solcher Abweichungen aber ist doch in den meisten Fällen zu erkennen, welcher Laut der fremden Sprache, welche Entwickelungsstufe des fremden Wortes bei der Entlehnung vorgelegen hat, und so gewährt uns die Vergleichung der Laute oftmals ein Mittel, um ungefähr die Zeit zu bestimmen, in welcher ein Wort aufgenommen worden. Das lateinische c vor e und i ist etwa bis zum siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wie k ausgesprochen worden, erst danach wie unser z: so sind die deutschen Wörter wie Keller (cellarium), Kerbel (caerefolium), Kirsche (cerasus), Kiste (cista) früher entlehnt als etwa Kreuz und Zins (census). Wörter wie Panier, Rappier müssen früher aus dem Französischen zu uns gekommen sein, als Bariere, Lisiere, denn der Aussprache -ière ist im Französischen eine andere vorhergegangen, die -íere betonte.

Sogar auf ihre Flexionsweise in der fremden Sprache läßt sich nicht selten ein Schluß machen aus der Flexion, welche die Fremdwörter bei uns angenommen haben. Die entlehnten Wörter schlossen sich im allgemeinen den deutschen Wörtern an, mit deren Endungen und Bildungssilben die ihrigen am meisten übereinstimmten, und traten gleichzeitig in das Geschlecht derselben über. So sind die lateinischen Wörter auf -arium der Klasse der althochdeutschen Masculina auf -ari angereiht worden: kellari — Keller (cellarium), wîari — Weiher (vivarium) geben genau das Vorbild von lêrari — Lehrer, scrîbari — Schreiber wieder. Französisch le groupe, le rôle und all die Substantiva auf -age sind im Deutschen weiblich geworden nach dem Muster von Bitte,

Gabe u. s. w. Es ist daher eine lächerliche Pedanterie, wenn viele Lehrer sich bemühen, der Rhone zu sprechen. Aber nicht nur formale, sondern auch geistige Beziehungen zwischen dem neu aufgenommenen Wort und dem bereits vorhandenen Sprachmaterial haben öfters den Ausschlag gegeben: nämlich dann, wenn deutsche Wörter bestanden, die mit dem fremden bedeutungsgleich oder bedeutungsverwandt waren. So hat Kadaver sein männliches Geschlecht wegen Leichnam, Mauer das seinige nach Wand, Nummer nach Zahl, Libell nach Buch, Pferd (ml. paraveredus) nach Roß, Puder nach Staub. In Wien heißt es allgemein die Tramway wegen die Pferdebahn. Freilich, nicht immer bot sich eine einzige bestimmte Art des Anschlusses von vornherein dar; dann ist oft Schwanken eingetreten, und es hält schwer, eine bestimmte Regel zu erkennen. So ist das französische Substantiv, das den Artikel le besitzt, im Deutschen bald männlich, bald sächlich. In mittelhochdeutscher Zeit sind die Belege für die männliche Wiedergabe häufiger als jetzt, vgl. die älteren Lehnwörter wie Harnisch, Palast, Preis einerseits, anderseits moderne wie Bankett, Bataillon, Bouquett, Dejeuner, Diner, Filet, Fort, Gilet, Journal, Palais, Regiment u. s. w.

In einzelnen Wörtern haben wir noch jetzt zweierlei Geschlecht nebeneinander: der Chor — das Chor, der Moment — das Moment, der Parfüm — das Parfüm. Wenn neben das Konsulat, das Patriarchat auch der Konsulat, der Patriarchat gehört wird, so sind die letzteren Formen wieder das Ergebnis gelehrter Pedanterie: die naive Sprache hat alle Wörter auf -at bis in die neueste Zeit als Neutra behandelt, weil eine große Zahl derselben im Lateinischen dieses Geschlecht besaß, in dem gleichen Bestreben nach Ausgleichung, das sie dem heimischen Sprachmaterial gegenüber zur Geltung bringt.

Wenn einmal die fremden Wörter in den lebendigen Besitz des Deutschen übergegangen sind, so sind sie den gleichen Ge-

schicken unterworfen, wie die heimischen Wörter. Ihre Laute verändern sich gerade so wie diese, und wir erhalten so wieder ein neues chronologisches Hilfsmittel. Dem lateinischen parochus, planta, porta entspricht Pfarrer, Pflanze, Pforte; die entlehnten Wörter haben also die zweite Lautverschiebung mitgemacht, müssen somit vor derselben aufgenommen sein. Dagegen Pech, Pein (poena), Pilgrim (peregrinus) sind erst eingedrungen, nachdem jene zweite Lautverschiebung bereits vollzogen war. Und wie bei deutschen Wörtern, so zeigte sich auch bei entlehnten das Bestreben, solche Wörter dem Sprachbewußtsein, dem Zusammenhang mit dem übrigen Sprachmaterial wieder näher zu bringen, die durch das Fehlen etymologischer Beziehungen demselben entrückt sind. Das geschieht einesteils durch verdeutlichende Zusammensetzung: Bibelbuch, Dammhirsch, Grenzmark, Maulesel ꝛc., wo rein logisch betrachtet, beide Teile der Komposition nahezu das gleiche aussagen. Anderseits durch volksetymologische Umgestaltung: so entsteht Armbrust aus arcubalista, Odermennig aus agrimonia, Goldcreme aus cold cream ꝛc.

Es versteht sich danach von selbst, daß auch die Bedeutungen der Lehnwörter so gut der Veränderung unterliegen, wie die der deutschen: dichten bedeutet jetzt etwas ganz anderes als das lateinische dictare, Pein als poena, Pfütze als puteus.

Besonderer Teil.

Erster Abschnitt.

Die neuhochdeutsche Orthographie.

Die schriftliche Bezeichnung irgend einer Sprache würde dann eine vollkommene sein, wenn sie so viele Schriftzeichen besäße, als die Sprache Laute aufzuweisen hat, und jedem einzelnen Laute stets ein und dasselbe bestimmte Zeichen zukäme. Von solchem Ideale der Lautgebung ist unsere Sprache noch ziemlich entfernt. Einerseits haben wir für denselben Laut verschiedene Bezeichnungen: sie waren lautet genau wie die wahren und die Waren; voll hat den gleichen Anlaut wie das davon abgeleitete füllen, vor wie das verwandte für. Anderseits muß das gleiche Zeichen mehrere verschiedene Laute vertreten. Anders ist der Laut ch zu sprechen in Bach, Loch, erlaucht, als in Bäche, Löcher, erleuchtet, Milch, mancher, Lerche: nach a, o, u wird er mehr hinten in der Kehle gebildet, nach e, i, ö, ü und nach Konsonanten weiter vorn am Gaumen; an Stelle eines thatsächlich gesprochenen k erscheint das Zeichen ch vor einem s, in Dachs, Luchs, sechs, Wachs u. s. w. Das Zeichen ch ist zugleich ein Beispiel dafür, daß zur Bezeichnung eines einfachen Lautes die Vereinigung von zwei Buchstaben nötig ist. Das Gleiche ist der Fall bei ie als der Darstellung eines langen i, bei dem Zeichen ng in lang, Gang &c.; bei dem Zeichen sch

sind sogar drei Vertreter für einen einzigen Laut aufgeboten. Auch das Umgekehrte begegnet: die einfachen Buchstaben z und x veranschaulichen die Doppellaute t + s, k + s. Man sieht also, es muß zwischen Laut und Buchstaben bei der Betrachtung einer Sprache sorgfältig unterschieden werden.

Die Ursachen dieser Mängel in unserer Bezeichnung liegen zum großen Teil in der Art, wie überhaupt unsere schriftliche Wiedergabe zu stande kommt. Jeder Einzelne lernt seine Orthographie von einem Anderen, dieser wieder von einem Andern, und so kann es kommen, daß der Mensch so schreibt, wie vor mehreren Generationen geschrieben worden. Einstweilen hat aber vielleicht die Aussprache sich verändert, ohne daß diese Änderung dem Schreibenden zum Bewußtsein kommt: damit ist der Widerspruch zwischen Laut und Zeichen gegeben. Besonders verhängnisvoll hat hier die Erfindung des Buchdrucks gewirkt; durch seine Einführung wurde unsere Orthographie im wesentlichen so festgestellt, wie sie bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Und seit dem 15. Jahrhundert hat sich gar mancherlei in den lautlichen Verhältnissen unserer Sprache geändert. So schreiben wir den Doppellaut ei, obwohl wir thatsächlich ai (oder noch genauer ae) sprechen: in lieb, Dieb u. s. w. wurde früher das e wirklich ausgesprochen; wir sprechen jetzt schteif, schpitz, aber schreiben noch wie zu der Zeit, als im Anfang thatsächlich ein s gehört wurde. Es ist nicht an dem, daß wir in Ratte, Vetter, Himmel, Sitte, Donner oder irgend einem andern Worte wirklich einen doppelten Konsonanten sprechen; man bilde die Laute r, kurz a, einfaches t, e, und sehe, ob etwas anderes herauskommt als unsere gewöhnliche Aussprache von Ratte. Mit der Doppelschreibung hat es folgende Bewandtnis. Im Mittelhochdeutschen gab es wirkliche Doppelkonsonanten oder eigentlich lang gesprochene Konsonanten, wie sie noch heute im Italienischen zu hören sind. Beim Übergang nun vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen wurden fast alle kurzen Vokale, welche vor

einfachen Konsonanten standen, gedehnt; die Vokale vor Doppelkonsonanz bewahrten ihre Kürze. Die Doppelkonsonanz wurde dann vereinfacht in der Aussprache, blieb aber in der Schrift bestehen, und so entwickelte sich das Gefühl, als ob kurzer Vokal und Doppelkonsonanz in der Schrift zusammengehörten, und man setzte die zweifache Konsonanz auch da, wo sie niemals früher gesprochen worden, wenn aus irgend einem Grunde der kurze Vokal auch vor ursprünglich einfacher Konsonanz bewahrt worden war: mittelhochdeutsch hĭmel und dŏner wird also jetzt Himmel und Donner geschrieben, weil älteres stimme und sonne jetzt Stĭme, Sŏne gesprochen wird.

Diese Mängel unserer neuhochdeutschen Orthographie sind nicht ganz ohne Bedeutung für die Sprache selbst: die Schreibung wirkt bei den Kreisen der Gebildeten unter Umständen zurück auf die Aussprache. Manche unterscheiden zwischen den Stammvokalen von Wörtern wie stet und bestätigen, leer, schwer und erklären, gefährlich, und doch liegt überall ein und derselbe mittelhochdeutsche Laut ae zu Grunde. Die Deutschen in Esthland sprechen die Haide, Kaiser, Maid mit einem Diphthong, dessen erster Teil ein a, dagegen der Heide, keiner, Meineid mit e als Beginn des Doppellauts: im Mittelhochdeutschen hatten alle diese Wörter den Stammvokal ei, und in den heutigen Dialekten ist die Gestaltung des ei in allen diesen Wörtern die gleiche.

Zweiter Abschnitt.

Die Betonung des Neuhochdeutschen.

Die in einem Worte oder einem Satze zusammengefügten Silben können sich mit Rücksicht auf den Accent in doppelter Weise unterscheiden. Einmal kann die Tonhöhe, in der die Lautgruppen hervorgebracht werden, eine verschiedene sein.

Dieser Wechsel in der musikalischen Betonung ist innerhalb des einzelnen Wortes verhältnismäßig unwichtig, er wird aber von der größten Bedeutung für den ganzen Satz und den diesem innewohnenden Sinn.

Die verschiedenen Arten von Sätzen, nämlich Behauptungssatz, Fragesatz, Heischesatz, stimmen in der Satzmelodie keineswegs überein. Im einfachen Aussagesatz ist dieselbe im allgemeinen eine absteigende; er geht fort, wäre in Noten etwa so darzustellen: In der Frage und der Aufforderung ist die Melodie eine ansteigende, und zwar liegt bei der erstern der Schluß des Satzes bedeutend höher über der Mittellage der Rede als bei der letztern. Er geht fort? wäre etwa darzustellen durch und er geht fort! (mache er, daß er fortkommt) durch . Wo also im Satze mit dem letzten Worte nicht ein völliger Abschluß, ein Ruhepunkt erreicht ist, sondern auf etwas folgendes hingewiesen wird, bewegt sich der Ton nach aufwärts. Damit stimmt es denn auch, daß beim zusammengesetzten Satze vor Beginn eines neuen Satzgliedes stets der Ton sich steigert. Der Grund für diese Bewegungen der Satzmelodie ist wohl — nach der Meinung eines unserer hervorragendsten Psychologen — im allgemeinen Charakter der Töne zu suchen. Die Bewegungen in der Tiefe und nach der Tiefe haben etwas festes, ruhiges, bestimmtes; die hohen Töne dienen dem Ausdruck der Erregung und sind selbst erregend; sie sind weit mehr aggressiv und lockend als die tiefen. Auffallen könnte es bei dieser Erklärung, daß die größeren Intervalle sich zeigen bei der Frage, nicht bei der Aufforderung: man erwartet den stärkeren Anreiz bei der letzteren zu finden. Vielleicht hängt das mit dem Umstand zusammen, daß nicht bei der Frage, wohl aber beim Heischesatz die Geberde zur Unterstützung der Tonbewegung hinzutreten kann.

Der zweite Unterschied, der in der Betonung von Lautgruppen sich geltend macht, wird durch den Wechsel der Tonstärke hervorgebracht: lediglich an diese pflegen wir zu denken, wenn wir davon sprechen, daß die oder jene Silbe den Accent habe. Trotzdem redet man auch hier von Hochton, von höchstbetonten Silben, gebraucht also Ausdrücke, die nur mit der Erhebung, nicht mit der Verstärkung der Stimme etwas zu thun haben, und zwar deshalb, weil beim Deutschen mit der Stärke des Tons auch seine Höhe im allgemeinen ab- oder zunimmt. Bei den einzelnen Wörtern des Satzes stuft sich die Tonstärke ab nach dem Grade der Bedeutung, die sie für das Ganze haben, also nach ihrem logischen Gewicht. Auch innerhalb des einzelnen Wortes gilt mit geringen Ausnahmen der Satz, daß die wichtigste Silbe auch die stärkst betonte sei. Nach diesem allgemeinen Gesetz kann unter Umständen jede beliebige Silbe eines Wortes den Ton tragen: es ließe sich etwa von jemand sagen: er sei bekleidet, nicht bemált; békleidet, nicht éntkleidet; bekleidét, nicht bekleidénd. Abgesehen aber von solchen Fällen des Gegensatzes trägt im Deutschen — und das ist ein wichtiger Unterschied gegenüber Lateinisch und Griechisch (siehe oben S. 7) — stets ein und dieselbe Silbe des Wortes den stärksten Ton, mag die Zahl der nachfolgenden Silben sein, welche sie wolle, vgl. éin, éinig, Êinigkeit, Éinigkeitsbestrebungen.

Diese feste Accentsilbe ist beim einfachen, nicht zusammengesetzten Worte die Wurzelsilbe, also die erste Silbe des Wortes. Nur scheinbare Ausnahmen sind es, wenn betont wird Jägeréi, Bübereí u. s. w., hantíeren, stolzíeren; denn die Bildungssilben -ei und -ieren sind französischen Ursprungs (s. o. S. 123) und zeigen die französische Weise der Betonung. Daß aber selbst bei fremden Wörtern das Streben dahin geht, nach deutscher Art den Ton auf die Anfangssilbe zu legen haben wir schon früher gesehen (S. 136). Bei den zusammengesetzten Wörtern liegt die Sache nicht ganz so einfach. Von

großer Bedeutung ist hier das logische Verhältnis, in welchem der erste Teil der Zusammensetzung zum zweiten steht. In der überwiegenden Zahl der Beispiele handelt es sich darum, daß durch das erste Glied das zweite eine wesentliche Bestimmung erfährt. Wird in solchem Falle das erste Glied durch Substantiv, Adjektiv oder Verbum, kurz durch ein volles Begriffswort gebildet, so steht wie bei dem einfachen Wort der Accent auf der ersten Silbe: Móndschein, Grunspecht, Trétrad. Das Gleiche gilt, wenn Adverbia, Präpositionen und andere Partikeln mit Substantiv oder Adjektiv sich verbinden; also Wiedertäufer, A'ntwort, Uéberfluß, vórlaut, Missethat. Tritt dagegen Zusammensetzung von Partikel und Verbum ein, so kann dies auf doppelte Weise geschehen: die Zusammenfügung kann eine untrennbare sein, dann ist die Stammsilbe des Verbums, nicht die Partikel betont; ist die Verbindung eine trennbare, so kommt der Accent auf die Partikel zu stehen. So heißt es also stets beléhren, entnéhmen, erfáhren, mißfállen, verráten, zerreißen, aber: béistehen, fórtfallen, wéggehen. Eine Reihe von Partikeln kann sowohl trennbare als untrennbare Komposition eingehen: dúrchbrechen — durchbréchen, híntertrinken — hintertreíben, übersetzen — übersétzen, úmgehen — umgéhen, únterstellen — unterstéllen, widerbellen, widerhallen — widerfáhren, widerráten. Diese Gesetze über die Betonung in der Partikelkomposition erfahren mehrfache scheinbare Durchkreuzungen.

Wörter wie Bescheid, Eroberung, Verleger machen den Eindruck einer Zusammensetzung von Partikel und Substantiv, sollten also nach unsern Regeln den Accent auf der Vorsilbe haben. Allein es giebt überhaupt kein Wort Scheid, Oberung, Leger: jene Wörter sind nicht Substantivkomposita, sondern Ableitungen von bescheiden, erobern, verlegen, zeigen also mit vollem Rechte die Betonung der Verbalkomposita. Umgekehrt steht antworten, urkunden, urteilen

nicht im Widerspruch mit den Regeln über die Betonung der Verbalkomposition, denn diese Wörter sind von den Substantiven *Antwort*, *Urkunde*, *Urteil* abgeleitet.

Sehr oft aber liegt eine solche wesentliche Bestimmung, die einem zweiten Gliede durch ein erstes zu Teil würde, nicht vor. Dann ist entweder das zweite Glied das hochbetonte, oder es schwankt die Betonung zwischen dem ersten und dem zweiten Gliede. Das Verhältnis zwischen beiden Teilen der Zusammensetzung kann hier derart sein, daß das erste Glied eine bloß graduelle Bestimmung des zweiten giebt. So bei der Vorsilbe *ge-*: zwischen *leiten* — *geleiten*, *streng* — *gestreng*, *Wasser* — *Gewässer* besteht ein sehr unerheblicher Unterschied der Bedeutung; bei der Vorsilbe *voll-*: *vollénden*, *vollfǘhren*; bei der Vorsilbe *all-*: *allgǘtig*, *allmä́chtig*; bei Kompositen, bei denen das erste steigernde Glied nahezu dasselbe wie das zweite besagt: *großmä́chtig*, *kleinwínzig*, *mittendrínn*. Ferner besitzt das Deutsche eine erhebliche Anzahl von Wörtern, welche als erste Glieder von Zusammensetzungen sowohl wesentliche Bestimmungen enthalten können, als auch bloß steigernd auftreten; es kann also innerhalb desselben Wortes, je nach der Betonung, die Bedeutung eine verschiedene sein. Man vergleiche *stéinreich* — *steinréich*, *blútarm* — *blutárm*, *bómbenfest* — *bombenfést*. Freilich ist hier auch bei der bloß steigernden Zusammensetzung die Betonung des ersten Gliedes möglich.

Noch unwesentlicher erscheint das erste Glied der Zusammensetzung, wenn dem Sprachgefühl das Verhältnis der beiden Glieder überhaupt nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Dieser Fall muß eintreten, wenn das zweite Glied außerhalb der Zusammensetzung kein selbständiges Dasein mehr besitzt. Man betont *notwéndig* neben *nótwendig*, weil ein *wendig* nicht besteht. So heißt es ferner: *dreifáltig*, *barmhérzig*, *léibhaftig* und *leibháftig*, *wíllkommen* und *willkómmen*, *wáhrscheinlich* und *wahrschéinlich*, *Jahrzéhnt*. So begreift sich auch die

Betonung von Forelle und von lebendig. Diese Wörter waren im Mittelhochdeutschen auf der ersten Silbe betont und waren einfache abgeleitete Wörter. Da es aber im Neuhochdeutschen weiter keine Belege für die Ableitung -endig und -elle gab, so kamen dem Sprachgefühl diese Wörter wie Zusammensetzungen vor, und man betonte sie, wie die ihnen entsprechenden Komposita.

Bei den Adjektivzusammensetzungen mit un- steht der Ton auf der Vorsilbe, wenn der zweite Teil auch als selbständiges Adjektiv sich findet, sonst überwiegend auf dem zweiten Teile: es heißt schön — únschön, freundlich — únfreundlich, fruchtbar — únfruchtbar, aber unbeschréiblich (neben únbeschreiblich ꝛc.), unerméßlich, unsäglich, unzählig, denn ein beschreiblich, ermeßlich u. s. w. giebt es nicht.

Für die Zusammensetzungen ist noch die Frage von Wichtigkeit, welche Silbe eines Wortes den auf den Hochton folgenden nächst niederern Ton, den sog. Tiefton (`)trägt. Im allgemeinen gilt der Satz, daß dieser höchste Nebenton auf der höchstbetonten Silbe des Kompositionsgliedes steht, das nicht den Hochton enthält. Und zwar pflegt diese höchstbetonte Silbe diejenige zu sein, welche den Hochton trüge, falls das Wort selbständig wäre; also Sómmeràrbeit, hínterlìstig, Únèinigkeit. Neben dieser regelmäßigen Betonung kann aber eine abweichende sich Bahn brechen, wenn zweierlei Umstände zusammentreffen: wenn das erste Glied der Zusammensetzung einsilbig ist, und wenn im zweiten Glied auf die erste höchstbetonte Silbe unmittelbar eine Silbe mit schwerem Nebenton folgt. Dann macht sich das Streben geltend, das auch sonst die neuhochdeutsche Sprache beherrscht, einen regelmäßigen Wechsel von stärker und schwächer betonten Silben eintreten zu lassen. So kann betont werden únabsìchtlich, únvorsìchtig, obwohl es ábsichtlich, vórsichtig heißt, Ámtsmißbràuch, Vóranzèige, Vórurtèil, Náchtarbèit, únstatthàft, únfruchtbàr, Ánmerkùng.

Dritter Abschnitt.

Die Lautlehre des Neuhochdeutschen.

Die Kenntnis der Accentgesetze ist nicht nur um ihrer selbst willen wichtig, sondern auch deshalb, weil die Betonungsverhältnisse eines Wortes großen Einfluß auf seine lautliche Gestalt haben. Die Veränderungen, welche in stark betonten Silben vor sich gehen, können ganz andere sein, als die in schwach betonten eintreten. Wenn wir daher jetzt uns zur Darstellung der die Vokale betreffenden lautlichen Erscheinungen des Neuhochdeutschen wenden, müssen wir die Betrachtung der hochbetonten Silben möglichst von derjenigen der unbetonten sondern.

Auf dem Gebiet der hochbetonten Vokale liegen, wie teilweise oben schon S. 61 angedeutet, die wichtigsten Veränderungen, durch die der Unterschied zwischen Altdeutsch und Neuhochdeutsch bedingt wird. Vor allem ist hier zu erwähnen das Schicksal der mittelhochdeutschen langen Vokale î, û, ü (geschr. iu): sie erscheinen neuhochdeutsch als die Diphthonge ei, au, eu. Dieser Lautwandel hat seinen Ursprung genommen auf dem Gebiet der bayrisch-österreichischen Mundart, und zwar begegnet er hier schon im 12. Jahrhundert; in weiterem Fortschreiten hat er dann das mitteldeutsche Gebiet, das Süd- und Ostfränkische und das Schwäbische ergriffen, während das übrige Alemannische und das Niederdeutsche den alten Stand der Dinge bewahrt haben. So entspricht denn dem Neuhochdeutschen mein, dein, sein ein alemannisches, niederdeutsches, mittelhochdeutsches mîn, dîn, sîn. Mittelhochdeutsch hûs = neuhochdeutsch Haus, mûs = Maus; mittelhochdeutsch hiute = heute. In nicht hochbetonten Silben hat sich teilweise der alte nicht diphthongierte Vokal erhalten, wahrscheinlich deshalb, weil er vor dem Eintritt der Diphthongierung verkürzt worden: neben reich steht Fried-

rich, Heinrich, Gänserich, neben Leiche, Leichnam, die Ableitungen auf -lich: freundlich 2c. (s. oben S. 112).

Durch Entlehnung aus dem Altdeutschen oder aus Niederdeutsch und Alemannisch sind dem Neuhochdeutschen manche alte, nicht diphthongierte Laute wieder einverleibt worden. Neben Schweiz besteht Schwyz, neben Neid und Neidhart der Name des fränkischen Geschichtsschreibers Nithart, neben Auerochse der Ur, neben raunen die Runen, Gertrud neben traut, Bruno neben braun, der Hüne neben Heune.

Die drei eben dargestellten Arten des Lautwandels zeigen eine einheitliche Richtung; in allen drei Fällen handelt es sich um eine Annäherung an den Vokal a: wir sprechen ja auch nicht eigentlich mëin, hëute, sondern main, haüte. Die gleiche Bewegung ist auch bei drei schon im Altdeutschen bestehenden Diphthongen eingetreten: das mittelhochdeutsche ei wandelt sich gleichfalls in ai: mittelhochdeutsch keiser = neuhochdeutsch Kaiser; mittelhochdeutsches ou ging über in au: mittelhochdeutsch boum = neuhochdeutsch Baum, und mittelhochdeutsch öu in äu, gesprochen aü: mittelhochdeutsch böume = neuhochdeutsch Bäume. In dem neuhochdeutschen ei, gesprochen und auch gelegentlich geschrieben ai, in aü geschrieben eu und äu und in au sind somit zwei Laute des Mittelhochdeutschen aufgegangen: ei = mittelhochdeutsch î und ei, eu = mittelhochdeutsch iu und öu, au = mittelhochdeutsch û und ou. Aber in der Aussprache ist der Zusammenfall doch nicht überall ein vollständiger. Die Mitteldeutschen und die Niederdeutschen allerdings, die Hochdeutsch reden, machen keinen Unterschied mehr; aber die Aussprache der Süddeutschen weist meist entweder eine verschiedene Färbung der beiden Lautklassen auf, oder sie geben den Bestandteilen der Diphthonge abweichende Dauer: dann wird in Weide (Baum) = mittelhochdeutsch wîde, Weise (manière) = mittelhochdeutsch wîse kurz a + i gesprochen, in Waide, Waise (mittelhochdeutsch weide, weise) â + i; es heißt die Taube = mittelhochdeutsch tûbe, aber der taube

= mittelhochdeutsch der toube; reuen sprich räüen = mittelhochdeutsch riuwen, aber streuen sprich sträüen = mitttelhochdeutsch ströuwen.

Der Diphthongierung alter langer Vokale ist entgegengesetzt die Vereinfachung alter Diphthonge. Es handelt sich hier um die mittelhochdeutschen Laute ie, uo, üe. Sie werden neuhochdeutsch zu î, û, ü: mittelhochdeutsch er lief = lief, mittelhochdeutsch guot = gut, mittelhochdeutsch grüezen = grüßen. Diese Monophthongierung ist zuerst auf mitteldeutschem Gebiet eingetreten und zwar teilweise schon am Schluß der mittelhochdeutschen Zeit.

Das Bayrische und das Alemannische hat die alten Diphthonge noch heute treu bewahrt, nur hat da und dort der zweite Teil der Diphthonge eine leichte Veränderung erfahren: Bube, Blut, Gut, Hut heißt alemannisch Bueb, bluet, guet, Huet, während sich im Bayrischen in manchen Gegenden ein a einmischt: Buab, guat ꝛc., wie es dann auch liab, griazn (grüßen) heißt. Daraus, daß die meisten langen i des Neuhochdeutschen aus ie entstanden sind, erklärt sich denn auch die Schreibung ie für jedes ī, auch wenn es anderen Ursprungs sein sollte.

Ein solcher anderweitiger Ursprung der vokalischen Längen des Neuhochdeutschen liegt auch in zahlreichen Fällen vor. Wir können die Wahrnehmung machen, daß in einem und demselben Worte der Stammvokal bald kurz, bald lang ausgesprochen wird, sei es, daß bestimmte Formen den kurzen, bestimmte andere den langen Vokal aufweisen, sei es, daß bei ein und derselben Form die Aussprache schwankt. Es heißt stets wir nehmen, ihr nehmt, aber er nĭmmt, du nĭmmst, nĭmm (das Doppel-m unserer Schreibung ist nur Zeichen des kurzen Vokals, siehe S. 144); es heißt gēben, wir gēben, aber du gĭbst, er gĭbt, gĭb oder giebst, giebt, gieb; es wird stets gesprochen des Glases, des Tages, des Weges, aber im Nominativ und Akkusativ sagt der Süddeutsche Glăs, Tag, Wĕg, dagegen

viele Norddeutsche Glăs, Tăg, Wĕg; es heißt Herzōg und Herzŏg, jĕnseits und jēnseits. Wie ist dieses Schwanken zu erklären? Überall, wo für ein und dieselbe grammatische Funktion Doppelformen vorliegen, ist zu vermuten, daß eine davon die lautgesetzliche Entwickelung darstelle, die andere durch Analogiebildung entstanden sei (s. oben S. 71). So auch hier; das ursprüngliche Verhältnis, die lautgesetzliche Gestaltung der Dinge weist die Aussprache des Norddeutschen auf: das Glăs, des Glăses. Dieses Paradigma geht zurück auf mittelhochdeutsch glăs, glăses, und es gilt das Gesetz, daß kurzer Vokal des Mittelhochdeutschen im Neuhochdeutschen dann gedehnt erscheint, wenn er in offener Silbe steht, d. h. wenn darauf ein einfacher Konsonant und auf diesen wieder ein Vokal folgt. Ist dies nicht der Fall, steht also der Stammvokal in geschlossener Silbe, so bleibt die alte Kürze erhalten. Auch dieser Lautwandel der Dehnung hat auf dem mitteldeutschen Gebiete und schon in mittelhochdeutscher Zeit seinen Anfang genommen.

Wo trotz unseres Gesetzes in der geschlossenen Silbe ein gedehnter Vokal erscheint, verdankt er sein Dasein einer Übertragung aus solchen Formen, bei denen die Stammsilbe eine offene war; also das Glās wegen des Glăses, er gāb (= mittelhochdeutsch găp) wegen wir gāben. Es heißt der Wēg wegen des Wēges; aber daneben steht das adverbiale wĕg, das nichts anderes ist, als der Akkusativ dieses Substantivs: es hat die lautgesetzliche Kürze bewahrt, weil man seine Zusammengehörigkeit mit dem Substantiv nicht mehr fühlte (s. oben S. 72). Freilich, nicht in allen Fällen wird der Vokal gedehnt, wenn er in offener Silbe steht. Folgt nämlich auf den einfachen Konsonanten, der sich an den Stammvokal anschließt, noch ein e + l, e + n, e + r, so ist beides möglich: Bleiben des kurzen Vokals und Dehnung desselben. Es erscheint Măkel neben Mākel, gesŏtten = mittelhochdeutsch gesŏten, neben gebōten = mittelhochdeutsch gebŏten, wĭder neben wieder,

beides = mittelhochdeutsch wĭder, Väter neben dialektischem Vätter und neben dem davon abgeleiteten Vĕtter. Was der Grund dieser verschiedenen Entwickelung sei, ist noch nicht ausgemacht.

Die gleichen Lautgruppen, die hier unter Umständen eine Kürze bewahrt haben, waren auch im stande, alte Länge zu verkürzen: so steht neben nie ein nimmer aus niemer (=nie mêr); daß Fŭtter, Mŭtter aus Fūter, Mūter hervorgegangen sei, beweisen die alemannischen und bayrischen Formen Fueter, Mueter. Daß ebenso Blatter und Jammer auf blâter und jâmer zurückgehen, dafür zeugen die weitverbreiteten dialektischen Formen Blōter und Jōmer. In sehr vielen Dialekten nämlich entspricht der Vokal ô nicht nur einem ô der älteren Sprache, sondern er kann auch aus lang a sich entwickelt haben. Die hochdeutsche Schriftsprache selbst hat eine Anzahl von Wörtern aus solchen Dialekten entlehnt, die jedes â in ô wandelten: neben Atem steht Odem, neben Wahn Argwohn, neben Magsamen Mohn; Mond ist aus mittelhochdeutsch mâne, Woge aus mittelhochdeutsch wâc entstanden.

Weiter hinauf in der Geschichte unserer Sprache als alle diese Veränderungen führt uns die Erscheinung des sogenannten Umlauts. Von Kraft wird der Plural Kräfte gebildet; wir unterscheiden ich mochte und ich möchte; es heißt das Haus, aber die Häuser, Traum aber träumt, fuhr aber führe. Mit anderen Worten: neben den dunklen Vokalen a, o, u finden sich in denselben Wortstämmen die helleren Färbungen ä, ö, ü, und zwar lehrt die Sprachgeschichte, daß die dunkleren Vokale hier das Ursprüngliche sind. Über die Entstehung der helleren Färbung können uns schon die Verhältnisse des Neuhochdeutschen einen Fingerzeig geben: wenn wir Kraft — kräftig, Bauer — bäuerisch, Rom — römisch, Thor — thöricht, Rohr — Röhricht, kosten — köstlich, Ruhm — rühmlich, Graf — Gräfin vergleichen, so zeigt sich, daß hier stets dem helleren Vokal ein i nachfolgt. Und dieses i

hat denn auch in der That — und zwar schon in althochdeutscher Zeit — die Veranlassung zu jener helleren Färbung gegeben. Auch in den zuerst gegebenen Beispielen des Umlautes: die Endsilben dieser Wörter haben alle ursprünglich ein i enthalten: ihre frühesten althochdeutschen Formen lauteten: Kräfte = krafti, möchte = mochti, Häuser = hûsir, träumt = troumit, führe = fuori. Wir können also sagen: Umlaut ist die Veränderung eines Vokals unter dem Einfluß eines nachfolgenden i.

Bisweilen könnte es scheinen, als ob ein einmal vorhandener Umlaut wieder verloren gegangen, eine Art von Rückumlaut eingetreten sei: so in den Präteriten brannte, rannte, nannte, sandte zu brennen ꝛc., so in schon und fast, die ursprünglich nichts anderes als die Adverbia von schön und fest sind (s. oben S. 72). Allein es scheint nur so. Wir haben uns in unserer grammatischen Betrachtung daran gewöhnt, bei zusammengehörigen Formen die einen als die ursprünglichen, die anderen als die abgeleiteten aufzufassen; so gilt uns beim Verbum das Präsens, beim Nomen der Singular als die Grundform, das Adjektiv als Ausgangspunkt des Adverbiums. Diese Anschauung entspricht aber, wie so oft, auch hier nicht den geschichtlichen Thatsachen: brannte, schon, fast gewähren den ursprünglichen, unumgelauteten Vokal; dagegen ist brennen aus brannian, fest aus fasti, schön aus sconi entstanden

Der aus a entstandene e-Laut hat im Neuhochdeutschen doppelte Schreibung: ä oder e; ebenso der Umlaut von au: äu oder eu. Und zwar wird das Zeichen ä gewählt, wenn das Sprachgefühl einen Zusammenhang mit Formen empfindet, deren Stammvokal a ist, also Band — Bänder, Wahl — wählen, Haus — Häuser, Traum — träumen, dagegen e, wenn dies nicht der Fall ist: streng = althochdeutsch strangi, leugnen, mittelhochdeutsch löugnen = althochdeutsch lougInon. Sogar bei einer und derselben Wurzel kann jener Zusammenhang in der einen Ableitung gefühlt werden, in der an-

dern nicht. Zu fahre gehört die Fährte, der Fährmann, aber auch der Ferge und fertig, zu Schlacht der Schlächter, aber auch Geschlecht, das ursprünglich auch nur soviel als Schlag bedeutet (zur Bedeutungsentwickelung vergl. Menschenschlag!).

Dem Umlaut entgegengesetzt und doch wieder grundsätzlich mit ihm übereinstimmend ist die Erscheinung der sogenannten Brechung. Sehr häufig liegen in demselben Stamm e und i nebeneinander: gebären neben gebiert, Erde neben irden, Herde neben Hirte. Auch hier ist wieder die Gestaltung des Endvokals maßgebend gewesen; diese Wörter lauteten im Althochdeutschen: gaberan — gabirit, erda — irdîn, herta — hirti. Überall ist e der ursprüngliche Laut des Stammvokals — (ge)bären entspricht lateinisch fero, griechisch φέρω — und dies e blieb erhalten, wenn die Endung ein a enthielt; es wurde zu i, wenn ein i der Endung nachfolgte. So können wir denn mit Sicherheit folgenden Schluß machen: wenn neben Gebirge ein Berg, neben Gefilde ein Feld liegt, so muß im Auslaut der Wörter Berg und Feld früher einmal ein a vorhanden gewesen sein. Dieser Wandel von e vor i zu i hat in gemeingermanischer Zeit stattgefunden. Früher war man der irrigen Ansicht, i sei der ursprüngliche Laut, und sagte deshalb, i sei vor a zu e gebrochen worden. Dieses „gebrochene", ursprünglichem indogermanischem e entsprechende e ist wohl zu unterscheiden von dem durch Umlaut später aus a hervorgegangenen. Manche Dialekte unterscheiden noch jetzt beide in der Aussprache, so das Schwäbische und das Alemannische: das gebrochene e wird breiter, mehr nach a hin gesprochen, das umgelautete mehr spitz, mehr dem i angenähert: mer gäbe (Brechung; daneben i in er gibt), aber mer hebe (= heben, Umlaut, daneben a in erhaben).

Die Auffassung über die verändernde Wirkung von a, die bei dem Wechsel von e und i sich als falsch erweist, ist zutreffend bei dem Nebeneinander von u und o, beziehungsweise ü und o

(altes u wurde ja in althochdeutscher Zeit durch nachfolgendes i zu ü umgelautet). Die Doppelungen wir wurden — geworden, ich würfe — geworfen, für — vor gehen zurück auf althochdeutsches wurdun — gaworđan, wurfi — gaworfan, fora — furi: das ursprüngliche u blieb bewahrt vor i und u der Endsilbe, d. h. vor i wandelte es sich später zu ü; es wurde aber durch folgendes a zu o gebrochen, eine Erscheinung, die gleichfalls noch in gemeingermanische Zeit fällt. Gehindert wurde die Brechung, wenn auf das u ein Nasal-Konsonant folgte: es heißt also gefunden, gesungen, obwohl die althochdeutsche Form gafundan, gasungan lautet. Das u ist aber nicht nur gebrochen worden, wenn es für sich allein stand sondern auch wenn es mit i zum Diphthongen iu verbunden war. Im älteren Neuhochdeutschen wird noch flektiert du fleugst, er fleugt, ihr flieget; das entspricht mittelhochdeutsch fliügest, fliuget, flieget und althochdeutsch fliugist, fliugit — fliogat: es verhält sich iu: io wie u: o. Auch in diesem Wechsel von u — o, iu — io (ie) haben wir wieder ein Mittel an der Hand, um Schlüsse auf die ehemalige Gestalt von Endsilben zu machen. Fülle neben voll weist auf ein älteres fulli, und in voll muß ein a am Ende verloren gegangen sein, ebenso in siech neben Seuche (= althochdeutsch siuhhî).

Nur scheinbar in das Gebiet der Brechung gehörig ist die Eigentümlichkeit mitteldeutscher Dialekte, in gewissen Fällen u zu o, ü zu ö zu wandeln, ohne daß von der Wirkung eines nachfolgenden a die Rede sein könnte. So heißt es neuhochdeutsch Sommer = mittelhochdeutsch sumer, Sohn = mittelhochdeutsch sun, Sonne = mittelhochdeutsch sunne, König = mittelhochdeutsch künec, Mönch = mittelhochdeutsch münch.

Die Erscheinungen des Umlauts und der Brechung tragen ihr gutes Teil dazu bei, das Bild des deutschen Vokalismus so wechselvoll zu gestalten. Zieht man beide ab, so gehören alle übrigen Verschiedenheiten der Stammvokale dem Gebiet des so-

genannten Ablautes an: man erwäge das Nebeneinander von Grab — Grube (mittelhochdeutsch gruobe) — grübeln (althochdeutsch grūbilon), Binde — Band — Bund, Sitz — Satzung, Brecher — Brachland — Bruch, Schneide — Schnitt, fließen — Floß — Fluß. Diese Art des Vokalwechsels ist gänzlich unabhängig von der Art der nachfolgenden Endungsvokale; sie war schon völlig ausgebildet in der grauen Vorzeit der indogermanischen Sprache, und auch das Griechische, das Lateinische nimmt Teil an dieser Erscheinung, vgl. pello — pulsus, tollo — tuli, sēmen — sătus, *ἄγω — ἦγον, τρέπω — τρόπος, λείπω — ἔλιπον — λοιπός, φεύγω — φυγή.*

Die Ursache des ganzen Vorgangs ist in den indogermanischen Betonungsverhältnissen zu suchen; im allgemeinen haben sich in stärker betonten Silben vollere Vokale, unter schwächerer Betonung leichtere und kürzere Vokale entwickelt. Um Wiederholungen zu vermeiden, müssen wir die näheren Bestimmungen über die Gesetze des Ablautes auf dasjenige Kapitel versparen, in dem der Ablaut seine wichtigste Rolle spielt, das Kapitel von der Verbalflexion.

Vergleicht man deutsche Substantive und Adjektive mit den lautlich entsprechenden Wörtern des Lateinischen, also z. B. Halm — calamus, Wind — ventus, Fisch — piscis, Haut (mittelhochdeutsch hût) — cutis, Joch (gotisch juk) — jugum, Hals — collun (aus colsum), Horn — cornu, so fällt vor allem die Endungslosigkeit der deutschen Wörter auf. Das war nicht der ursprüngliche Zustand: aber nachdem das Germanische sich in seine einzelnen Sprachstämme gespalten, zeigt sich frühe, noch vor dem Auftreten litterarischer Denkmäler, das Bestreben, den Lautkörper der unbetonten Endsilben zu schwächen. Nachdem vorher die auslautenden s und m abgefallen, werden auch die meisten hier auftretenden Vokale unterdrückt.

Daß eine Abschwächung voller Endsilben den Übergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen bezeichne, haben wir

bereits oben S. 21 geschehen. Und ähnliche Vorgänge treten wieder in der Entwickelung vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen zu Tage. Es heißt des Tages oder Tags, dem Tage oder Tag, Werkes — Werks, Werke — Werk, aber in der Regel des Landtags — dem Landtag, Handwerks — Handwerk, nicht Landtages, ebenso des Königs, dem König, nicht Königes. Ferner: neben Friede liegt die Ableitung friedlich, neben Heide heidnisch, von nieder wird niedrig, von Himmel himmlisch abgeleitet. Überall handelt es sich hier um den Wegfall eines ursprünglich vorhandenen e, und zwar sind die Wörter, die in Betracht kommen, fast stets so gebaut, daß auf eine hochbetonte Silbe entweder eine tieftonige und dann ein unbetontes e oder zuerst das e und dann der Tiefton folgt: –́ –̀ e oder –́ e –̀; die Regel würde also so lauten, daß ein e vor oder nach stärkerem Nebenton unterdrückt wird. So gehen denn auch unsere Partizipien des Präsens auf vollere Formen zurück; lebend = mittelhochdeutsch lebende. Lehrer = mittelhochdeutsch lêraere, Wirtinn = mittelhochdeutsch wirtinne, Weisung = wîsunge; Herzog = herzoge; Häuslein = hiuselin, Jüngling = jungelinc. In bloß zweisilbigen Wörtern schwankt das Neuhochdeutsche zwischen Bewahrung und Tilgung des unbetonten e, was offenbar damit in Verbindung steht, daß auf diese Endsilben bald hochtonige, bald unbetonte Silben im Zusammenhang des Satzes folgten.

Sogar auf Nebensilben mit vollen Vokalen, mit ursprünglichem Tiefton, erstreckt sich unter Umständen eine solche lautliche Verstümmelung. Jungfer und Junker gehen zurück auf Jungfrau und Jungherr; Nachbar ist mittelhochdeutsch nâchbûre, d. i. der Bauer in der Nähe, der in der Nähe Wohnende (die Grundbedeutung von bauen ist etwa sich aufhalten). Schultze = mittelhochdeutsch schultheize, also Doppelform zu Schultheiß. Zweitel, Drittel weist in der Ableitungssilbe -tel das Substantiv Teil auf, wie ja auch

neben Urteil und Vorteil im älteren Neuhochdeutschen die Formen Urthel und Vorthel sich finden. Die Doppelung Urthel — Urteil, Vorthel — Vorteil beruht entweder darauf, daß im Zusammenhang des Satzes die Nebensilben einmal schwächer, einmal stärker betont sind; oder aber Urthel, Vorthel ist das eigentlich lautgesetzliche, und die volleren Formen sind wieder hergestellt nach Analogie des einfachen Substantivs Teil. Die Dialekte gehen in dieser Art von Schwächung noch viel weiter, besonders die oberdeutschen: Arfel, Hampfel, Mumpfel bei Hebel ist Armvoll, Handvoll, Mundvoll. Wingert ist Weingarten; Rechnung, Zeitung sind alemannisch zu Rechnig, Zitig geworden.

Die weitaus wichtigste Erscheinung auf dem Gebiete des Konsonantismus sind die Thatsachen, die unter dem Begriff Lautverschiebung zusammengefaßt werden. Wir haben dieselbe schon früher besprechen müssen, weil mit ihnen die Gliederung der deutschen Mundarten eng zusammenhängt. Abgesehen davon sind die Veränderungen der Konsonanten weit weniger bedeutend, als diejenigen, welche die Vokale betroffen haben. Noch in gemeingermanische Zeit reicht das Gesetz zurück, daß vor t keine andere Art von Konsonant stehen kann, als eine Spirans. So erklärt sich das Nebeneinander von mögen — Macht, pflegen — Pflicht, tragen — Tracht, von geben — Gift (ursprünglich nur = die Gabe, vgl. Mitgift), treiben — Trift. Wenn es trotzdem ich klagte, sagte, ich liebte, lobte heißt, so liegt dies daran, daß hier zwischen gt und bt ursprünglich ein Vokal stand und dieser erst ausfiel lange nach der germanischen Zeit, in welcher jenes Gesetz wirksam gewesen.

In der frühsten, nicht durch Denkmäler belegten Zeit des Althochdeutschen ist eine Regel wirksam, nach welcher w im Auslaut nicht bestehen kann, sondern sich in u bezw. o wandelt. Es hieß also z. B. melo Gen. melwes. Der auslautende Vokal wurde später zu e geschwächt, und dieses fiel unter Umständen ganz ab, während inlautendes w nach l und r sich zu b wandelte.

So haben wir jetzt nebeneinander Mehl, aber Milbe und Melberei (bayrisch = Mehlhandlung); gar, aber gerben (ursprünglich = bereit machen). Bisweilen ist das b des Inlauts auch in den Auslaut übertragen worden, und wir erhalten Doppelformen: fahl und falb, gelb neben dialektischem gehl.

Im Mittelhochdeutschen begegnen noch mehr solcher Fälle, wo die Gestalt eines Konsonanten verschieden ist, je nachdem er im Auslaut oder im Inlaut steht. Das Neuhochdeutsche hat durch Analogiebildungen die meisten dieser Unterschiede wieder beseitigt, aber in einzelnen Erscheinungen zeigt sich doch die Nachwirkung jener Regeln. Erstens tritt im Mittelhochdeutschen jede inlautende Media auslautend als Tenuis auf: es heißt tac — tages, sanc — sanges, liet — liedes, lop — lobes. Neuhochdeutsch ist der inlautende Konsonant auch in den Auslaut übertragen: Tag, Lied, Lob. Was die Ausgleichung von ng und nk betrifft, so ist hier auf norddeutschem Gebiete teilweise das Alte bewahrt, wird noch heute Gesank — Gesanges, ich gink — wir gingen gesprochen. In ganz vereinzelten Fällen ist umgekehrt die Gestalt des Auslauts auch in den Inlaut übertragen worden. So heißt es neuhochdeutsch das Mark — des Markes statt des mittelhochdeutschen marc — marges; das ursprüngliche g liegt vor in ausmergeln. Der Wert — des Wertes gehört zusammen mit Würde und lautete mittelhochdeutsch wert — werdes. So geht auch Welt — Welten zurück auf mittelhochdeutsches werlt — werlde. Auf niederdeutschem Gebiet, wo inlautendes g als Spirant ausgesprochen wurde, wandelte es sich auslautend in ch: so erklärt es sich, daß wir neben Menge das Adjektivum manch, mancher besitzen für älteres manech, maneger (= mittelhochdeutsch manec — maneger).

Zweitens entspricht im Mittelhochdeutschen inlautendes h einem auslautendem ch: sehen — ich sach, schuoch — schuohes. Auch hier ist neuhochdeutsch fast stets der Inlaut verallgemeinert worden: ich sah, der Schuh. Ganz rein aber

ist der Wechsel noch erhalten; bei neuhochdeutschem hoch — hoeher — am höchsten, teilweise bei nah mit dem Superlativ nächst und dem Adverbium nach. Neben schmähen steht Schmach; unser rauh war mittelhochdeutsch rûch: dies steckt noch in unserm Rauchwerk als Bezeichnung für Pelzwerk; der alte Nom. schuoch (= althochdeutsch Schuh) ist erhalten in dem Eigennamen Schuchardt = mittelhochdeutsch schuoch-worhte, der Schuhwirker.

Im Mittelhochdeutschen wie im Neuhochdeutschen macht sich das Bestreben geltend, zwei unmittelbar aufeinander folgende Konsonanten mit dem gleichen Sprachorgan hervorzubringen, indem hierdurch die Artikulation wesentlich erleichtert wird. Es werden also beide Laute einander teilweise oder völlig angeglichen. In der gewöhnlichen Rede sagen wir nicht anbeißen und einbrechen, sondern ambeißen, eimbrechen; aber sehr oft in der gewählten Aussprache und fast stets in der Orthographie wird diese Artikulation wieder aufgehoben durch Analogiebildung nach solchen Formen, wo die ursprünglichen Laute jener Partikeln lautgesetzlich bewahrt blieben, z. B. in anhalten, anlaufen, anstoßen, einatmen, einlegen, eintränken 2c. Bewahrt ist die gesetzmäßige Assimilation in einigen Fällen, wo die etymologischen Beziehungen der Wortglieder nicht mehr zum Bewußtsein kamen. So steht empfangen, empfinden für entfangen, entfinden; empfehlen für entfehlen, vgl. befehlen; Imbiß = Inbiß, Himbeere = Hindbeere, die die Hinde gern frißt; Homburg = Hohenburg, Schaumburg = Schauenburg, Wimper = Windbraue, die Braue, die sich wendet, bewegt. Völlige Gleichmachung der beiden Laute hat stattgefunden in Eilant für Einland, das Land, das für sich allein ist, in Grummet = Grünmahd, Gras, welches grün gemäht wird, Hoffart = Hochfahrt; in Leopold, Leupold steckt das gleiche erste Glied wie in Leuthold; Leupold = Leutbold, das ist leutekühn, volkskühn.

Zwei Einzelheiten, die schon im frühen Mittelhochdeutschen begegnen: r im Auslaute eines Wortes vor Konsonant fiel ab, vor Vokal blieb es bestehen. Darum heißt es noch jetzt da, aber darin — darum, wo, aber worin, warum und steht ehe neben eher, hie neben hier. Die Lautgruppen ag und eg sind unter gewissen Bedingungen zu ei gewandelt worden. Daher heißt es noch jetzt in oberdeutschen Dialekten: mer seit, mer treit. Und im Neuhochdeutschen besteht nebeneinander Magd und Maid, Vogt und Voit (Eigenname), Hag und Hain. Getreide ist das, was getragen wird, und verteidigen ist abgeleitet von mittelhochdeutschem tagedinc, Gerichtstag. Reinhard, Reinecke hat nichts mit dem Adjektiv rein zu thun, sondern das erste Glied ist entstanden aus regin, einem altgermanischen Worte, das etwa Rat bedeutete.

Eine Entwickelung teils des Mittel- und teils des Neuhochdeutschen ist es, daß im Silbenauslaut die Konsonanten n und s ein d, bezw. t aus sich entwickeln. Neben gelegen besteht gelegentlich, neben offen öffentlich; entzwei — entlang geht zurück auf enzwei — enlang = in zwei — in lang; Jemand — Niemand ist eigentlich je (ein) Mann, nie (ein) Mann; zusammt = zusament = zusamen; einst, mittelst und selbst stehen für älteres eines, mittels, selbes, sind also adverbiale Genitive von ein, Mittel und selb; Pabst = mittelhochdeutsch babes = griechisch πάππας; dialektischem jez (= ie ze, immer zu) entspricht hochdeutsches jetzt.

Eine Veränderung, die in mittelhochdeutscher Zeit ihren Anfang genommen hat auf mitteldeutschem und niederdeutschem Gebiet und später sich auch auf oberdeutsches Gebiet ausgedehnt hat, ist das Verstummen eines h zwischen zwei Vokalen, die sodann verschmolzen sind: durch diesen Vorgang erklärt es sich, daß unsere neuhochdeutsche Orthographie das h als Dehnungszeichen verwendet. Wir schreiben Stahl, zehn, Bühl, weil es mittelhochdeutsch lautete: stahel, zehen, bühel.

Nur dem hochdeutschen, nicht dem niederdeutschen Gebiet gehört der Wandel eines älteren rs zu rsch: dem niederdeutschem Bars entspricht hochdeutsch Barsch; das italienische (lombardische) versa Kohl findet sich wieder in unserem Substantiv Wirsching.

Umgekehrt ist eine Eigenheit des Niederdeutschen die Angleichung von hs zu ss: bei Fritz Reuter ist nicht von Ochsen, sondern von Ossen die Rede; Voß = Fuchs, wassen = wachsen.

Der Niederdeutsche muß also, wenn er hochdeutsch reden will, in vielen Fällen ein chs an die Stelle von s oder ss setzen, und er thut dies gelegentlich auch einmal an der falschen Stelle (vgl. oben S. 55): so ist aus dem Namen Wasmuth (was = scharf; vgl. wetzen) die Form Wachsmuth entstanden.

Einer Doppelentwickelung war die mittelhochdeutsche Lautgruppe tw ausgesetzt. Auf hochdeutschem Gebiet hat sie sich zu zw gewandelt, auf mitteldeutschem zu kw (qu). quer findet sich wieder in Zwerchfell und im oberdeutschen überzwerch = mittelhochdeutsch twerch; quängeln ist mit zwingen verwandt = mittelhochdeutsch twingen.

Vierter Abschnitt.

Die Flexion des Neuhochdeutschen.

I. Das Substantiv.

Im Neuhochdeutschen besteht eine große Mannigfaltigkeit in der Abwandelung des Hauptwortes. Die Verschiedenheit ist besonders in der Art zu suchen, wie die Kasus der Einzahl gebildet werden und wie der Plural sich zum Singular verhält. Die Kasusbildung des Plurals dagegen bietet nur ganz geringe Abweichungen; entweder sind alle Kasus desselben einander

gleich: dies ist der Fall, wenn schon im Nominativ Pluralis ein n, en die Endung bildet; Drachen, Ohren, Bauern, Wurzeln ist die Form des Nominativs, Genitivs, Dativs und Akkusativs. Oder aber — und das geschieht in allen andern Fällen — die Form des Nominativs fällt zusammen mit der des Genitivs und Akkusativs, und nur der Dativ unterscheidet sich durch ein überschüssiges n: die Tage — den Tagen, die Wörter — den Wörtern. Nach der Bildung des Genitiv des Singular und der Bildung des Plurals lassen sich im Neuhochdeutschen folgende Typen unterscheiden:

I. Im Genitiv Singular steht -es oder -s:

a) Plural mit Zufügung einer Endung -e:

1) Tag — Tage.
2) Gast — Gäste.
3) Ding — Dinge.

b) Plural mit Zufügung der Endung — er:

Huhn — Hühner.

c) Plural mit Zufügung eines n:

Ende — Enden.

d) Plural ohne Zufügung einer Endung:

1) Eber — Eber, Wagen — Wägen.
2) der Käse — die Käse.
3) das Gebirge — die Gebirge.

II. Der Singular entbehrt jeder Flexion; dies gilt für sämtliche Feminina:

a) Plural auf -e:

Kraft — Kräfte.

b) Plural auf -n oder -en:

1) Klage — Klagen.
2) Saat — Saaten.

c) Plural ohne Flexionsendung:

Mutter — Mütter.

III. Alle Casus des Singulars und des Plurals zeigen gegenüber dem Nominativ Singular den Überschuß eines n oder en:

a) Bote — Boten.
b) Graf — Grafen.

Diese Paradigmen unterscheiden sich von denen des Mittelhochdeutschen in doppelter Hinsicht: teilweise ist der Reichtum des Neuhochdeutschen aus größerer Einfachheit des Mittelhochdeutschen hervorgegangen, und teilweise sind abweichende Typen der älteren Sprache heute in ein und denselben zusammengeflossen. Ein vollständig getreues Ebenbild der mittelhochdeutschen Regel gewähren nur die Typen I, a, 1 und 2, I b, I d, 2 und 3, II a und III a.

Die beiden Typen Tag — Tage und Gast — Gäste stimmen also in bezug auf die Endungen im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen überein: daß im Neuhochdeutschen ein Unterschied der Flexion zwischen ein- und mehrsilbigen Substantiven stattfinde — Werkes, aber Handwerks, dem Tage, aber dem Landtag —, ist bereits oben bemerkt worden (S. 159), wo wir ein neuhochdeutsches Lautgesetz als Ursache dieses Unterschieds erkannten. Erst wenn wir ins Althochdeutsche hinaufsteigen, treten im Plural die beiden Paradigmen auseinander:

N. taga	G. tago	D. tagum	A. taga.
gesti	gestio	gestim	gesti.

Damit erklärt sich denn sofort der Umlaut im Plural des Typus Gast. In noch früherer Zeit, die zurückliegt hinter unseren litterarischen Quellen, hat dieser Unterschied der Wortausgänge auch im Singular bestanden: der Tag — den Tag war * tagos — * tagom, der Gast — den Gast war * gastis — * gastim (über den Abfall der Endungen vgl. oben S. 158), und diese beiden Paradigmata entsprechen dem Nebeneinander von latein. lupus — lupum, turris — turrim. Wir sprechen absichtlich von Wortausgängen, nicht von Endungen, denn eigentliche

Kasusendung ist nur das s und das m. Was nach Wegnahme dieser Endungen übrig bleibt, ist der Stamm des Wortes, und da dieser hier auf die Vokale o (lupus war früher lupos, tagum früher tagom, taga im Akkus. Plural früher tagons) und i ausgeht oder ausging, so faßt man die Typen Tag — Tage und Gast — Gäste zusammen als vokalische Stämme, und bezeichnet Tag als o-Stamm, Gast als i-Stamm.*)

Da in mittelhochdeutscher Zeit die Formen beider Typen bis auf den Stammvokal des Plurals einander gleich geworden waren, so begreift es sich leicht, daß auch in bezug auf diesen Vermischungen der beiden Paradigmen eingetreten sind. Ganz selten ist der Fall, daß der mittelhochdeutsche Umlaut im Neuhochdeutschen aufgegeben worden; so hieß es mittelhochdeutsch lehse, lühse statt die Lachse, Luchse. Dagegen sind weitaus die meisten o-Stämme dem Muster von Gast — Gäste gefolgt. Hof — Höfe war mittelhochdeutsch hof — hove, althochdeutsch hof — hova; die alte Form ohne Umlaut steckt in Ortsnamen wie Adelshofen und Königshofen (eigentl. Dativ Plural: in den Höfen des Königs) und den besonders am Zürchersee so dichtgesäten Namen auf — kon: Pfäffikon, Sissikon, Zetzikon (zusammengezogen aus — ic -hoven). So erklären sich auch Doppelformen wie Schachte und Schächte, Drucke, aber Abdrücke und Eindrücke. Der Dialekt geht im Umlaut oft noch weiter als die Schriftsprache: so begegnet alemannisch und südfränkisch die Ärm = hochdeutsch die Arme, und Däg = Tage.

Nichts als eine lautgesetzliche Umgestaltung des Typus Tag — Tage ist der Typus der Eber — die Eber (I, d, 1). Alle mit Ableitungssilben gebildeten Wörter gehören der Klasse

---

*) Anmerkung. Dieses o des Stammausgangs lag in seiner Aussprache im Germanischen dem a sehr nahe; vielleicht war es auch vor seinem Abfall in a übergegangen; so erklärt es sich, daß es die Brechung herbeiführen konnte (s. S. 157); Berg, Feld war einmal * bergos oder * bergas, * feldom oder * feldam.

der o-Stämme an, und wie tac — tages, tage, so hieß es im Mittelhochdeutschen: eber — eberes — die ebere, himel — himeles — die himele, wagen — wagenes — die wagene. Da aber hier die Schlußsilbe auf eine nicht hochtonige Silbe folgte, so mußte ihr Vokal im Neuhochdeutschen unterdrückt werden, in Übereinstimmung mit dem oben (S. 159) festgestellten Gesetz, sich also die Bildung Eber — Ebers — die Eber ergeben. Da nun Nominativ und Akkusativ des Plurals gleichgeworden mit denen des Singulars, so lag es hier besonders nahe, wieder eine Unterscheidung zu schaffen, indem man nach dem Muster der i-Stämme den Umlaut einführte, vgl. Hafen Häfen, Hammer — Hämmer, Nagel — Nägel, Ofen — Öfen, Vater — Väter, Vogel — Vögel an Stelle des mittelhochdeutschen havene, nagele rc. Auch hier wieder Doppelformen, das Neue neben dem Alten: aber nur bei Bildungen auf -en, die Bogen — die Bögen, die Laden — die Läden, die Wagen — die Wägen.

Schon in der älteren Sprache nahe verwandt mit den männlichen o-Stämmen, dem Typus Tag — Tage ist der Typus Ding — Dinge. Die einzige mittelhochdeutsche Abweichung zwischen beiden Paradigmen liegt vor im Nominativ und Akkusativ Pluralis; der Form die tage steht gegenüber diu dinc ohne auslautendes e. Diesen Unterschied auszugleichen, hat schon das Mitteldeutsche in mittelhochdeutscher Zeit begonnen, und im Neuhochdeutschen sind von diesem Vorgang nur bestimmte Substantive in ganz bestimmter Verwendung unberührt geblieben: in Verbindung mit Zahlwörtern heißt es stets Lot, Maß, Pfund, Stück. Die Analogie dieser formelhaften Ausdrucksweisen hat sogar dann weiter ins Maskulinum und Femininum hinüber gegriffen: man redet von so und so viel Fuß, Schuh, Zoll, von so und so viel Last, Ohm oder Saum Wein.

Die Neutra kennen noch eine zweite Art der Pluralbildung, die Anhängung der Silbe -er; das ist unser Typus I, b:

mittelhochdeutsch huon — hüener. Dieser Typus ist in der älteren Sprache nicht so ausgebreitet wie heutzutage; viele Substantiva, bei denen er heute Regel ist, kennen ihn im Altdeutschen noch nicht oder haben wenigstens daneben die Form ohne -er. Das gilt z. B. für Haupt: Plural im Mittelhochdeutschen nur diu houbet; die alte, sonst durch die Analogiebildung verdrängte Form liegt wieder in Eigennamen vor wie Berghaupten, Roshaupten (alte Dative des Plurals). Ebenso für Feld; Felder ist mittelhochdeutsch diu velt, vgl. Degerfelden, Rheinfelden. Die Häuser ist mittelhochdeutsch diu hiuser und diu hus, vgl. die Dative der Mehrzahl in Rheinhausen, Schaffhausen, Sangershausen. Bei einzelnen Substantiven besteht die Doppelbildung noch heute; aber auch hier zeigt sich deutlich, daß die Bildung mit -er bereits als das Gewöhnlichere empfunden wird; die Formen ohne -er haben mehrfach den Charakter des Archaischen und gehören der gewählteren Sprache an: man vergleiche Bande — Bänder, Dinge — Dinger, Lande — Länder, Worte — Wörter.

Auch einige Maskulina haben im Neuhochdeutschen die Pluralendung -er angenommen, wie Geist — Geister, Leib — Leiber, Wald — Wälder (die alte Form in Unterwalden = unter den Wäldern). Die Dialekte bilden auch Hälser, Steiner.

Konstruiert man die germanische Grundform der neutralen Flexion, so erhält man für Nominativ und Akkusativ Singular die Bildung * thingom, * wordom, und das letztere entspricht lateinisch verbum aus älterem verbom (aus * verdhom). Die eigentliche Endung ist m, und so haben wir es auch hier wieder mit einem o-Stamme zu thun. Und wie neben verbum im Lateinischen Typen wie odium, exordium stehen, so giebt es auch im Deutschen Stämme, wo dem ursprünglich stammschließenden o noch ein i vorherging. Das ist der Typus das Gebirge — die Gebirge (I d, 3); mittelhochdeutsch lautet er ebenso, althochdeutsch das gabirgi — diu gabirgi, und vor Unter=

drückung der Endvokale (s. S. 158) *gabirgiom — *gabirgiō. Es ist das also ein io-Stamm. Im Neuhochdeutschen gehören nur noch sehr wenige Substantive diesem Typus an; es sind lauter Komposita mit dem Präfix ge — (Gebilde, Gefilde, Gefüge, Gelände, Geschmeide, Gewölbe), bei deren Kollektivbedeutung es von geringerem Wert war, Singular und Plural zu unterscheiden. Nach deren Muster ist auch Gelage neben Gelag gebildet und Gestade für mittelhochdeutsch gestat. Schon das Fehlen der Umlaute beweist, daß hier nicht ursprünglich ein i im Wortende gestanden haben kann.

Zahlreiche Wörter des Typus haben ihre Flexion gleichgemacht mit der von Ding; die beiden Paradigmen stimmten ja außer im Nominativ und Akkusativ Singular völlig überein. Und zwar bestehen im älteren Neuhochdeutschen noch mehrfach die ursprünglichen Formen auf -e, ja sie werden noch jetzt gelegentlich in der archaisierenden Rede angewandt; so besteht noch Glücke neben Glück, Gemüte neben Gemüt, Kreuze neben Kreuz, Stücke neben Stück; Gemüt bildet seinen Plural jetzt nach dem Typus Hühner als Gemüter, und im Dialekt wird auch die Stücker gesagt. Dieser dialektische Plural liegt aber nicht vor in der Redensart ein Stücker sechs im Sinn von „etwa sechs", sondern der Ausdruck ist entstanden aus „ein Stück oder sechs" mit starker Verstümmelung der unbetonten Konjunktion.

Solche io-Stämme fanden sich auch beim Maskulinum; im Neuhochdeutschen ist von ihnen aber nur Käse — die Käse (I, d, 2) bewahrt; alle übrigen sind in andere Flexionsweisen übergetreten.

Eine ganz andere Art von Stämmen als die bis jetzt betrachteten liegt vor in unserem Typus III, der Bote — die Boten. Die mittelhochdeutsche Flexion ist genau der neuhochdeutschen gleich; die althochdeutsche lautete:

Sgl.	boto	botin	botin	botun.
Pl.	botun	botôno	botun	botun.

Und vor der Wirkung der Auslautsgesetze würde es geheißen haben: Nom. boto, Gen. *botinis, Dat. *botini, Nom. Plur. *botônes, Akk. Plur. * botonas. Das entspricht ziemlich genau der lateinischen Flexion homo, hominis, homini ꝛc.; zieht man die Endungen is, i ꝛc. ab, so bleibt als Rest eine Lautgruppe, die auf n ausgeht; unser Typus III besteht somit aus konsonantischen Stämmen. Diese n-Stämme werden von den Grammatikern auch mit dem Namen der schwachen Flexion belegt; im Gegensatz hierzu gelten die vokalischen Stämme als starke. Im Neuhochdeutschen trat der Typus bote in eine doppelte Bildungsweise auseinander: unter Umständen ging nämlich das e des Nom. Sgl. verloren. Es mußte wegfallen nach Tiefton (s. oben S. 159). Mittelhochdeutsch schultheize, steinmetze, truhsaeze = Schultheiß, Steinmetz, Truchseß. Wörter, die als Titel verwendet wurden, standen häufig vor den Eigennamen und verloren vor diesen ihren Hochton; so mußte auch hier das auslautende e nach der tieftonigen Stammsilbe verloren gehen: Fürst, Graf, Herr = mittelhochdeutsch fürste, grâve, herre. So erhalten wir also den Typus III b.

Der Bestand an Substantiven, der diesen Typus III vertritt, ist heute sehr viel geringer, als er im Altdeutschen gewesen ist. Der Untertypus III b, Graf — Grafen, stimmte im Nominativ Singl. überein mit dem Typus Tag, Gast (I a, 1 u. 2), und so ist denn die konsonantische Flexion hier mehrfach durch die vokalische verdrängt worden. In manchen Fällen nur teilweise; es heißt des Bauers und des Bauern, die Bauern; des Nachbars — des Nachbarn, die Nachbarn; des Märzes, dem März neben archaischem des Märzen, im Märzen (die alte Form auch in der Zusammensetzung Märzenbier, Märzenschnee, Märzenstaub). In anderen Fällen ist der Übertritt vollständig: Herzog — Herzogs — Herzöge, Mond — Mondes — die Monde, Schwan — Schwans — Schwäne; die alten Genitive vom Nominativ herzoge, mâne, swane

liegen vor in Herzogenbuchsee, Herzogenstand, Mondenschein, Schwanenhals.

Mit einem Teil der zu Paradigma I d, 1 gehörigen Substantive stimmt Typus III überein in allen Formen mit Ausnahme von Nominativ und Genitiv Singularis; man vergleiche:

	N.	Gen.	Dat.	Acc.	
Sgl.	Wagen —	Wagens —	Wagen —	Wagen —	Plur. in allen Formen Wagen
Sgl.	Bote —	Boten —	Boten —	Boten —	„ „ „ „ Boten.

Die Folge war, daß in sehr vielen Fällen auch die beiden noch verschiedenen Kasus gleich gemacht d. h. äußerlich betrachtet, dem Nominativ auf -e ein n, dem Genitiv auf -en ein s angehängt wurde; so gehören denn zahlreiche Wörter, die jetzt den Typus I d, 1 bilden helfen, ursprünglich zum Typus III: der Balken, Bogen, Braten, Brunnen, Daumen, Garten lauteten mittelhochdeutsch balke — des balken, boge — des bogen, brâte, brunne, dûme, garte. Die alten Formen begegnen wiederum mehrfach in der Isolierung in Zusammensetzungen: Wildbret ist nichts anders als Wildbraten; das oberdeutsche Wingert = mittelhochdeutsch wîngarte = Weingarten; neben Brunnen steht Schönbrunn. Sehr bemerkenswert ist das Nebeneinander von Franken, Lumpen, Tropfen und Franke, Lump, Tropf; die drei Doppelungen sind aus mittelhochdeutschem franke, lumpe, tropfe hervorgegangen. Das Gemeinsame der drei ersten Formen ist, daß sie Sachen bezeichnen; die drei letzteren sind Benennungen lebender Wesen. Und diese Wahrnehmung läßt sich verallgemeinern: in allen Fällen, wo jetzt der Nominativ auf -en ausgeht, handelt es sich um Sachbezeichnungen; dagegen sind die Wörter, welche die alte Nominativform ohne -n bewahrt haben, fast ausschließlich Ausdrücke für Personen und für Tiere: man vgl. Affe, Ahne, Bote, Buhle, Bürge, Drache, Erbe, Fink, Falke, Ferge, Gatte, Genosse, Hase, Jude u. s. w. Diese verschiedene Behandlungsweise bei lebenden Wesen und bei Sachen erklärt

sich wohl daraus, daß die ersteren viel häufiger als Subjekt und demnach als Nominativ Singular erscheinen, als die letzteren. Und je häufiger eine Form angewandt wird, desto leichter widersteht sie der Verdrängung durch eine Analogiebildung.

Gegenüber diesen Einbußen, welche der Typus III zu Gunsten von I, d 1, erlitten hat, sind auch mancherlei Bereicherungen desselben zu verzeichnen. Manche Wörter des Typus I a 1 u. 2 haben neben ihren ursprünglichen Pluralen auf -e auch Plurale nach dem Typus Graf — Grafen aufzuweisen: die Maste — die Masten, Sinne — Sinnen, Stiefel — Stiefeln; neben Männer, das nach Wort — Wörter gebildet, steht Mannen. Der Hirte gehörte ursprünglich zum Typus Käse (I, d 2): althochdeutsch hirti. Manche Wörter der o- bezw. io-Klasse haben sich nur vorübergehend dem Typus III angeschlossen, um dann mit balke, boge, brâte ꝛc. zu dem Typus Eber bezw. Wagen überzutreten. Rücken ist mittelhochdeutsch der rücke — des rückes — die rücke: das ist der Typus Käse; daraus wurde zunächst der Rücke — des Rücken, dann die heutige Form. Das Ursprüngliche ist bewahrt in Hundsrück, hinterrücks, zurück (archaisch zurücke). Ebenso ist Nutzen aus mittelhochdeutsch der nutz, des nutzes entsprossen; die alte Flexion zeigt Eigennutz, sich zu Nutze machen, zu Nutz und Frommen.

Die konsonantischen Stämme waren ursprünglich nicht auf das Maskulinum beschränkt; es gab auch neutrale und weibliche n-Stämme. Zu den ersteren gehörte im Mittelhochdeutschen das herze, das ôre, das ouge. Es hieß also:

ouge — des ougen — dem ougen — daz ouge — diu ougen — den ougen.

Dies Paradigma fiel teilweise zusammen mit dem von Gebirge (I, d 3), also z. B. mit Ende, Erbe, Hemde:

ende — endes — dem ende — ende — diu ende — den enden.

Das Ergebnis war, daß die ganze Flexion gleichgemacht wurde und sich eine Bildung Auge — Auges — Augen,

Ende — Endes — Enden ergab. Herz hat die alte Dativform beibehalten, aber seinen Genitiv nach dem Typus Wagen gebildet.

Endlich die konsonantischen Feminina. Unser Zunge flektierte mittelhochdeutsch so, daß in allen Kasus außer dem Nom. Sing. ein -en stand. Das althochdeutsche Paradigma war

zunge	zungûn	zungûn	zungûn
zungûn	zungôno	zungōn	zungûn,

wo die eigentlichen Kasusendungen fast überall längst abgefallen sind und ûn den Ausgang des Stammes darstellt. Daneben stand nun ein Paradigma des Feminins, das so aussah:

klaga	klagâ	klagu	klaga
klagâ	klagôno	klagôn	klagâ.

Hier ist, wie man sieht, der Stamm ein vokalischer; es entsprechen die Stämme von lat. mensa, griech. *χώρα*. Die beiden eben verzeichneten Paradigmen haben im Mittelhochdeutschen eine Reihe von übereinstimmenden Formen:

Sing. mittelhochdeutsch	zunge	zungen	zungen	zungen
	klage	klage	klage	klage
Plur. mittelhochdeutsch	zungen	zungen	zungen	zungen
	klage	klagen	klagen	klage.

so ist daraus die heutige Flexion von Klage — Klagen, also unser Typus II b, 1 hervorgegangen. Daß im Singular die Formen von klage beibehalten wurden, nicht die von zunge, ist leicht begreiflich, denn sie boten den Vorzug, daß hier ein Unterschied zwischen Genitiv bezw. Dativ des Singular und den entsprechenden Formen des Plurals bestand. Umgekehrt gab man die Form klage im Plural zu Gunsten von zungen auf, weil klage auch Singularform des Nominativs und Akkusativs war. Überreste der konsonantischen weiblichen Flexion sind noch zahlreich vorhanden: vgl. unser lieben Frauen, „festgemauert in der Erden“, Erdenleben, Erdensohn, Gassenbube,

Harfenton, Höllenthal, Mühlenbach, Sonnenlicht. Dadurch, daß zwei ältere Typen in dem Typus Klage zusammengefallen, ist er schon an sich ein sehr reichhaltiger. Er hat aber auch noch von den verschiedensten Seiten Zuzug erhalten. Einmal von solchen Typen, deren Nominativ ebenfalls auf e ausging. Das ist der Fall bei dem Typus Gebirge (I, d, 3): es hieß früher daz grütze, daz rippe, daz wette; im Scheltwort hört man noch jetzt: das alte Ripp, als Bezeichnung eines bösen Weibes. Ferner bei den männlichen n-Stämmen, Typus Bote (III, a): es hieß mittelhochdeutsch der grille, der imbe (= die Imme), der slange u. s. w. Häufig hat das Oberdeutsche hier das männliche Geschlecht bewahrt, während die Schriftsprache mit den mittel- und niederdeutschen Mundarten die Analogiebildung nach dem Femininum gemacht hat: der Backen — die Backe, der Schneck — die Schnecke, der Trauben — die Traube, der Zacken — die Zacke. In der Schriftsprache selbst steht neben der Schnupfen das aus dem Niederdeutschen aufgenommene die (Stern-) Schnuppe: man sagt ja, daß die Sterne sich schneuzen. Auf e endet aber auch der Nominativ Plural der vokalischen Maskulina: die Tage sieht genau aus wie die Klage; so hat man denn solche Plurale mit dem Singular des Feminins gleichgestellt und dazu einen neuen Plural auf -n gebildet: statt Schläfe heißt es mittelhochdeutsch der slâf, was ja auch jetzt noch in altertümelnder Rede gebraucht wird; die Socke = mittelhochdeutsch der soc, daher oberdeutsch der Socken; Tücke = mittelhochdeutsch der tuc: das Südfränkische sagt noch: „einem einen Tuck anthun"; Woge = mittelhochdeutsch der wâc.

Neben den Übertritten, welche stattgefunden haben wegen der Übereinstimmung einer Form mit dem Nom. Singl. stehen auch solche, bei denen der Zusammenfall der Pluralformen den Anlaß gegeben hat: die Wagen stimmte genau zu die Klagen. So ist die Waffe = mittelhochdeutsch daz wâfen; „ein gute Wehr und Waffen" heißt es noch bei Luther, und auch in das

Wappen, das aus dem Niederdeutschen stammt, liegt die ältere Gestalt vor.

Es erübrigen uns noch die Typen Kraft — Kräfte (II, a) und Saat — Saaten (II, b.) Nur der erstere ist ein ursprünglicher: die Flexion des Neuhochdeutschen begegnet genau in derselben Weise schon im Mittelhochdeutschen. Der Plural lautet althochdeutsch krefti, kreftio, kreftin, krefti. Der Singular weist im Mittelhochdeutschen Doppelformen auf für Genitiv und Dativ: neben der kraft steht der krefte; im Althochdeutschen findet sich nur die Form krefti. Wie ist die mittelhochdeutsche Form der kraft zu erklären? Im Germanischen gab es von Hause aus nicht nur konsonantische Stämme, die auf n ausgingen, sondern auch solche mit verschiedenen anderen Schlußkonsonanten. Einer der häufigst vorkommenden unter diesen war das Wort Nacht. Seine althochdeutsche Flexion lautete:

Sing.: naht naht naht naht (= lat. nox, noct-is, noct-i noct-em)

Plur.: naht nahto nahtun naht.

Nach dem Muster von diu naht — der naht bildete man nun zu diu kraft auch einen Genitiv und Dativ der kraft, wie umgekehrt nach dem Vorbild von diu kraft, Plural die krefte auch ein Plural die Nächte entstand. der kraft trug schließlich den Sieg davon über den Singular der krefte, weil die letztere Form keinen Unterschied gegenüber den entsprechenden Pluralformen aufwies. Reste der Formen auf e liegen vor in Braütigam für Braütegam (- gam ist altes Wort für Mann, also) = der Mann der Braut, mittelhochdeutsch der briute, in Bürgemeister, der älteren Form von Bürgermeister, = Meister der Burg, in Mägdesprung = Sprung der Magd. Behende ist mittelhochdeutsch bî hende, bei der Hand; aber Hand selbst hat nicht ursprünglich den i-Stämmen zugehört — das beweisen die unumgelauteten Formen des Dativ Pluralis in zu Handen, von Handen gehen,

abhanden kommen, vorhanden (= vor den Händen) — sondern war von Hause aus ein u-Stamm. Daß Nacht nicht alter i-Stamm, ist ebenfalls noch heute zu erkennen an der isolierten Form Weihnachten, eigentlich = ze den wîhen nahten, in den heiligen Nächten.

Dieser Typus Kraft berührt sich nun auch mit dem Typus Klage. Bei dem letzteren gab es Fälle, wo aus verschiedenen Gründen das e im Singular abgefallen war; es ergab sich z. B. die Bildung Frau — Frauen. Solche Singulare stimmten überein mit einem Singular wie Kraft, und so entstanden bei dem letzteren Typus Plurale auf — en: Burgen = mittelhochdeutsch die bürge, Fahrten = mittelhochdeutsch die verte, Thaten = die taete. Nun gab es also zu der einen Pluralbildung auf -en zweierlei Singulare, einen mit e, einen ohne e. Die Folge war, daß auch im Singular Vermischungen zwischen dem Typus Kraft, Burg, und dem Typus Klage stattfanden. So lautete Blüte mittelhochdeutsch bluot, Eiche — eich, Leiche — leich, Stute — stuot ꝛc.

Ganz vereinzelt steht der Typus II c, Mutter — Mütter, dem außerdem nur noch Tochter angehört. Es sind dies ursprünglich konsonantische Stämme; es waren also hier einmal dieselben Endungen vorhanden wie bei Bote. Wie dort, sind sie auch hier lautgesetzlich verloren gegangen. Der Umlaut kam dem Plural ursprünglich nicht zu: er ist eingedrungen nach dem Muster von Acker — Aecker, Bruder — Brüder ꝛc., wo er freilich selbst erst durch Übertragung hergestellt ist (s. oben S. 168).

II. Das Pronomen.

Die Pronomina unterscheiden sich von den Substantiven nicht nur dadurch, daß die einzelnen Endungen anders gestaltet sind, sondern es bestehen auch allgemeinere Abweichungen zwischen beiden Wortgattungen.

In der indogermanischen Ursprache bestand überall neben dem Singular und dem Plural noch eine besondere Form für

die Zweizahl. Beim Substantiv ist diese schon in der frühesten Zeit des Germanischen verloren gegangen; beim Pronomen ist sie bis in die Einzelsprachen hinein bewahrt. Wir beide heißt im Altsächsischen des Heliand wit, ihr beide git: diese Formen würden im Althochdeutschen etwa zu lauten haben wiz iz; uns beiden, euch beiden ist altsächsisch unk, ink. Der Dual der zweiten Person ist bis auf den heutigen Tag bewahrt im Bayrischen, wo er sogar die alte Form des Plurals verdrängt hat: für ihr heißt es im Bairischen es, ös, für euch heißt es enk.

Charakteristisch für das persönliche Pronomen ist es, daß im Deutschen — wie im Griechischen und Lateinischen — im Plural großenteils ganz andere Wortstämme zur Anwendung kommen als im Singular: meiner — mir, aber wir — unser; deiner — dir, aber ir — euer. Die Entwickelung der Sprache geht aber dahin, solche Unterschiede zum Teil auszugleichen. Neben wir steht in den verschiedensten deutschen Dialekten ein mir, mer, neben ihr ein dir, der: diese Formen sind dadurch entstanden, daß der Anlaut von meiner — mein — mich, du — deiner — dein — dich auch in den Plural übertragen wurde. Oder es wird wenigstens der Wortausgang gleich gemacht. Meiner — deiner ist gebildet durch Angleichung an unser, euer; die ursprünglichen Formen sind mein, dein, die ja in altertümelnder Rede noch häufig genug gebraucht werden (vgl. Vergißmeinnicht); seiner aus älterem sein ist dann nach dem Muster von meiner und deiner geschaffen.

Eine merkwürdige Erscheinung besitzt das Deutsche in der Thatsache, daß beim Pronomen die Grenzen zwischen Dativ und Akkusativ mehrfach verwischt erscheinen.

In den ältesten Zeiten des Niederdeutschen schon besteht für Dativ und Akkusativ Plural der beiden ersten Personen nur je eine Form: lat. nobis und nos = uns, vobis und vos = iu. Der Dativ des Singulars lautet mi, thi (= hochdeutsch mir, dir: das hier auslautende r ist aus s entstanden und dies s auf niederdeutschem Boden abgefallen), der Akkusativ müßte

lauten mik, thik. Dieser Unterschied ist jedoch früh verloren gegangen; in den einen Mundarten des Niederdeutschen ist mi, di, in den andern mik, dik für beide Kasus gebraucht, indem nach dem Vorbild des Plurals auch die Formen des Singulars zusammengefallen sind. Aus der mangelnden Gewohnheit, im Dialekt beide Formen zu unterscheiden, erklärt es sich denn, daß der hochdeutsch redende Niederdeutsche, daß Papa Wrangel und Onkel Bräsig beständig mir und mich, dir und dich verwechseln. Die Sache greift auf niederdeutschem Gebiet noch weiter: nach dem Muster wieder der ersten und zweiten Person tritt auch Zusammenfall bei der dritten Person ein, wird statt des Akkusativs ihn der Dativ ihm, em verwendet. Der Zusammenfall im Plural ist auch auf hochdeutschem Gebiet eingetreten. Während es im Mittelhochdeutschen noch heißt Dativ uns, Akk. uns, aber Dat. iu, Akk. iuch, hat im Neuhochdeutschen der Akkusativ euch den alten Dativ gänzlich verdrängt Auf diesem Zusammenfall beruht eine Eigentümlichkeit in der Rede der Halbgebildeten: daß sie nämlich bei der Anrede mit Sie, die ja dem Dialekt ferne liegt, in der Regel nicht im stande sind, zwischen Dativ und Akkusativ zu unterscheiden, daß sie etwa sagen „ich habe Ihnen ja gar nicht erkannt“ oder aber: „man to! Se kann dat goa (gar) nich fehlen.“ Auch unser sich ist ursprünglich nur Akkusativ wie mich und dich; die ältere Sprache wendete dafür den Dativ des nicht rückbezüglichen Fürworts an, vgl. bei Luther: „unser keiner lebt ihm selber, unser keiner stirbt ihm selber“.

Überhaupt sind die Grenzen zwischen dem rückbezüglichen und nichtrückbezüglichen Pronomen der dritten Person nicht immer strenge festgehalten. Wir sagen gedenke sein, genieße sein, während die ältere Sprache zum Nominativ er und es (mittelhochdeutsch ez) auch einen Genitiv es aufweist; Spuren davon besitzen wir in Redensarten wie „ich bin es satt, es zufrieden“, denn vom Verbum sein kann ja eigentlich kein Akkusativ abhängig gemacht werden.

Es bleiben noch einige einzelne bemerkenswerte Formen. Neben ihr besteht im Neuhochdeutschen die altertümelnde Form ihro, die buchstäblich mit der althochdeutschen übereinstimmt: iro. Daß dieser alten Form zwei neue entsprechen, hängt wohl mit Verschiedenheiten der Betonung zusammen, die in alter Zeit nebeneinander bestanden: íro mußte ir werden, iró blieb bestehen. Ebenso steht es mit dero neben der.

Bei dem Pronomen er, der, wer liegen mehrfach kürzere und längere Formen nebeneinander: dessen = des, deren = der, derer = der, denen = den; die kürzeren Formen sind die ursprünglichen, die im Mittelhochdeutschen allein bestehenden, vgl. die isolierten Formen in deshalb, deswegen, „wes Brot ich eß, des Lied ich sing". Das besitzanzeigende Fürwort ihr ist ursprünglich eine Form des persönlichen Pronomens, nämlich der Genitiv Sing. des Feminins bezw. der Genitiv des Plurals für alle Geschlechter, also die Doppelform zu dem jüngeren ihrer (d'elle, d'eux, d'elles); ebenso geht ihnen auf mittelhochdeutsch in zurück. Die jüngeren Formen sind entstanden unter dem Einfluß der zweisilbigen Pronomina, wie dieser, jener, wohl auch unter dem der Adjektiva.

III. Das Adjektiv.

Beim Adjektiv unterscheiden wir flektierte Formen von Formen ohne jede Endung. Die letzteren, also z. B. gut, öde, stimmen in ihrer Bildung genau mit den Nominativen und Akkusativen der vokalischen Substantivstämme überein, mit den Typen Tag, Käse: in beiden Fällen ist eine ursprünglich vorhandene Endung abgefallen und deutsches lang z. B. entspricht genau lat. longus. Die flektierten Formen sind wieder doppelter Art. Die einen stehen nach dem bestimmten Artikel: der gute, des guten, der guten, die guten und weisen konsonantischen Stamm auf. Die männliche Flexion stimmt hier vollkommen zu dem Substantivtypus Bote — Boten. Im Femininum und Neutrum sind beim Adjektiv noch die altdeutschen Typen der konsonanti-

schen Flexion bewahrt, die beim Substantiv im Neuhochdeutschen verloren gegangen: die gute, der guten = mittelhochdeutsch die zunge, der zungen; das gute — des guten = mittelhochdeutsch dos ouge — des ougen (s. oben S. 173). Bis hierher besteht also zwischen Adjektiv und Substantiv kein grundsätzlicher Gegensatz: das ist auch der ursprüngliche Zustand in der indogermanischen Grundsprache, wie er im Griechischen und Lateinischen bewahrt ist. Nun kommen aber die Flexionsformen hinzu, welche verwendet werden, wenn nicht schon eine deutliche Kasusendung vorangeht: guter Wein, gutes Weines, gutem Weine, guter Weine ꝛc. Diese Art der Flexion ist entstanden durch unmittelbare Nachahmung der Bildungsweise, die den Fürwörtern der dritten Person eigentümlich ist. Man vergleiche die althochdeutschen Paradigmen:

Sgl.	der,	diu,	daz	des	demu,	deru	den,	dia,	daz
	guoter,	guotiu,	guotaz	guotes	guotemu,	guoteru	guoten,	guota,	guotaz
Pl.	die,	dio,	diu	dero	dem		die,	dio,	diu
	guote,	guoto,	guotiu	guotero	guotem		guote,	guoto,	guotiu.

Auch die wenigen Veränderungen, die — abgesehen von der Abschwächung aller unbetonten Vokale zu e — sich bei dem Adjektiv seit der althochdeutschen Zeit vollzogen haben, gehen Hand in Hand mit denen des Pronomens: der Nom. Sing. des Feminins diu — guotiu, was lautgesetzlich zu neuhochdeutsch deu, guteu hätte werden müssen, ist verdrängt durch den Akkusativ die, gute, und ebenso ist die Pluralform des Neutrums diu — guotiu durch die entsprechende des Maskulins und Feminins die — gute ersetzt.

Diese pronominale Flexion der Adjektiva ist von Grimm als starke bezeichnet worden; unter schwacher Flexion begreift er — wie bei dem Substantiv — die konsonantische Bildungsweise.

IV. Das Verbum.

Man unterscheidet nach ihrer Bildungsweise zwei Klassen von Zeitwörtern: die eine bildet ihr Präteritum mit der Silbe -te, die andere ohne Zutreten einer solchen Silbe durch Veränderung des Stammvokals, durch Ablaut: also lehre — lehrte, aber gebe — gab. Die erstere Klasse, die eines äußeren Hilfsmittels bedarf, um die Form der Vergangenheit zu bilden, ist von J. Grimm als die schwache bezeichnet worden, die zweite, die den gleichen Zweck durch innere Veränderungen erreicht, erhielt von ihm den Namen der starken. Im Partizipium des Präteritums liegt bei beiden Klassen ein Bildungssuffix vor, bei den schwachen -t oder -et, bei den starken -en, also gelehrt, aber gegeben. Die schwache Bildung — der die große Mehrzahl der Zeitwörter angehört, — ist die einfachere. Hier liegt im Stammvokal des Präsens nirgends ein Wechsel vor: der Vokal, der in einer Form auftritt, geht durch alle übrigen hindurch: eine scheinbare Ausnahme ist frage — frägst — frägt neben frage — fragst — fragt, und diese hängt mit einer Beeinflussung durch das starke Verbum zusammen, wie ja auch die Form frug neben fragte besteht. Im Präteritum liegt ein geringfügiger Unterschied der Bildungen darin, daß die einen Formen -te, die andern -ete aufweisen: lehrte, liebte, aber bildete, fürchtete; überhaupt steht -ete bei allen Stämmen, die auf einen -t-Laut ausgehen. Auch im Mittelhochdeutschen liegt -te und -ete nebeneinander; das letztere mußte lautgesetzlich im Neuhochdeutschen auch zu -te sich wandeln (vgl. oben S. 159). Aber wenn man in bildte, fürcht-te den im Präsens deutlich vorliegenden Stamm bild-, fürcht- auch vor der mit t anfangenden Ableitungssilbe deutlich zu Gehör bringen wollte, so blieb kaum etwas anderes übrig als danach ein e zu sprechen. Das Nebeneinander von -te und -ete im Mittelhochdeutschen ist anderen Ursprungs. Statt der Einförmigkeit, die nun bei den schwachen Verben

herrscht, galt früher eine größere Mannigfaltigkeit: das Althochdeutsche unterschied drei Klassen schwacher Verba, je nachdem ob der Stammausgang -ô, -ê —, oder -i war; es bestanden einmal die Formen salbôn = salben, frâgên = fragen und *legian = legen, *lêrian = lehren (ähnlich ist das Nebeneinander von lat. amare, tacere, audire). Von salbôn und frâgên lautete das Präteritum salbôta, frâgêta, = mittelhochdeutsch salbete — frâgete. Bei den i-Stämmen muß ein Unterschied zwischen kurzsilbigen und langsilbigen Stämmen gemacht werden; bei den ersteren bleibt der Stammausgang im Präteritum bestehen: althochdeutsch legita, = mittelhochdeutsch legete. Bei langen Stämmen dagegen wird, nach einem allgemeinen, hier nicht weiter auszuführenden Lautgesetze der ältern deutschen Sprache, das i im Präteritum ausgestoßen, während im Präsens der i-Laut noch längeren Bestand hat: also *lêrian — lêrta, mittelhochdeutsch lêrte.

Infolge dieses letzteren Unterschiedes kann sich bei den langsilbigen i-Stämmen eine Abweichung zwischen Präsens und Präteritum ergeben, die den andern Gruppen der Verba fremd bleibt. Enthält nämlich der Stamm der Verba ein a, o oder u, so muß im Präsens vor dem stammschließenden i im Laufe der Zeit der Umlaut eintreten, während im Präteritum der alte Vokal erhalten bleibt. Aus *brannian = branta wird brennen — branta, = brennen — brante. Außer brennen besitzen wir noch kannte, nannte, rannte, sandte, wandte als Beispiele solch scheinbaren Rückumlautes (vgl. oben S. 155); ebenso heißt es gebrannt, gekannt ꝛc., denn im Partizipium Präteriti vollzogen sich ziemlich die gleichen lautlichen Vorgänge wie im Präteritum selbst. Im Mittelhochdeutschen war das Gebiet des Rückumlautes noch ein viel größeres: es hieß auch decken — dacte, smecken — smacte, beswaeren (beschweren) — beswârte, loesen — lôste, hoeren — hôrte, büezen — buozte ꝛc. Das Neuhochdeutsche hat hier überall den Vokal des Präteritums demjenigen des Präsens angeglichen;

nur einzelne adjektivische Partizipien zeigen Spuren des alten Zustands: so sind die gedackten Pfeifen der Orgel soviel als gedeckte; getrost ist altes Partizipium zu trösten; wohlbestallt ist eine Erinnerung an bestelle — bestalte — bestalt: das Neuhochdeutsche hat hier sogar zu der rückumgelauteten Form ein neues Präsens bestallen gebildet; ebenso ist aus einem sich erboesen — erbôste — erbôst das Verbum sich erbosen hervorgegangen. Nach dem Vorbild anderer rückumlautender Partizipia ist entstanden gelahrt zu lehren; durchlaucht, erlaucht zu durchleuchten, erleuchten.

Bei den starken Verben begegnet ein viel mannigfaltigerer Wechsel der Vokale als bei den schwachen Verben. Hier spielen Umlaut, Brechung und Ablaut eine Rolle. Bei den schwachen Verben schloß in allen Formen des Präsens der Stamm auf einen und denselben Vokal, es konnte daher von einem wechselnden Einfluß der Endungen auf den Stamm keine Rede sein. Beim starken Verbum dagegen folgten unmittelbar auf den Schlußkonsonanten der Stammsilbe die verschiedengestaltigen Kennzeichen der einzelnen Formen. Der Indikativ des Präsens z. B. von tragen lautet im ältesten Althochdeutschen:

tragu — tragis — tragit — tragamês — tragat — tragant.

Es mußte also mit Notwendigkeit später in der zweiten und dritten Person der Umlaut eintreten, und diesen Umlaut weisen noch heute alle unsere starken Verba auf mit Ausnahme von du haust, er haut und du kommst, er kommt neben weniger richtigerem kömmst, kömmt. Ein guter Teil der Dialekte ist in der Entfernung des Umlauts nach Analogie der nicht umgelauteten Formen noch weitergegangen; es heißt da: trage, tragsch, tragt, laufe, laufsch, lauft &c.

Der Unterschied der Endungen, der den Umlaut veranlaßt ist auch die Ursache der sogen. Brechung beim Verbum (s. oben S. 156). So besteht hier ein regelmäßiger Wechsel zwischen e und i; i steht da, wo bei umlautfähigen Verben der Umlaut

seine Stelle hat, e da, wo der nichtumgelautete Vokal; es heißt: wir geben, ihr gebt, sie geben; ferner steht e im ganzen Konjunktiv, im Infinitiv und im Partizip des Präsens; die 2. und 3. Person Sgl. lautet: giebst, giebt, der Imperativ gieb; in der ersten Person Sgl., wo das Hochdeutsche sagt ich gebe, haben oberdeutsche Dialekte ich gib, ich lis, ich nimm u. s. w., und das ist auch der Stand im Mittelhochdeutschen und Althochdeutschen: althochdeutsch gibu, lisu, nimu; diese Formen stehen für urgermanisches gebu, lesu, nemu, indem die erste Person den beiden anderen des Singular angeglichen wurde. Das Neuhochdeutsche hat seinerseits wieder unbewußt die urgermanischen Verhältnisse hergestellt; es hat die erste Person Sgl. mittelhochdeutsch ich gibe dem Plural geben angeglichen: der Wechsel von trage — trägst — trägt ist das Vorbild geworden für den von gebe — giebst — giebt. Auch hier hat wieder in oberdeutschen und in mitteldeutschen Mundarten noch weitere Ausgleichung stattgefunden: du gebsch, er gebt, du nemmsch, er nemmt.

Kein Wechsel zwischen e und i findet statt, wenn der Stamm des Verbs ausgeht auf eine Verbindung von einem Nasal mit Nasal oder einem anderen Konsonanten; vor diesen Lautgruppen ist schon in vorhistorischer Zeit jedes e zu i gewandelt worden, selbst wenn ein a nachfolgte. Es heißt also: ich beginne — wir beginnen, finde — finden.

Völlig parallel dem Brechungswechsel von e und i geht im Mittelhochdeutschen der von iu und ie (gleich dem von althochdeutschen iu und io, s. oben S. 157). Es heißt mittelhochdeutsch fliuge — fliugest — fliuget, aber wir fliegen, ir flieget, sie fliegent. Das Deutsch der lutherischen Bibel bewahrt noch genug Reste ungebrochener Formen: fleucht, kreucht, leugt, zeucht ꝛc.; „was da kreucht und fleucht“ heißt es im Liede bei Schiller, aber in der heutigen Schriftsprache haben die gebrochenen Formen durchaus den Sieg davongetragen: es heißt ich fliege, wie wir fliegen.

Die Bildung des Perfekts von starken Verben geschah ursprünglich durch zwei Hilfsmittel. Erstens wurde eine Reduplikationssilbe dem Stamme vorgesetzt, d. h. eine Silbe, gebildet aus dem Stammanlaut und dem Vokal e. Zweitens tritt der sogen. Ablaut ein (s. oben S. 158). Man vergleiche latein. pello — pepuli, griech. *τρέφω* — *τέτροφα*. Die Fälle, wo diese beiden mit dem Präsensstamm vorgenommenen Änderungen im Germanischen noch deutlich zu Tage liegen, sind sehr selten. Schon im Gotischen ist die Reduplikationssilbe nur in den wenigsten Fällen rein bewahrt, und in der Mehrzahl dieser wenigen Fälle ist der Ablaut, meist aus lautgesetzlichen Gründen, verloren gegangen. Es heißt also zwar z. B. lêtan (lassen) — lelôt, aber haldan, hehald, haitan (heißen) — hehait, hlaupan — hehlaup. Infolge von Kontraktionen und sonstigen Umgestaltungen haben diese Perfektformen sich so gewandelt, daß, sie alle im Mittelhochdeutschen den Diphthong ie = neuhochdeutsch î (geschrieben ie) enthalten, mag der Präsensvokal sein, welcher er wolle. Das Partizipium Präteriti, das beim starken Verbum im allgemeinen auch dem Ablaut unterworfen ist (vgl. pello — pulsus, vello — vulsus, sero — satus), weist bei diesen reduplizierenden Verben den gleichen Vokal wie das Präsens auf. So gehören denn im Neuhochdeutschen zu dieser Klasse von Verben:

1) halte — hielt — gehalten; ebenso geht fallen, fangen, hangen.

2) blase — blies — geblasen; ebenso braten, lassen, raten, schlafen;

3) rufe — rief — gerufen.

4) heiße — hieß — geheißen.

5) laufe — lief — gelaufen; ebenso hauen, stoßen.

Bei der weitaus größeren Zahl der starken Verba ist schon in der frühsten, unserer Forschung zugänglichen Zeit des Germanischen eine selbständige Reduplikationssilbe nicht mehr vorhanden. Dafür tritt aber der Ablaut um so deutlicher hervor. Hier ist der

Fall nicht häufig, daß wie bei den reduplizierenden Verben bloß zwei verschiedene Vokale im Stamm auftreten; in der Regel sind es deren drei, und in diesem Fall besteht im Altdeutschen immer ein Unterschied zwischen dem Vokal im Singular des Präteritums und demjenigen im Plural dieser Zeitform. Der Wechsel der Vokale im Ablaut ist kein willkürlicher; es kann nicht jeder beliebige Vokal mit jedem beliebigen vertauscht werden, also z. B. nicht a in derselben Wurzel neben ei erscheinen; sondern neben bestimmten Vokalen können nur wieder ganz bestimmte andere im gleichen Stamm auftreten. Die Vokale, welche auf solche Weise miteinander im Ablautverhältnis stehen, faßt man zusammen als Ablautsreihen. Wir geben die Ablautsreihen des Verbs in ihrer mittelhochdeutschen Gestalt.

I. Klasse, mit dem Vokal a im Präsens:

Präs.	Prät. Sgl.	Prät. Pl.	Part. Prät.
trage	truoc	truogen	getragen.

II. Klasse, mit dem Vokal e oder i im Präsens:

a) die Stammsilbe schließt mit Doppelkonsonanz:

ich binde wir binden	bant	bunden	gebunden
wirfe wir werfen	warf	wurfen	geworfen

Über den Wechsel von von e und i, bezw. u und o (siehe oben S. 157). Diese Form des Ablauts ist im Neuhochdeutschen nirgends mehr rein erhalten: die Abweichung zwischen den verschiedenen Formen des Präteritums ist im Neuhochdeutschen beseitigt. Und zwar hat entweder der Singular den Sieg davongetragen; das ist der weitaus häufigere Fall. F a n d — f a n d e n, g e l a n g — g e l a n g e n, h a l f — h a l f e n, s p r a n g — s p r a n g e n war mittelhochdeutsch f a n t — f u n d e n, h a l f — h u l f e n ꝛc. Neben wir s a n g e n ist die ältere Form durch den Einfluß des Reims im Sprichwort bewart: „wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“ Oder aber der Vokal des Plurals ist durchgedrungen, freilich nicht in seiner mittel-

hochdeutschen Gestalt als u, sondern in mitteldeutscher Umformung als o (vgl. S. 157): ich glomm — wir glommen, schwoll — schwollen, schmolz — schmolzen war mittelhochdeutsch glam — glummen, swal — swullen, smalz — smulzen. In einem einzelnen Falle bestehen im Neuhochdeutschen noch a und u nebeneinander: ich ward und ich wurde, wir wurden, = mittelhochdeutsch wart — wurden. Die Form wurde erklärt sich durch eine teilweise Angleichung an die Formen des schwachen Präteritums.

b) dem Stammvokal folgt eine einfache Liquida oder Nasalis, oder es geht eine Verbindung von Verschlußlaut und Liquida voraus:

ich nime
wir nemen — nam — nâmen — genomen.

ich spriche
wir sprechen — sprach — sprâchen — gesprochen.

Nach diesem Muster gehen schon in der älteren Sprache einzelne Verba, deren Stamm keine Liquida enthält: fichte — gefochten nach flihte — geflohten, stechen — gestochen nach brechen, sprechen — gebrochen, gesprochen. In der neuhochdeutschen Entwickelung ist wieder der Unterschied zwischen dem Singular und Plural des Präteritums ausgeglichen: mittelhochdeutsch ich sprăch — wir sprâchen = neuhochdeutsch sprâch — sprâchen. In einer Anzahl von Fällen ist sogar die Verschiedenheit zwischen Präteritum und Partizipium Präteriti geschwunden: neuhochdeutsch schere — schor — schoren — geschoren = mittelhochdeutsch schire — schar — schâren — geschoren; pflege — pflog — pflogen — gepflogen = mhd. (speziell mitteldeutsch) pflige — pflac — pflâgen — gepflogen. Nach dem Vorbild von scheren hat sich im Neuhochdeutschen auch schwören gerichtet, nach dem von pflegen auch heben. Ursprünglich gehören beide Verba dem Typus tragen an:

swere — swuor — gesworen, hebe — huop — gehaben.

Die auffallende Form des Präsens beruht darauf, daß es ursprünglich hieß * swariu, * habiu, also eine äußere Übereinstimmung mit dem Präsens der i-Klasse der schwachen Verba stattfand (s. oben S. 183). In dem Adjektiv erhaben liegt das alte Partizipium von erheben vor, das später durch die Analogiebildung erhoben verdrängt wurde.

c. dem e (i) folgt ein einfacher Konsonant nach, der nicht Liquida oder Nasenlaut ist, und geht keine Verbindung solcher Laute mit anderen Konsonanten voraus:

gibe, geben — gab — gâben — gegeben.

Im Neuhochdeutschen ist găb — gâben zu gâb — gâben geworden; das Niederdeutsche hat vielfach das alte Quantitätsverhältnis bewahrt: so schreibt Fritz Reuter gaww (gab), lagg, satt (saß). Die Verben bewegen und weben bilden jetzt ihre Formen nach dem Vorbild von pflegen, heben (Typus b), während sie ursprünglich wie geben giengen:

bewige — bewac — bewâgen — bewegen.
wibe — wap — wâben — geweben.

III. Klasse, im Präsens langes î:

schrîbe — schreip — schriben — geschriben.

Der Diphthong im Singular des Präteritums ist neuhochdeutsch gänzlich verloren gegangen. An seine Stelle trat der Vokal des Plurals Präteriti und des Partizips der Vergangenheit. Zu dieser Klasse gehört heute auch das Verbum scheiden; ursprünglich flektierte es wie die reduplizierenden Verben; also mittelhochdeutsch scheide — schiet — gescheiden. Von dieser älteren Weise giebt noch das Adjektiv bescheiden Kunde, das altes Partizipium zu bescheiden ist.

IV. Klasse, im Präsens iu mit ie wechselnd:

fliuge / fliegen — flouc — flugen — geflogen.

Die neuhochdeutsche Entwickelung dieser Reihe stimmt mit der der vorhergehenden völlig überein; nur ist nicht das u des

Plurals Präteriti verallgemeinert worden, sondern wie oben bei Typus IIa die mitteldeutsche Gestaltung dieser Form mit dem Vokal o.

Zu der vorliegenden Klasse gehören auch saufen — soff, saugen — sog, bei denen die Präsensbildung schon in urgermanischer Zeit von der von fliuge abwich, während die übrigen Formen stets damit zusammenstimmten.

Hand in Hand mit den Veränderungen des Ablauts geht bei einer Anzahl von Verben auch ein Wechsel der Konsonanten, der wie der Ablaut in letzter Linie auf einer Verschiedenheit der Betonung beruht. Wir haben früher (S. 8) gesehen, daß je nach der Stellung des Accentes einer indogermanischen Tenuis im Germanischen eine Spirans oder eine Media entsprechen kann: dem k ein h oder g, dem t ein th oder d. Nach Eintritt der zweiten, das Hochdeutsche charakterisierenden Verschiebung mußte die letztere Gleichung lauten: t = d oder t. So hieß es denn im Mittelhochdeutschen: ziuhe — wir zugen — gezogen, = ziehen, zog, gezogen, und snîde — sniten — gesniten = schneide, schnitt, geschnitten.

Außerdem ist dieser Wechsel noch bewahrt im Neuhochdeutschen bei leiden und sieden. Mittelhochdeutsch hieß es auch noch slahe — sluogen — geslagen, aber dieser Wechsel ist neuhochdeutsch beseitigt worden, indem nach dem Vorbild von trage — tragen ein neues Präsens schlagen gebildet wurde. Das alte slahen liegt vor z. B. im bekannten Liede: „und käm alles Wetter gleich auf uns zu schlahn". Ebenso warde mittelhochdeutsch noch gebildet ich gedîhe (gedeihe) — wir gedigen — gedigen; der neuhochdeutschen Ausgleichung hat sich nur das adjektivische Partizipium gediegen entzogen. Der Dialekt ist in der Ausgleichung teilweise noch weiter gegangen als die Schriftsprache: statt ziehen heißt es im Südfränkischen ziege.

Dem Wechsel von h — g, d — t entspricht der von s und r. Erhalten ist er neuhochdeutsch noch in erkiese, erkor, erkoren und war — waren — gewesen. Mittelhochdeutsch

bestand er auch noch bei friuse — wir fruren — gefroren und verliuse — wir verluren — verloren; neben dem neuhochdeutschen frieren und verlieren liegt das ursprüngliche s in Friesel, in Verlust vor.

Auch beim schwachen Verbum finden sich einzelne Veränderungen der Konsonanten, die aber nichts mit dem eben dargestellten Wechsel zu thun haben. Es heißt bringen — brachte, denken — dachte nach dem oben (S. 160) aufgestellten Gesetze, daß das Germanische vor einem t nur einen spirantischen Laut duldete. Und vor dem Spiranten h fiel das n gesetzmäßig aus. Im Mittelhochdeutschen hieß es auch mich dünket — mich dûhte. Hier ist neuhochdeutsch mehrfache Ausgleichung eingetreten. Zuerst ging der Umlaut des Präsens in das Präteritum über: daüchte. Dann hat man zu dünken ein Präteritum dünkte, zu daüchte ein neues Präsens daücht oder sogar däuchtet geschaffen.

Bei einer Reihe von Verben liegen heutzutage starke und schwache Formen nebeneinander; es heißt z. B. salze, salzte, aber gesalzen. Diese Mischung ist nicht ursprünglich; sie kann auf verschiedene Weise entstanden sein. Entweder sind ursprünglich starke Verba in die Analogie der schwachen hineingezogen worden. So bildete man noch im Mittelhochdeutschen: ich salze — sielz — gesalzen; ebenso statt spalte — spaltete — gespaltet und gespalten nur spalte — spielt — gespalten. Daß es mit falten ebenso gewesen, bezeugt das adjektivische Partizip gefalten, oder für schaben das Adjektiv abgeschaben. Viel seltener als die Beeinflussung starker Verba durch die schwache ist das umgekehrte, daß ursprünglich schwache Verba stark geworden sind: fragte ist älter als frug, das nach trug, schlug gebildet wurde; ich steckte ursprünglicher als ich stak, das nach dem Muster von erschrak entstanden, dingte — gedingt älter als dang — gedungen, die dem Einfluß von singen, springen ihr Dasein verdanken. Der Dialekt hat noch mancherlei Übertritte aus der schwachen Kon=

jugation in die starke aufzuweisen: so heißt es von bedeuten, leuten in süddeutscher Mundart beditte, gelitte im Partizipium Präteriti. Oder drittens es bestanden in der älteren Sprache nebeneinander ein starkes und ein schwaches Verbum, die in ihrer Präsensform einander sehr nahe kamen und deshalb im Neuhochdeutschen zusammenfielen. Häufig war besonders der Fall, daß von einem und demselben Stamme ein starkes Verbum mit intransitiver und ein schwaches mit transitiver Bedeutung bestand. So gehen die Doppelungen erlöschen — erlosch, erlöschte — erloschen, erlöscht; erschrecken — erschrak, erschreckte — erschrocken, erschreckt; schwellen — schwoll, schwellte — geschwollen, geschwellt zurück auf die drei Paare mittelhochdeutscher Verba: erlische — erlasch — erloschen (ich werde zum Erlöschen gebracht) und erlesche — erlaschte — erleschet (ich bringe zum Erlöschen); erschricke — erschrac — erschrocken (ich gerate in Schrecken) und erschrecke — erschracte — erschrecket (ich setze in Schrecken); swille — swal — geswollen (ich werde geschwellt) und swelle — swalte — geswellet (ich bringe zum Schwellen). Die Plurale des Präsens ebenso wie der Konjunktiv, Infinitiv des Präsens enthalten mittelhochdeutsch überall den Vokal e, nur daß bei den starken Verben dieses e, das mit i wechselt, ein gebrochenes, in den schwachen ein umgelautetes war, also immer noch ein Unterschied der Aussprache bestand.

Wenn im älteren Neuhochdeutsch neben ich lud sich noch die Form ladete findet, so sind hier zwei Verba vermischt worden, die ohne jede Verwandtschaft sind und ursprünglich lautliche Unterschiede aufwiesen. Es hieß althochdeutsch hladan (aufladen) — hluod — gehladan, aber ladôn (einladen) — ladôta — giladôt.

Eine merkwürdige Vermischung von starker und schwacher Flexion stellen die Verba dar: ich muß, ich kann, ich darf, ich mag, ich soll, ich weiß. Auf den ersten Blick fällt bei ihnen auf, daß sie nicht wie doch sonst alle anderen Verba in

der ersten und dritten Person Singular des Präsens eine Endung aufweisen. Solche Endungslosigkeit begegnet sonst nur im Präteritum des starken Verbs, und hier liegt denn auch die Lösung des Rätsels: diese sechs von uns in der Bedeutung von Präsentien gebrauchten Formen sind ursprünglich Präterita gewesen: man nennt sie deshalb Präteritopräsentia. Diese Erscheinung, daß ein Verbum im Präsens verloren geht und nur das Perfekt mit präsentischer Bedeutung bestehen bleibt, kennt auch das Lateinische und Griechische, vergl. coepi, novi, odi; *οἶδα*. Dem griechischen *οἶδα* entspricht ganz genau das deutsche weiz. Es hat hier der oben (S. 105) dargelegte Bedeutungswandel, die Vertauschung von Ursache und Folge stattgefunden; weiz hieß wohl ursprünglich ich habe gesehen und ließe ein Präsens ich wîze erwarten, nach Anleitung unseres Typus III; weiß gewährt den einzigen neuhochdeutschen Rest der alten Präterialform dieser Ablautsreihe, denn meit, treip, schreip rc. sind ja durch Analogiebildungen ersetzt worden. Ich muß, mittelhochdeutsch muoz gehört zum Typus tragen; zu ich kann, darf, mag, soll (aus althochdeutschen skal) wären nach unseren Typen IIb und IIc alte Präsentia wie kinnan, derfan, megan, skelan zu erschließen. Nachdem bei den ursprünglichen Perfekten die Beziehung auf die Vergangenheit völlig vergessen worden war, bildete sich zur Bezeichnung des Präteritums neben ihnen ein neues System von Formen, die den Präteriten der schwachen Verben entsprachen.

Nicht nur zwei verschiedene Arten von Flexionen, sondern zwei verschiedene Stämme sind gemischt bei den Verben gehen und stehen. Schon das Präsens zeigt in der älteren Sprache Doppelformen: mittelhochdeutsch gên und gân, stên und stân: aus den Formen mit â erklärt sich niederdeutsch gahn, stahn und die heutigen oberdeutschen Formen goh und stoh. Das Präteritum von gehen ist gebildet, als ob das Präsens gangen lautete, vgl. fangen — fieng; ein solches Präsens hat in der That ursprünglich existiert und ist noch jetzt dialektisch

in einzelnen Formen erhalten. Von stên lautete im Mittelhochdeutschen das Präteritum ich stuont, zu einem ebenfalls noch jetzt dialektisch bewahrten standen, also nach dem Typus trage — truoc. Ich stund — wir stunden ist aber jetzt nur noch in altertümlicher Rede im Gebrauch. Zuerst wurde daraus — nach dem Vorbilde des Typus bant — bunden (IIb S. 187) ich stand — wir stunden, und als sich dann in diesem Typus der Ausgleich zwischen dem Singular und dem Plural des Präteritums vollzog, traf dieser Vorgang natürlich auch stand — stunden. Auf niederdeutschem Gebiet hat eine andere Analogiewirkung stattgefunden: nach stân — stunt bildete sich dort zu gân ein gung und zu fangen ein fung, wie die Formen noch jetzt bei Fritz Reuter lauten.

Etwas anders liegen die Verhältnisse bei thun — that. Das Präteritum des althochdeutschen tuon lautete teta. Hier ist te Reduplikationssilbe und ta der eigentliche Stamm, der ursprünglich wohl die gleiche Form hatte wie der Präsensstamm. Die vorliegende Abweichung ist nur dadurch entstanden, daß im Präteritum der Stamm in unbetonter Silbe stand und hier einer Schwächung unterlag. Aus teta wurde mittelhochdeutsch tete, und dies ist die alterthümliche Form thät, die im Volkslied und bei Uhland mehrfach begegnet. Zu jenem teta lautete der Plural: tâtun, — eine schwer erklärbare Form —, = neuhochdeutsch thaten; zu diesem Plural ist im Neuhochdeutschen ein neuer Singular that gebildet worden.

Nicht weniger als drei verschiedene Wurzeln sind in dem Paradigma des Zeitworts sein zusammengetreten: eine, die mit b anlautet und die der lateinischen Wurzel in fui, fore, futurum esse entspricht: in bin, bist; eine Wurzel es, die in lateinischem est, eram für esam steckt: in er ist, und eine verkürzte Form s dieser selben Wurzel in sind, sei, vgl. lateinisch sunt — sim; endlich eine Wurzel wes, die im Lateinischen keine Entsprechung besitzt: dazu gehört das Präteritum, mittelhochdeutsch ich was — wir wâren (die alte Form ich was

noch im Liede: „so dir geschenkt ein Röslein was“), ferner der substantivische Infinitiv das Wesen und die alten Partizipien in abwesend, anwesend.

Schließlich ist noch ein Punkt in der Bildung des Participiums Präteriti zu besprechen. Wir sagen gezeugt — aber bezeugt, er ist alt geworden, aber er ist geschlagen worden: welche Bewandtnis hat es mit diesem ge-? Von Hause aus besitzt das Partizipium überhaupt kein Präfix: es heißt gotisch binda = ich binde, bundans = gebunden. Nun gab es in der alten Sprache eine große Anzahl von Zeitwörtern, neben denen Komposita der gleichen Stämme mit den Präfix ge- standen, wie wir noch jetzt neben bieten ein gebieten, neben brauchen ein gebrauchen, neben leiten ein geleiten besitzen. Der Bedeutungsunterschied der nebeneinander stehenden Wörter war kaum viel mehr als ein gradueller: das Präfix ge diente der Verstärkung, bezeichnete die Vollendung der Thätigkeit. Begreiflicherweise wurde die so zusammengesetzte Form besonders häufig im Partizipium Präteriti angewendet, und so erschien die Silbe ge- nach und nach als charakteristisch für diese Form. Eine große Gruppe von Verben blieb jedoch frei von dieser Vorsilbe: das sind die Verba, die schon mit einem Präfix untrennbar verbunden sind. Der Grund liegt auf der Hand. Es widerstrebt dem Deutschen, solche Präfixkomposita wieder mit Präfixen zusammenzusetzen, und wenn es neben beleben kein gebeleben, kein geverstehn neben verstehn, kein gezerreißen neben zerreißen gab, so konnte natürlich auch kein gebelebt, geverstanden sich entwickeln. Von einfachen Verben haben sich nur wenige Participia ohne ge erhalten, abgesehen von dem schon erwähnten worden: neben geschaffen steht rechtschaffen, neben getrunken das Adjektiv trunken; neben gelassen steht ich habe ihn kommen lassen, wo uns jetzt das alte Partizip, eben wegen des Fehlers von ge-, wie ein Infinitiv vorkommt.

Fünfter Abschnitt.

Die Syntax des Neuhochdeutschen.

Die Syntax ist, wenn man von den Fragen der Wortstellung und Satzstellung absieht, ihrem Wesen nach nichts anderes als ein Abschnitt der Bedeutungslehre. Ob bei einer Präposition der oder jener Kasus steht, hängt ab von der Bedeutung jener Kasus; ob bei bestimmten Verben im abhängigen Satz ein Indikativ oder Konjunktiv zur Verwendung kommt, das wird bedingt durch die allgemeinen Bedeutungsunterschiede zwischen beiden Formen des Verbums; daß man sagt: eine fromme Frau und nicht eine frommer Frau hat seinen Grund darin, daß man von jeher gewohnt war, mit einem Nominativ frommer die Vorstellung eines männlichen Wesens zu verbinden. Die Bedeutung der verschiedenen Formen eines Wortes wechselt mit den verschiedenen Endungen desselben; man kann daher das meiste von dem, was in den gewöhnlichen Schulgrammatiken als Syntax erscheint, bezeichnen als Lehre von der Bedeutung der Flexionssilben, während in unserem früheren Kapitel über die Veränderung der Bedeutungen es sich stets um die Bedeutung der Stammsilbe handelte. Aber auch von jenen Wandlungen in der Bedeutung der Stammsilbe fällt einiges in den Bereich der Syntax: alle die Veränderungen, welche die Folge haben, daß ein Wort heraustritt aus der Wortklasse, in die es nach dem System der Grammatiker ursprünglich gehört. Wenn ein Adjektiv substantiviert wird, wenn z. B. unser Fürst ursprünglich Superlativ zu vor war und lediglich der erste bedeutete, so ist das nichts anderes als wenn die allgemeine Bezeichnung Korn auf eine ganz bestimmte Getreideart angewendet wird. Wenn etwa aus dem Substantiv Mann das unbestimmte Pronomen man hervorgegangen ist, so ist der Vorgang der gleiche, wie wenn etwa scheinen seine ursprüngliche

Bedeutung glänzen zu derjenigen von „einen gewissen Eindruck machen" abgeschwächt hat.

I. Die Wortklassen.

Die ursprünglichsten Wortklassen bilden die Substantive und Adjektive, die Zahlwörter, die Pronomia, die Verba; keine dieser vier Klassen läßt sich bei dem Stand unserer Kenntnisse auf eine andere zurückführen. Substantive und Adjektive bilden nur eine Klasse: ursprünglich bezeichnet jedes Substantiv nichts anderes als eine einzelne einem Gegenstande beigelegte Eigenschaft, und fort und fort werden ja neue Substantive aus Adjektiven gebildet. Viel seltener ist der Fall, daß umgekehrt Substantive den Charakter von Adjektiven annehmen. In den wenigen Beispielen, die sich aus dem Neuhochdeutschen beibringen lassen, wie feind, noth, schade, schuld ist der substantivische Ursprung noch deutlich daran zu erkennen, daß sie nicht attributiv verwendet werden können und keinen Komparativ besitzen. Zwischen den Klassen des Verbs einerseits und den drei übrigen Klassen anderseits scheinen keinerlei Übergänge zu bestehen. Wohl aber giebt es einzelne Pronomina, die aus einer andern Klasse übergetreten sind: man aus Mann wurde bereits erwähnt; jemand, niemand sind Zusammensetzungen der Adverbia je und nie mit Mann; jeglicher ist eine Verbindung von je mit dem Adjektiv gleich; im älteren Neuhochdeutschen ist das Adverbium sô vielfach als Relativpronomen verwendet. Auch innerhalb der Klasse der Pronominen sind nicht alle Arten gleich ursprünglich. Welcher, wer und was haben neben ihrer fragenden in der gewöhnlichen Rede auch unbestimmte Bedeutung, = etwelcher, etwas, wie auch dem griechischen τίς, dem lateinischen quis beide Bedeutungen zukommen, und zwar ist gewiß die Verwendung in der Frage nicht das Uranfängliche: wenn wir zu jemand sagen „du suchst etwas", so wollen wir ihm damit nahelegen, uns den Gegenstand seines Suchens mitzuteilen, es kann also geradezu der Sinn einer Frage darin

liegen. Ebenso wenig ursprünglich sind unsere Relativpronomina: wie noch jetzt die gemeine Rede sich wesentlich in lauter selbständigen Sätzen bewegt, so geht überhaupt jede Über- und Unterordnung von Sätzen auf eine ursprüngliche Beiordnung zurück; alle Wörter, die jetzt den Zwecken der Satzverbindung dienen, müssen ursprünglich eine andere Bedeutung gehabt haben. So ist das Relativpronomen der, die, das ursprünglich lediglich hinweisend gewesen. Ein Satz wie: „es war der, der gepredigt hat" lautete althochdeutsch: iz was, der bredigota, und dies muß früher einmal geheißen haben: „es war der — er hat gepredigt", und noch früher, wo das Pronomen er beim Verbum noch überflüssig war: „das war der — hat gepredigt" — iz was der — bredigota. Das Pronomen stand also hier ursprünglich am Ende des ersten, nicht am Anfang des zweiten Satzes. Als später beim Verbum das Subjekt besonders bezeichnet werden mußte, ergab sich die Auffassung, als ob der zum folgenden Verbum gehöre. Und ein Satz, wie: „das ist der Mensch, der mich geschlagen hat", lautete vor Zeiten: „das ist der Mensch, der hat mich geschlagen". Hier gehörte also das Relativpronomen von vornherein dem Satze an, in dem wir es jetzt antreffen, und wir haben somit zweifachen Ausgangspunkt für das relative der anzunehmen. In etwas anderer Weise sind auch in neuhochdeutscher Zeit die Relative wer — was, welcher, aus dem Fragepronomen hervorgegangen.

Die Adverbia sind, so weit sich ihr Ursprung erkennen läßt, zum größten Teil erstarrte Kasusformen, und zwar sind in ihnen häufig solche Bedeutungen der Kasus bewahrt, die beim Nomen oder Pronomen selbst nicht mehr lebendig sind. So steckt ein Genitiv der Art und Weise in einst, das = mittelhochdeutsch eines, also Genitiv von ein; in flux, eigentlich Fluges, im Fluge; in mittelst für mittels, zu das Mittel. Ein Dativ Pluralis liegt vor in allenthalben, = allen halben, vom Substantiv althochdeutsch halba die Seite; ebenso ist weiland ursprünglich wilen, Dativ Plural von wile,

Weile, Zeit. Akkusativisch endlich sind je und nie, = althochdeutsch io und nio aus ni — io; io oder älter eo entspricht einem gotischen aiw, und dies ist Akkusativ Singular von aiws die Zeit (vgl. αἰών, lat. aevum). Unser nicht, althochdeutsch niowiht ist zusammengesetzt aus nio und dem Nominativ bezw. Akkusativ von wiht das Ding. Ein Rest des substantivischen Charakters von wiht liegt noch vor in der Redensart: „hier ist seines Bleibens nicht", wo Bleibens alter partitiver Genitiv ist.

In enger Verbindung mit den Adverbien stehen die Präpositionen. Noch jetzt besitzen wir zahlreiche Beispiele dafür, daß beide Bedeutungen in demselben Wort vereinigt sind, vgl. durch — hindurch — durchgegangen, um — darum — umgefallen, wider — dawider — widerreden 2c. Und zwar lehrt die geschichtliche Betrachtung, daß hier überall die adverbiale Bedeutung die ursprüngliche ist. In früheren Zeiten der Sprache bedurfte man überhaupt keiner Präpositionen; die Kasus allein genügten, um die verschiedensten Beziehungen auszudrücken. Ein Übergangsstadium zwischen Adverbium und Präposition liegt vor in Ausdrücken wie den Tag über, die Nacht durch. Bei manchen Präpositionen läßt sich noch innerhalb der jüngsten Perioden ganz deutlich ihre Entstehung aus anderen Wortarten verfolgen. Die Präposition zu ist noch im 9. Jahrhundert ausschließlich Adverb gewesen; kraft, laut, wegen haben sich erst seit dem Mittelhochdeutschen gebildet aus den dativischen Verbindungen in Kraft, nach Laut, von — Wegen (Dativ Plural von der Weg).

Ihrerseits wiederum haben Präpositionen in Verbindung mit bestimmten Kasusformen Adverbia bilden helfen. entlang, entzwei ist ursprünglich in lang, in zwei; neben ist in eben; überall ist so viel als über alles; sintemal geht zurück auf sint dem Mal, = seit dem Mal, seit der Zeit.

Wie die Präpositionen, so sind auch die Konjunktionen eine Klasse von Wörtern, nach denen sich erst nach und nach im Leben der Sprache ein Bedürfnis herausgestellt hat. Noch heute

hat die gemeine Rede sehr geringe Verwendung für solche Hilfsmittel; das gleiche gilt für die poetische Rede und für die Rede des Affektes, die, man möchte sagen durch eine Art von Atavismus wieder einem früheren Naturzustand nahe kommen. So konnte man noch althochdeutsch für sie stand und weinte sagen: stuont weinota.

Die bei der Beiordnung verwendeten Konjunktionen leiten sich aus Pronominen oder aus Adverbien her. Sie haben entweder die Aufgabe, auf einen folgenden Satz vorauszudeuten, oder auf einen vorhergehenden zurückzuweisen. Manche Konjunktionen lassen sich für beide Zwecke verwenden, z. B. so, das ursprünglich Adverbium; wenn wir sagen: „so ist die Sache vor sich gegangen," so kann der Bericht selbst vorangegangen sein, oder auch nachfolgen. Auch die Pronomina der, dieser, jener gehören hierher; sie bezeichnen ursprünglich lediglich etwas, auf das man unmittelbar physisch hinzuweisen vermag: jetzt können sie in rein geistiger Weise auf das in der Rede vorhergegangene oder nachfolgende hindeuten. Nicht bald nach vorwärts, bald nach rückwärts, sondern gleichzeitig nach beiden Richtungen weisen die Partikeln, die etwas einräumen und damit zugleich einen Widerspruch, eine Einschränkung in Aussicht stellen. Es sind lauter Wörter, die ursprünglich der Versicherung, der Bekräftigung dienen: gewiß, allerdings, ja, wohl, freilich (vgl. ja freilich) und zwar (= mittelhochdeutsch ze wâre in Wahrheit). Nur nach vorwärts zeigen entweder und weder. Entweder ist entstanden aus ein weder, = eines von beiden: „er wollte entweder siegen oder sterben" ist eigentlich: er wollte eines von beiden: siegen oder sterben. Weder geht zurück auf ne — weder; „weder heiß noch kalt" bedeutet ursprünglich „keines von beiden: heiß noch kalt." Nur nach rückwärts deutet das Pronomen er, sie, es; eine andere als die konjunktionelle Bedeutung hat es überhaupt nirgendswo in der deutschen Sprache, soweit es nicht die Pronomina der ersten und zweiten Person vertritt (s. oben S. 91). Rückwärts zeigende Adverbien sind z. B. aber und

sondern. Aber bedeutet ursprünglich nochmals (vgl. aber und aber, abermals); wenn jemand eine Handlung eines andern wiederholt oder wenn er wieder spricht, nachdem ein anderer gesprochen, so ist sehr häufig der Grund der, daß er sich zu jenem im Gegensatze befindet; wie nahe diese Anschauung liegt, zeigen auch die Ausdrücke entgegnen = antworten, und Wortwechsel = Zank. sondern hängt natürlich mit besonders zusammen und bedeutet: ausgenommen. Ursprünglich wurde wohl kein völlig reiner Gegensatz damit eingeleitet; sondern nachdem die allgemeine Gültigkeit eines Urteils geleugnet worden, wird zugegeben, daß es in einem einzelnen Falle zutrifft: „nur das ist richtig" und „das aber ist richtig" sind ziemlich gleichbedeutende Sätze.

Aus solchen beiordnenden Konjunktionen ist dann ein großer Teil der unterordnenden hervorgegangen. Nicht dem Nebensatze, den sie jetzt einleitet, sondern dem Hauptsatze gehört ursprünglich an die Konjunktion daß. „Ich weiß, daß er lebt" ist ursprünglich „ich weiß das: er lebt"; „ich wünsche, daß er komme" = „ich wünsche das: er komme." Im Nebensatze als rückweisendes Adverb stand von Anfang an die Konjunktion ehe, wenigstens soweit sie auf einen negativen Hauptsatz folgt; „ich kehre nicht heim, ehe ich ihn finde" geht zurück auf „ich kehre nicht heim: ehe (= vorher) finde ich ihn." Anders liegt die Sache bei einem positiven Hauptsatze. In der älteren Sprache steht danach im Nebensatze der Konjunktiv; die Worte Christi an Petrus würden also lauten: du lougenst mîn, ê danne der han kraeje. Das hätte in der Form der Beiordnung wohl so gelautet: „du verleugnest mich vorher, dann wird (oder dann mag) der Hahn krähen." Daß auch für das Relativpronomen der ein doppelter Ausgangspunkt anzunehmen ist, haben wir vorhin gesehen. Um übrigens die Umwandelung solcher selbständigen Sätze in Nebensätze begreifen zu können, muß man bedenken, daß die Wortstellung, die uns jetzt nur im Nebensatze geläufig ist, früher auch im Hauptsatze möglich war.

Bei einzelnen Konjunktionen ist es zum Verständnis ihrer Entwickelung nicht genügend, vom zweigliedrigen Satze auszugehen, sondern sie können sich nur bei mindestens drei selbständigen Sätzen ausgebildet haben. „Da Herodes sah, daß er betrogen war, ward er zornig," hätte in der Form der Beiordnung vor Zeiten so gelautet: „da sah Herodes, daß er betrogen war; er ward zornig," und da am Anfang des ersten Satzes wies zurück auf das vorher erzählte. Ebenso erklärt sich das kausale nun; „nun dem so ist, so wollen wir" war ursprünglich: „nun ist dem so; so wollen wir ..," und dem nun mußte notwendig irgend ein Satz vorausgegangen sein. Auch seit, indem, nachdem sind auf solche Weise entstanden, indem und nachdem erst in neuhochdeutscher Zeit.

Eine ganze Klasse von Konjunktionen aber der Unterordnung hat niemals beigeordnete Sätze verbunden; überhaupt kommt ihnen an sich keine verbindende Kraft zu: sie haben nur durch Zufall diese Rolle erhalten, durch den Zufall, daß sie am Anfang eines Satzes standen, der später sich zu einem untergeordneten Satze entwickelte. Hierher gehören besonders die Pronomina, die den abhängigen Fragesatz einleiten. „Er fragt, was vorgeht" ist entstanden aus „er fragt: was geht vor." Ferner die Konjunktion ob, die in der älteren Sprache nicht nur Fragesätze einleitet, sondern auch wenn bedeutet. Beidem liegt ein und dieselbe Anschauung zu Grunde: ob war einst wohl ein Adverb mit der Bedeutung vielleicht, etwa. „Wenn du Gott bist, so sage es uns" (= mittelhochdeutsch obe du got bist) ließe sich noch heute auch so ausdrücken: „vielleicht bist du Gott: so sage es uns," und wiederum liegt auf der Hand, daß dies ziemlich gleichbedeutend ist mit: „sage uns, ob du Gott bist." Dagegen in obgleich, obschon, obwohl geht ob nicht unmittelbar auf die Bedeutung des Adverbs zurück, sondern die einräumende Bedeutung ist erst aus der bedingenden hervorgegangen; der gleiche Wandel liegt ja in auch wenn, wenn auch, wenn gleich, wenn schon vor.

Vereinzelt steht die Konjunktion geschweige daß da; geschweige ist ursprünglich ein ganzer Satz, die erste Person Sgl. des veralteten Zeitwortes geschweigen: ich schweige davon, daß.

Die jüngste unter allen Wortgattungen bildet der Artikel. In indogermanischer Zeit hat er überhaupt noch nicht bestanden, und das Gotische kennt zwar den bestimmten, aber keinen unbestimmten Artikel; dieser tritt erst im Althochdeutschen auf. Der bestimmte Artikel ist entstanden aus dem satzverbindenden Pronomen der, die, das. Der Mann hieß ursprünglich so viel als jener Mann, nämlich von dem vorhin die Rede war oder nachher die Rede sein wird: erst nach und nach hat sich daraus der Brauch entwickelt, überhaupt etwas bekanntes damit zu bezeichnen. Der unbestimmte Artikel geht zurück auf das Zahlwort ein oder richtiger gesagt ist identisch mit demselben, denn eine wesentliche Bedeutungsverschiedenheit besteht nicht. Nur eines ist mit der Zeit in den Artikel hineingelegt worden: man könnte ihn als das Gegenteil einer Konjunktion bezeichnen; er sagt, daß der betreffende Gegenstand mit dem Vorausgegangenen in keinerlei Verbindung steht.

Als letzte Wortklasse pflegen in den Grammatiken die Interjektionen aufgezählt zu werden. Ihrer Bedeutung nach sind diese aber nicht einzelne Wörter, sondern ganze Sätze. Au! sagt ungefähr soviel als „du thust mir weh“, ah! soviel als „wie schön ist das.“ So sind denn die Interjektionen in ihrer Bedeutung auf eine Linie zu stellen mit den Fällen, wo wir aus ganzen Sätzen beim Sprechen nur einzelne Wörter herausnehmen, weil das übrige sich leicht ergänzen läßt, z. B. endlich! still! traun! (= mittelhochdeutsch triuwen, in Treuen, in Wahrheit) ja und nein: ja bedeutet ursprünglich wohl nichts anderes als das (ist so), wie auch oc, das provencalische Wort für ja, aus lateinisch hoc entstanden ist; nein ist gleich ni ein, nicht eines.

II. Die Bedeutung der Flexionsformen.

a. Das Nomen.

Die indogermanische Zeit besaß außer Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ (und Vokativ) noch einen Ablativ wie das Lateinische, einen Lokativ und einen Instrumentalis. Ablativ und Lokativ sind am frühesten untergegangen, schon in urgermanischer Zeit, und die übrig gebliebenen Kasus mußten deren frühere Aufgabe mit vertreten. Der Instrumentalis ist zwar schon dem Gotischen fremd, aber in den älteren Stufen der westgermanischen Sprachen noch erhalten, freilich nur im Singular. Als auch dieser verloren ging, erfolgte eine neue Belastung der noch fortbestehenden Kasus. Der Akkusativ ist allerdings von aller Vermischung freigeblieben; der Genitiv hat vielleicht ein Stückchen des Ablativ in sich aufgenommen; der Dativ ist das große Sammelbecken, in dem Bedeutungen der verschiedensten Art zusammengeflossen sind. Echter alter Dativ liegt vor z. B. in „einem etwas geben“; nach den Präpositionen aus, von vertritt der Dativ den alten Ablativ; auf, bei, in hatte vor Alters den Lokativ nach sich; mit forderte den Instrumentalis. Neben der Bereicherung, welche auf solche Weise einzelne Kasus in ihrer Bedeutung erfahren, haben sie aber auch zahlreiche Verluste erlitten. Der wichtigste betrifft Dativ und Akkusativ. Der Dativ, bezw. die von ihm vertretenen Kasus, wie der Akkusativ waren in indogermanischer Zeit im stande, ohne weitere Hilfe verschiedene lokale Beziehungen zu bezeichnen. Mit der Zeit hat man, als die Bedeutungen der Kasus immer mannigfaltiger wurden, lokale Adverbia zugesetzt, um die einzelnen Funktionen wieder schärfer hervortreten zu lassen, und aus diesen Adverbien sind weiterhin die Präpositionen entstanden (s. oben S. 199). In der Zeit, wo wir zuerst Denkmälern der deutschen Sprache begegnen, ist dieser Vorgang schon fast abgeschlossen; fast nur der Instrumentalis kann eine Zeitlang noch der Präposition entraten. So heißt es im Heliand, der bekannten alt-

sächsischen Dichtung aus dem ersten Drittel des 9. Jahrhunderts: frostu bifangan vom Frost umfangen, thurstu endi hungru bithwungan, von Durst und Hunger bezwungen. Etwas ähnliches ganz vereinzelt beim Akkusativ: im Mittelhochdeutschen sagt man noch: er fuor walt unde berc, zog durch Wald und Berg. Innerhalb der durch Denkmäler belegten Entwickelung der deutschen Sprache ist es hauptsächlich der Genitiv gewesen, der Einbußen erlitten hat. So ist uns der Genitiv der Art und Weise abhanden gekommen; einige Reste nur leben noch in adverbialen Ausdrücken (s. S. 198). Während Luther noch sagen konnte: „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“, so muß es jetzt heißen: was dem Kaiser, was Gott zukommt, gehört; nur in Redensarten wie „sind Sie des Teufels“ ist die alte Weise noch bewahrt. Ein anderer Rest einer früheren freieren Verwendung liegt vor in der Redensart: sich Rats erholen; in der Poesie erscheint diese Konstruktion noch öfter: „es schenkte der Böhme des perlenden Weins“. Es klingt uns jetzt altertümlich, nach ermangeln, erwähnen, genießen den Genitiv statt des Akkusativs zu sehen; wir sagen jetzt ein Glas Wasser, ein Stück Brot statt des mittelhochdeutschen ein glas wassers, ein stücke brôtes. In den beiden zuletzt erwähnten Fällen läßt sich für den syntaktischen Wandel ein ganz bestimmter äußerer Anlaß angeben: er liegt in einer formalen Veränderung. Unser Pronomen es lautete mittelhochdeutsch ez, der Genitiv davon es, und es hieß ich bin es sat, es müede mit genitivischer Konstruktion. Ebenso enthält etwas gutes, nichts gutes ursprünglich einen Genitiv: mittelhochdeutsch etewaz guotes, niht schoenes, während Nominativ und Akkusativ guotez, schoenez lauteten. Im Ausgang der mittelhochdeutschen Zeit nun fielen die beiden Laute s und z in der Aussprache zusammen; jene Genitive sahen also genau so aus, wie der zugehörige Akkusativ und Nominativ und wurden vom Sprachgefühl auch schließlich wie einer dieser Kasus aufgefaßt. Dazu kam, daß noch in einigen anderen Fällen der Genitiv sich

im Neuhochdeutschen nicht mehr von Nominativ und Akkusativ unterscheidet. So wurde denn nach es genießen, wo man einen Akkusativ zu sehen glaubte, auch gebildet das Glück genießen, nach etwas gutes auch etwas Brot, ein Stück Brot.

In den heutigen deutschen Dialekten ist der Genitiv fast gänzlich untergegangen. Der hauptsächlichste Rest sind noch die scheinbaren Plurale wie Pfarrers oder 's Pfarrers, Müllers oder 's Müllers, die die Familie des Pfarrers, des Müllers bezeichnen. Ferner die scheinbaren Adjektive in Ausdrücken wie Basler Leckerli, Münchner Kindl, Wiener Würste. Wir haben es hier mit alten Genitiven des Plurals von Personenbezeichnungen zu thun; die ebengenannten Dinge sind eigentlich die Leckerli der Basler, das Kindl der Münchener, die Würste der Wiener. Diese Wortverbindungen gehen in ältere Zeit zurück, wo es noch möglich war, einen Genitiv ohne Artikel dem übergeordneten Substantiv vorausgehen zu lassen. An die Stelle des Genitivs ist sonst entweder die Umschreibung mit von getreten: „vom Menschelebe soll der dornig Freudebaum ein Abbild sy“ (Hebel) = ein Abbild des Menschenlebens. Diese Umschreibung, die schon in althochdeutscher Zeit eintritt, ging wahrscheinlich aus vom partitiven Genitiv. Er izzet des brôtes und er izzet von dem brôte waren ziemlich gleichbedeutend; nachdem man sich in solchen Fällen an die Gleichwertigkeit beider Ausdrucksweisen gewöhnt hatte, trat die ablativische Wendung auch ein, wo von einem Ausgangspunkt einer Thätigkeit keine Rede mehr sein konnte. Oder aber der Genitiv wird durch eine Art von possessivem Dativ ersetzt: meinem Vater sein Haus. Dieses ist ein echter alter Dativ; derselbe stand ursprünglich nicht bei dem Substantiv, sondern bei dem Verbum. Statt „meines Vaters Haus hat er gekauft“ konnte man auch sagen: „meinem Vater hat er sein Haus abgekauft“ oder mit anderer Wortstellung: „er hat meinem Vater sein Haus abgekauft“, wo der Dativ zum folgenden Substantiv in enge Beziehung tritt, weil daneben die Verbindung „meines Vaters

Haus“ dem Geiste vorschwebt. So wird denn nach diesem Muster auch gesagt: „er hat meinen Vater sein Haus gekauft“, wo der Dativ sich nicht mehr in Verbindung mit dem Verbum bringen läßt.

Auf niederdeutschem Gebiete sind leichte Ansätze zu einer Verdrängung auch des Dativs bemerklich; statt seiner tritt gelegentlich an mit dem Akkusativ ein, wie dies im Niederländischen nicht selten geschieht und in den romanischen Sprachen durchgängig geschehen ist (französisch à = lateinisch ad). So heißt es z. B. bei Fritz Reuter: „au Lowise kunn sei von ehren Fund nicks nich seggen.“

Wenn man die Endungen des Nomens bloß in bezug auf ihre kasuelle Bedeutung betrachtet, besteht kein Unterschied zwischen Substantiv und Adjektiv. Bei dem letzteren aber fallen die verschiedenen Endungen nicht bloß mit den verschiedenen Kasus zusammen, sie besitzen vielmehr noch eine besondere Schattierung der Bedeutung, die dem Substantiv fremd ist. Das Adjektiv hat zweierlei Endungen, die sogenannten starken und die schwachen (konsonantischen), und daneben steht noch eine unflektierte Form, d. h. eigentlich eine Form, die ihre Flexionsendung verloren hat (s. oben S. 180). Die schwachen Endungen haben bestimmte Bedeutung, d. h. sie legen die Eigenschaft einem bestimmten Individuum bei, stehen also nach dem bestimmten Artikel und verwandten Fürwörtern. Dagegen die starke Flexion bezeichnet Eigenschaften eines nicht näher bestimmten Wesens und wird mit dem unbestimmten Artikel und seinesgleichen verbunden. Die unflektierte Form ist neutral, sie kann beide Bedeutungen haben. Sie wird heute nur noch als Prädikat verwendet. Der Stand der Dinge ist aber nicht immer der gleiche gewesen. Die unflektierte Form konnte auch attributiv verwendet werden. Einmal dem Substantiv nachgestellt, wie wir sie noch heute in altertümlicher Rede verwenden: Röslein rot; sodann aber auch zwischen Artikel und Substantiv: ein guot kind, daz wilt swîn. Daraus erklärt es sich, daß wir heute so viele Komposita

besitzen, deren erstes Glied ein Adjektiv ist: Gelbschnabel, Grünspecht, Rundkopf, Wildschwein ꝛc. Umgekehrt wurde in altdeutscher Zeit die starke Form auch im Prädikat verwendet: daz glas ist vollez = das Glas ist voll, und im Attribut auch dann, wenn es dem Substantiv nachstand: ein Glas voll Wasser konnte im Mittelhochdeutschen auch heißen: ein glas vollez wazzers. Daraus erklärt sich die seltsame neuhochdeutsche Ausdrucksweise: eine Schüssel voller Kirschen. voller ist ursprünglich Nominativ des Singularis des Maskulins; es hieß also ganz richtig etwa: ein tisch voller kirschen, plenus cerisiarum. Als solche Nachstellung nicht mehr möglich war, faßte man in derartigen Verbindungen voller als Genitiv und wendet es jetzt nach Substantiven aller Geschlechter, bei Singularen und Pluralen an. Ähnlich erging es den alten Nominativen halber und selber, die jetzt fast adverbial gebraucht werden.

b. Das Verbum.

Bei den Formen des Zeitworts sind am wichtigsten ihre zeitliche und ihre modale Bedeutung. Es wiederholt sich hier die gleiche Erscheinung, wie beim Nomen: Erweiterungen und Verengerungen der Bedeutung gehen unabläßig nebeneinander her. Das Indogermanische besaß nicht weniger als vier bis fünf verschiedene Zeitformen: Präsens, Futurum, (Imperfektum), Aorist, Perfektum. Für diesen ganzen Reichtum stehen und standen dem Deutschen nur zwei einheitliche Formen zur Verfügung: das Präsens und ein Präteritum. Das Präsens vereinigte in der frühesten deutschen Zeit in sich die Bedeutungen der Gegenwart und des Futurums, dagegen konnte es nicht wie heutzutage in der Erzählung verwendet werden. Schon in althochdeutscher Zeit aber machte sich das Bedürfnis geltend, die Zukunft deutlicher zu bezeichnen; man bediente sich zu diesem Zwecke des Zeitwortes sollen, das man mit dem Infinitiv verband: ich scal (soll) lesan = ich werde lesen. Man drückte also das Bevorstehen eines Ereignisses dadurch aus, daß man erklärte,

sein Eintreten werde verlangt; es ist somit die Ursache gesetzt für die in der Regel daraus entspringende Folge (s. oben S. 105). Im Ende der mittelhochdeutschen Periode tritt eine andere Umschreibung auf, die einigermaßen futurischen Charakter besitzt: werden mit dem Partizip; er wirt sehende, konnte so gut gesagt werden als etwa: er wirt alt. Und daraus ist denn unsere heutige Ausdrucksweise entstanden. Nicht etwa durch Abwerfen der Partizipialendung, sondern man hatte sich in anderen Fällen daran gewöhnt, daß Partizip und Infinitiv als gleichwertig für einander eingesetzt werden konnten: er gât suochende, er kumt bitende ist ziemlich so viel als wenn es heißt: er gât suochen, kumt biten, er geht, kommt, um zu suchen, zu bitten.

Nachdem durch diese Entwickelung einer neuen Form für die Zukunft das Präsens einigermaßen erleichtert worden, war es eher möglich, diesem seinerseits neue Aufgaben zu überweisen: seit dem 15. Jahrhundert dient es auch in der Erzählung zur lebendigen Veranschaulichung des Geschehenen.

Das deutsche Präteritum, das seiner Form nach dem indogermanischen Perfektum entspricht (s. oben S. 186), vertritt in der ältesten Zeit das Imperfektum, den Aorist und das Perfektum des Indogermanischen. Seit der althochdeutschen Zeit aber beginnt es gerade diejenige Bedeutung, die ihm von Uranfang zukam, einzubüßen: Verbindungen von sein oder haben mit dem Partizipium Präteriti erhalten die Aufgabe, das Perfektum Präsens wiederzugeben, die Abgeschlossenheit der Handlung zu bezeichnen. Die Umschreibung mit sein ist ohne weiteres klar: ich bin gekommen ist so viel als ich bin ein gekommener. Diejenige mit haben ist nicht überall, wo sie sich heute findet, gleich ursprünglich. Sie konnte zuerst nur stehen bei Verben, die eines Passivs fähig waren: „er hat ihn gefunden" bedeutete „er hat ihn, besitzt ihn als einen Gefundenen"; die Ursache eines solchen Besitzens ist gewöhnlich die vorausgegangene Handlung des Findens: so konnte er hât gefunden als ziemlich gleichwertig betrachtet werden mit er fand, und nach diesem

Muster ließ sich denn auch neben er schlief ein er hat geschlafen bilden.

Die heutigen Dialekte haben die Geltung des Präteritums noch weiter eingeschränkt; auf dem gesamten Gebiete des Oberdeutschen besteht vom Präteritum nur noch der Konjunktiv; für den Indikativ sind die Umschreibungen mit haben und sein eingetreten, und zwar fällt der Beginn dieser Entwickelung in dieselbe Zeit, wie die Ausbildung des historischen Präsens, in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Ob die verschiedenen Zeitformen im Hauptsatz oder im Nebensatz stehen, bedingt keinen Unterschied in bezug auf ihre Anwendung. Anders liegt die Sache bei den Modi des Zeitwortes, wenn man den heutigen Zustand der Dinge ins Auge faßt. Ursprünglich geht ja jede Unterordnung auf eine Beiordnung zurück, und so sollte man denken, daß zwischen der Bedeutung der Modi im Hauptsatz und im Nebensatz nirgends ein Unterschied bestehen könne. Dem widersprechen die Thatsachen. Erstens ist im selbständigen Satze die eine oder die andere Gebrauchsweise verloren gegangen, die im Nebensatz noch fortlebt. Zweitens steht und stand im Nebensatze unter Umständen ein bestimmter Modus in Fällen, wo er im selbständigen Satze nie gestanden hätte: durch die Macht der Analogie entwickelte sich etwa da ein Konjunktiv als Zeichen der formalen Abhängigkeit, wo die Bedeutung des Satzes an sich einen Indikativ verlangen würde.

Das Deutsche besitzt, abgesehen von dem Imperativ, der eigentlich zu den Interjektionen gehört, und von Infinitiv und Partizip, die Nomina sind, nur zwei Modi, Indikativ und Konjunktiv. Der letztere entspricht formal dem griechischen Optativ: er grabe ist gotisch grabai = griechisch *γράφοι*; er vereinigt aber in sich die Bedeutung des griechischen Konjunktivs und Optativs. Da nun der indogermanische Optativ selber wieder doppelte Bedeutung, wünschende und vermutende, in sich faßt, so wäre von einer dreifachen Aufgabe des deutschen Konjunktivs

zu reden. Aber die wünschende Bedeutung des Optativs steht der auffordernden des Konjunktivs sehr nahe und läßt sich mit ihr gemeinsam betrachten, um so mehr, als innerhalb des Deutschen eine strenge Scheidung gar nicht durchzuführen ist; dem gegenüber steht nur, in völlig klarer Unterscheidung, die vermutende Bedeutung des Optativs.

Der Konjunktiv der Aufforderung und des Wunsches steht ebenso in Hauptsätzen: er gehe — gebe Gott — käme er doch — wie in Nebensätzen. Hier vor allen Dingen nach den Verben des Wünschens und Befehlens: ich befehle, daß er gehe. Und zwar war hier der Konjunktiv ursprünglich durchaus notwendig. Jetzt steht häufig auch der Indikativ, besonders wenn der Satz präsentisch gehalten ist: ich wünsche, daß er geht, aber: er wünschte, daß er ginge. Es hat hier die Analogie von Konstruktionen eingewirkt, wie ich höre, sehe, weiß, daß er kommt. Daß der Satz ich wünsche, daß er gehe, auf die Beiordnung ich wünsche das — er gehe zurückzuführen sei, hat sich uns schon bei Besprechung der Satzverbindung gezeigt (S. 201).

Ferner läßt sich auf einen auffordernden oder wünschenden Konjunktiv zurückführen der Konjunktiv in solchen Bedingungssätzen, die der Konjunktion entbehren. Käme er, er wäre willkommen geht zurück auf einen Satz: käme er (doch)! er wäre willkommen. Daß mit den Bedingungssätzen wieder die einräumenden im engsten Zusammenhang stehen, hat ebenfalls schon die Betrachtung der Konjunktionen dargethan: „sei dem auch so, ich bleibe dabei“ könnten wir noch jetzt auch so sprechen: sei dem auch so! ich bleibe dabei. Eine merkwürdige Wahrnehmung drängt sich uns auf bei Betrachtung unserer Beispiele: der geringe Unterschied, der sich zwischen der Bedeutung des Konjunktiv Präsens und des Konjunktivs der Vergangenheit geltend macht. Man sollte denken, der erstern Form müsse eine deutliche Beziehung auf das Präsens, der zweiten eine solche auf die Vergangenheit zukommen. Aber es scheint, daß weder im Indogermanischen, noch im Germanischen ein solcher zeitlicher

Unterschied zwischen Konjunktiv bezw. Optativ des Präsens und den gleichen Formen des Perfekts bestanden hat.

Was den potentialen Optativ betrifft, so tritt die vermutende Bedeutung nur noch in einer Verwendung deutlich zu Tage, nämlich in der hypothetischen Aussage. Hier steht überhaupt nur der Konjunktiv des Präteritums, mit deutlicher Beziehung auf die Gegenwart, und zwar im Hauptsatz wie im Nebensatz: „ich könnte es thun", „ich weiß, daß er es thun könnte" Durch eine eigentümliche Übertragung steht dieser hypothetische Konjunktiv gelegentlich auch dann, wo es sich um eine ganz bedingungslose Aussage handelt. Z. B. wenn wir an einem bestimmten Punkte angelangt sind, sagen wir wohl: „da wären wir." Der Gedanke ist etwa der: „da sind wir; es wäre schön, wenn wir schon weiter wären." Die Vorstellung des nachfolgenden Bedingungssatzes tritt ins Bewußtsein schon ein, während erst die Thatsache festgestellt wird, und verleiht dieser hypothetische Form.

Der potentiale Konjunktiv Präsens besteht nur noch im Nebensatze fort und zwar in der abhängigen Rede, d. h. im abhängigen Behauptungssatze und in der abhängigen Frage. *Er glaubt, daß es heiß sei, er fragt, ob es heiß sei* gehen zurück auf *er glaubt, es ist wohl heiß, er fragt, ist es vielleicht heiß*: *er sei* konnte in der ältesten Zeit des Deutschen auch im selbständigen Satze so viel als *er ist wohl* bedeuten. Es wechselt aber dieser Konjunktiv Präsens in der abhängigen Rede mit dem Konjunktiv Präteriti, ohne daß ein durchgehender Unterschied der Bedeutung bestünde. In der hochdeutschen Rede ziehen wir im Ganzen den Konjunktiv des Präsens vor; der Konjunktiv des Präteritums steht aber immer da, wo der Konjunktiv des Präsens sich von dessen Indikativ nicht deutlich unterscheiden würde, also bei den Formen des Plurals: es heißt also *er sagt — sagte, sie hätten das Fieber*, aber *er habe das Fieber* und daneben seltener *er hätte das Fieber*. In den Dialekten ist dies Schwanken beseitigt: die niederdeutschen und mittel-

deutschen Dialekte, sowie das Südfränkische und Ostfränkische und das Österreichische wählten den Konjunktiv Präteriti, das Alemannische und Bayrische den Konjunktiv des Präsens. Diese Abweichungen und diese Schwankungen gehen auf eine frühere feste Regel zurück, die mit der sogenannten consecutio temporum des Lateinischen übereinstimmt: bei präsentischer Fassung des Hauptsatzes steht im Altdeutschen im Nebensatz das Präsens, nach einem Präteritum muß wieder Präteritum erscheinen: er waenet, ez sî, aber er wânte, ez waere. Um diese Regel zu begreifen, muß man die Art ins Auge fassen, wie überhaupt die abhängige Rede entstanden ist. Unsere Oratio obliqua ist der einfachen volkstümlichen Rede fremd. Diese erzählt die Worte eines andern so, als ob die in ihr niedergelegten Wahrnehmungen vom Erzähler selbst gemacht worden seien. Wenn etwa Paris in der Iliade erklärt: „ich will alle die Schätze zurückgeben, die ich aus Argos mitgebracht", so lautet die Botschaft, welche dies den Achäern anmeldet, folgendermaßen: „Priamos gebot, den Ausspruch des Paris euch zu verkünden; er will alles zurückgeben, was er mitgebracht hat aus Argos." Nehmen wir also einen Satz wie den: „er bringt Botschaft, der Kaiser sei tot" (mittelhochdeutsch er bringet maere, daz der keiser tôt sî), so mußte derselbe in einer früheren Zeit ungefähr so lauten: „er bringt Botschaft; der Kaiser ist tot," und wenn das Ganze in die Vergangenheit verlegt wird (er brâhte maere, er waere tôt): „er brachte Botschaft; der Kaiser war tot." War nun der Inhalt der Botschaft in vermutende Form gekleidet, so trat statt des Indikativ Präsens der potentiale Optativ ein, der ja früher auch im selbständigen Satze Geltung hatte. Und nach dem Muster von bringet maere, er sî tôt konnte der Konjunktiv dann auch in die präteritale Fassung eindringen, aus er brâhte maere, er was tôt werden er brâhte maere, er waere tôt.

Aus dieser Entstehungsweise der abhängigen Rede erklärt sich auch — nebenbei bemerkt — die eigentümliche Erscheinung, daß in derselben die persönlichen Fürwörter der unabhängigen

Rede eine Verschiebung erleiden. Aus er wußte: „ich bin krank" wird er wußte, er waere krank, weil dieses ja zurückgeht auf er wußte es, er war krank, wofür wir sogar sagen können, er war krank; er wußte es.

Die altdeutsche Regel der Zeitfolge dauerte bis ins 15. Jahrhundert. Ins Schwanken geriet sie durch das Auftreten des erzählenden Präsens. Nach dieser Form mußte, rein äußerlich betrachtet, das Präsens stehen; nach ihrer Bedeutung verlangte sie das Präteritum. Und vom erzählenden Präsens ging dies Schwanken auch auf das gewöhnliche Präsens über und vom erzählenden Präsens auf das erzählende Präteritum.

Sechster Abschnitt.

Die Eigennamen.

Vom Standpunkt der reinen Theorie aus bedürfte es keines besonderen Abschnitts für die Behandlung der Eigennamen. Jeder Eigenname ist früher einmal ein gewöhnliches Nomen, Substantiv oder Adjektiv gewesen, unterliegt also denselben Gesetzen der Bildung und Veränderung, wie dieses. Und der Übergang vom Nennwort zum Eigennamen ist nichts anderes, als eine Einschränkung der Bedeutung, wie sie bei allem Wandel der Bedeutung sich findet (s. oben S. 97). Praktisch aber ergeben sich so viele Besonderheiten, die zum größten Teil in engem Zusammenhang mit dem Wesen der Eigennamen stehen, daß eine zusammenhängende Betrachtung sich doch empfiehlt.

I. Die Personennamen.

Unsere heutige Sitte, nach der jeder Mensch mindestens zwei Namen besitzt, einen Vor- und einen Zunamen, ist verhältnismäßig jung. Der alte Germane besaß in der Regel nur einen einzigen Namen. Und dieser war von ganz besonderer Beschaffen-

heit: er war nämlich stets ein aus zwei Gliedern zusammengesetztes Wort; eine Erscheinung, die auch dem Griechischen eigentümlich ist und sicherlich aus indogermanischer Zeit stammt. All die Eigenschaften, die man vom Mann verlangte, die die Frau schmückten, wurden mit dem Namen dem Kind als Angebinde mitgegeben. So ist Albert oder Albrecht = althochdeutsch Adalbrecht, der Adelsglänzende, Gerbert der Speerglänzende, Eckehart der Schwertesharte (Ecke = Schneide = Schwert), Friedrich = der Friedensmächtige, Gottschall = Gottesknecht (schalk = Knecht); Notburga ist die Burg, der Schutz in der Not, Sigelinde die Siegesschlange, Gertrud die dem Speer vertraute. Man liebt es, sich an der Kraft und dem poetischen Klang solcher altdeutschen Namen zu begeistern. Aber es wäre ein großer Irrtum zu glauben, daß den alten Deutschen selbst eine solche Poesie überall oder auch nur in dem größeren Teile der Namen zum Bewußtsein gekommen wäre, oder auch nur hätte kommen können. Vielfach nämlich waren die Wörter, welche Bestandteile der Eigennamen bildeten, in der lebendigen Sprache längst untergegangen; es ließ sich also keinerlei Bedeutung mehr mit ihnen verbinden. Was der erste Teil von Ingeborg, von Ingraban bedeute, wußten die alten Deutschen der historischen Zeit so wenig als wir. Daß in Anselm (= Anshelm), Ansgar, Oswald (= Answald) ein Wort ans, Gott stecke (vgl. die Asen der nordischen Mythologie) war ihnen gänzlich verborgen. Im ganzen freilich strebten die Alten danach, wenigstens eine gewisse Bedeutung mit ihren Namen zu verbinden. Denn solche, bei denen beide Bestandteile unverständlich geworden, sind selten; und ferner sind die verdunkelten Wörter weit seltener im zweiten Teile der Zusammensetzung als im ersten. Der zweite Teil ist aber, wie bei jeder Zusammensetzung, der Hauptträger der Bedeutung.

Es ist auch möglich, daß die beiden Stämme, aus denen die Eigennamen zusammengesetzt sind, noch Glieder der lebendigen Sprache bildeten, daß aber doch das Verständnis der Namen gehemmt war, wenn nämlich im Kompositum Assimulitionen,

Vokalschwächungen und andere Veränderungen eintraten, die dem einfachen Worte fremd bleiben mußten. Althochdeutschen Namen wie Liupolt (= Leopold) und Liutold (= Leuthold) war es nicht mehr anzusehen, daß sie aus Liut-bald volkskühn und Liut-wald volkswaltend entstanden waren. Ja sogar dann, wenn beide Bestandteile des Namens etymologisch völlig klar waren, konnte sich ein unverständliches Ganze ergeben, unverständlich auch für unsere sprachliche Forschung: Wolfram = althochdeutsch Wolfraban bedeutet Wolfrabe; das ergiebt schlechterdings keinen befriedigenden Sinn; in Hildegunde heißt der erste Teil Kampf und der zweite Teil wieder Kampf. Rutland (= Roland) wäre wörtlich Ruhmesland, und Kunigund Geschlechtskampf; die beiden letztgenannten Namen bieten zwar nicht schon in sich einen logischen Unsinn; aber wie kann ein Mensch als Ruhmesland oder als Geschlechtskampf bezeichnet werden? Die Erklärung liegt zu einem Teile in dem eben besprochenen Umstand, daß sehr häufig die einzelnen Glieder der Komposition unverständlich geworden waren. Dadurch mußte sich das Gefühl entwickeln, daß volle Bedeutsamkeit des Namens nicht notwendig sei, daß es genüge, wenn in neugebildeten Namen die Bestandteile der altüberlieferten irgendwie aufgenommen wurden. Es kam aber noch etwas anderes hinzu. Es bestand gewiß vielfach die Sitte, daß die Namen der Kinder gebildet wurden, indem man den einen Teil vom Namen des Vaters, den andern von dem der Mutter nahm. So könnte also z. B. Hildegund die Tochter eines Hildebrand, d. i. Kampfesschwertes und einer Gundrun (= Gudrun), d. i. einer Kampfeszauberin, sein. Auch dieser Sitte liegt offenbar wieder die Anschauung zu Grunde (s. oben S. 77 und 113), daß sachliche Zusammengehörigkeit ihren sprachlichen Ausdruck am besten in der Übereinstimmung der Laute findet. In einer mittelhochdeutschen Erzählung zieht Engeltrût einen Engelhard einem Dietrich vor, die beide um ihre Liebe werben, weil die Namen Engelhard und Engeltrût besser zusammenstimmen als Engeltrût und Dietrich.

Einen erheblichen Mangel hatten diese altdeutschen Namensbildungen: sie waren zu lang, zu unbequem für den alltäglichen Gebrauch. Sie mußten deshalb erhebliche Veränderungen über sich ergehen lassen. Wie wir heute aus Charlote Lotte machen, aus Elise Lise, aus Johannes Hans, aus Nikolaus Klaus, also nur die Silben beibehalten, die den stärksten Ton haben und beim Rufen fast allein vernommen werden, ebenso mußten sich die altdeutschen Namen starke Verkürzungen gefallen lassen. Die gekürzten Formen — man pflegt sie Koseformen zu nennen — sind auf doppelte Weise entstanden. Entweder ist einer der beiden Bestandteile, und zwar fast immer der zweite, ganz weggeworfen. Der übrig gebliebene Teil zeigt dann die Endungen o oder i. So wurde z. B. aus Ingraban ein Ingo; G. Freytag hat daher keinen glücklichen Griff gethan, als er mit Ingo und Ingraban zwei verschiedene Persönlichkeiten bezeichnete. Neben Kuonrat steht die gekürzte Form Kuno, neben Volcwart Folko. War das erste Glied des Namens schon selbst ein abgeleitetes Substantiv, so konnte in der Koseform auch noch das Suffix weggeworfen werden: von Ebarhard wurde gebildet Ebaro, Ebo; von Irminrich (= Ermenrich) ein Irmino, Irmo; von Raginbald ein Ragano und Rago. Die Endung i ist bis auf den heutigen Tag besonders im Alemannischen lebendig: hier wird aus Konrad Kuoni, aus Rudolf (hruotwolf, Ruhmwolf) Ruodi, aus Walther (Waltend-Heer) Wälti. Man kann nicht umgekehrt mit gleicher Bestimmtheit sagen: Wälti ist aus Walther entstanden, denn man sieht leicht, daß bei dieser Methode der Kürzung ein und dieselbe Koseform zu sehr verschiedenen Namen gehören kann. Gero z. B. ist Kürzung aus Gerbert (speerglänzend), Gerhard (speergewaltig), Gernot (Speer-Not), Gerwig (Speer-Kampf), Gerwin (Speerfreund) &c.

Weniger vieldeutige Gebilde entstehen bei der zweiten Art der Kürzung. Hier wird von dem zweiten Teile der Zusammensetzung noch der Anfangslaut mit in die Kürzung hineingenommen. So

geht aus Sigbald, Sigbert die Kürzung Sibo (aus Sigbo) hervor (= neuhochdeutsch Seib), aus Sigfried ein Siffo, (für Sigfo), aus Sigimar (siegberühmt) und Sigimund (Sieg-Hand) ein Simo.

Von den auf diese Weise gewonnenen gekürzten Formen werden nun wieder die allerverschiedensten Ableitungen gebildet, die wohl alle ursprünglich verkleinernde Bedeutung haben. Über das ganze deutsche Gebiet verbreitet sind die Suffixe -in und -ilo; wesentlich dem niederdeutschen Gebiet ist angehörig das Suffix -iko, dem oberdeutschen -izo, -zo; auch Doppelableitungen begegnen, Bildungen auf -ilîn, -ikîn, -liko, -zilo, -ziko, -zilîn. Von den mit diet, althochdeutsch diot Volk gebildeten Eigennamen ist Dioto die einfache Koseform. Davon ist z. B. abgeleitet: Diotin, Diotila (daraus die heutigen Namensformen Diedel, Thilo, Tilly, Till), Diotiko (heute z. B. Tiedge, Tieck, Deeke), Diozo (heute Dietze, Diez), Diotilîn, Diotikîn, Diozilo, Dioziko, Diozilîn.

Einzelne derartige Kürzungen sind ja noch heutzutage neben den Vollnamen lebendig, wie Fritz zu Friedrich, Heintz zu Heinrich, Kuntz zu Konrad, Utz zu Ulrich.

Neben diesen altgermanischen Stamm von Namen trat mit dem Eindringen des Christentums eine Fülle von ausländischen Namen, teils hebräischen, teils griechischen und lateinischen Ursprungs.

Diese Namen der Kalenderheiligen erfahren ganz ähnliche Verkürzungen und Verkleinerungen, wie sie in den Koseformen der echt deutschen Bildungen vorliegen: Nikolaus erscheint als Nickel und als Klaus, Johannes als Johann, John, Jan, Hannes, Hans, Hansel, Jakob als Jack, Jäggi, Jock, Jockel, Kob, Köbel, Köbi; Beppi gilt in Basel für Johann Jakob.

Die Sitte mit einem Namen sich zu begnügen, dauert in ganz Deutschland bis zur mittelhochdeutschen Zeit. Das Aufkommen unserer heutigen Doppelnamen steht in unmittelbarem

Zusammenhang mit der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit, mit dem Aufblühen von Handel und Wandel, mit dem Häufigwerden von bürgerlichen Kaufs- und Vertragsurkunden. Am frühesten finden sie sich in den Städten; von da erst dringen sie langsam aufs Land vor; in den Städten zuerst in Süddeutschland und am Rhein. Während sie hier schon im zwölften Jahrhundert beginnen, treten sie in Mittel- und Norddeutschland erst im 13. und 14. Jahrhundert auf. Die Leibeigenen entbehren ihrer in manchen Gegenden bis ins 16. Jahrhundert; die Friesen und die Juden sind erst im vorigen und in diesem Jahrhundert durch staatlichen Zwang zum neuen Brauche völlig bekehrt worden.

Für die Vornamen der jetzt aufgekommenen Doppelnamen wurden die schon bisher im Gebrauch stehenden deutschen und ausländischen Namen verwendet. Die Bildung der Nachnamen ist eine außerordentlich mannigfaltige. Sie steht in einem gewissen Gegensatze zu der Verleihung der früher gültigen Einzelnamen. Diese letzteren waren zum weitaus größten Teile dem Kinde von den Angehörigen beigelegt. Die modernen Zunamen dagegen sind wesentlich die Schöpfung von Fremden; innerhalb der Familie tritt ja selten das Bedürfnis auf, eine genauere Bezeichnung zu geben als sie die Taufnamen bieten. Die Haupteigentümlichkeit der sogenannten Familiennamen ist aber der Umstand, daß sie von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben. Freilich ist die Vererbung nicht immer eine so strenge gewesen, wie wir sie gewöhnlich uns jetzt vorstellen.

Noch in neuhochdeutscher Zeit, im gewissen Sinn bis in unsere Tage, lassen sich Fälle nachweisen, wo Familien ihre Namen gewechselt haben.

Das Aufkommen der Vererbung begreift sich am leichtesten bei den Namen, welche von den Wohnsitzen der Benannten hergenommen sind, wo also meist durch viele Geschlechter hindurch die gleiche Eigentümlichkeit zur Namensgebung herausforderte. Noch heute läßt sich z. B. im Schwarzwald die Wahrnehmung

machen, daß die Besitzer eines Hofes fort und fort nach diesem benannt werden, auch wenn der Inhaber wechselt. In bezug auf die Form lassen sich hier drei Arten der Bildung unterscheiden. Entweder wird die Ortsbezeichnung noch durch irgend eine Präposition eingeleitet, wie in Amthor, Aus'm Wörth (Wert = Insel), Imhof, Thorbeke (= to der beke, am Bach), Überweg, von der Tann, Zumbusch. Oder es wird von den Ortsbezeichnungen eine Ableitung auf -er gebildet; hierher gehören die zahlreichen Bildungen auf -bacher, -hauser, -häuser, -hofer, -röder, -reiter, -reuter (nicht von reiten, sondern von Namen auf -reut, -reit, also von Orten, an denen Rodungen vorgenommen worden sind) ꝛc. Endlich kann die Ortsbenennung jedes äußern Zeichens verlustig gegangen sein, das die Beziehung auf eine Person herstellen würde, vgl. Amerbach, Ollendorf, Steinthal, Berg, Busch, Stein, Strauch.

Nach ihrem Ausgangspunkte betrachtet, sind der Klassen dieser Namen so viele, als es Arten von Ortsbezeichnungen giebt. Eine derselben kann sehr leicht verkannt werden. Wie noch heute die Wirtshäuser und allenfalls die Apotheken bestimmte Schilder haben, nach denen sie benannt werden, so war es im Mittelalter — und diese Sitte hat sich in der Schweiz noch heute vielfach erhalten — ganz allgemeiner Brauch, die Wohngebäude nach Hauszeichen zu benennen. Und diese Zeichen konnten Pflanzen und Tiere oder beliebige andere Gegenstände sein. So trug denn der Erfinder der Buchdruckerkunst nach seinem Hauszeichen den Namen Gensfleisch. Ein Drach, ein Ochs müssen nicht nach ihrer Gemütsart benannt sein, sondern können in einem Hause zum Drachen, zum Ochsen das Licht der Welt erblickt haben.

Ein weiterer Anlaß, Namen von Geschlecht zu Geschlecht weiter gehen zu lassen, ergab sich, wenn die Bezeichnungen von Stand und Gewerbe hergenommen wurden, denn diese vererbten sich ja mit großer Regelmäßigkeit vom Vater auf den Sohn. Dieser Kategorie gehören die Namen an, die unter allen die

weiteste Verbreitung besitzen, Meier (aus lat. major, Verwalter eines Hofgutes), Müller, Schmidt, Schneider, Schultze (= mhd. schultheize). Gar manche ältere jetzt ausgestorbene Gewerbe und Beschäftigungen leben nur noch in solchen Namen fort: Armbruster, Bogner, Falkner, Gelzer (Schweineausschneider), Plattner (der Harnischplatten macht), Pfeilsticker (der Stecken für die Pfeile verfertigt).

Wie konnte aber jemand dazu kommen, Bischoff, Herzog, Kaiser oder König zu heißen? Zu einem Teile mögen bei derartigen Namen Hausmarken den Ausgangspunkt gebildet haben; ein anderer Anlaß bot sich dar in einer im Mittelalter so beliebten Gattung der Volksbelustigung, der Sitte theatralischer Aufzüge und Spiele. Wer einmal bei einem solchen als Fürst, als Kaiser oder Papst mitgewirkt hatte, mochte zeitlebens solchen Titel behalten.

Nach unserer heutigen Anschauung hätte sich der Grundsatz der Vererbung auch da entwickeln müssen, wo der Name des Vaters zu dem Taufnamen des Sohnes hinzutrat. Allein die ältere Zeit kennt vielfach statt dessen die Benennung nach dem Großvater, so daß derselbe Name erst in jeder zweiten Generation wiederkehrte. Es bedarf also des Musters der beiden früher besprochenen Kategorieen von Namen, um hier — ebenso wie bei den noch folgenden — die Vererbung festzustellen. So können denn all die zahllosen altdeutschen Einzelnamen in späterer Zeit uns als Familiennamen begegnen.

Der Name des Vaters kann zugefügt werden mit Hilfe des Wortes Sohn; das ist besonders Brauch des niederdeutschen Gebietes: Mathisson ist der Sohn des Matthias, Andresen, Hansen — Jansen die Sprößlinge eines Andreas, Hans oder Jan. Oder es steht der bloße Genitiv: Ebers ist der Sohn eines Eber (Ebar, Koseform z. B. zu Eberhard), Helmholz — aus Helmoldes, Helmolds umgedeutet — der Sohn eines Helmwald, Wilken der Sohn eines Wilke (= ahd. Williko, Koseform etwa zu Wilhelm).

Das weitaus häufigste ist die einfache Nebeneinanderfügung der beiden Namen, so daß also jemand Robert Franz, Friedrich Friedrich, Hermann Paul heißen kann. Es ließe sich noch eine vierte Art dieser patronymischen Bildungen aufführen, die Ableitungen mit -ing oder -ung. Karolinger sind die Nachkommen eines Karl; das Geschlecht des Wölse wird Wölsungen genannt. Aber es ist schwer zu entscheiden, in wieweit zur Zeit, als die Doppelnamen aufkamen, diese Bildungsweise noch lebendig war: ob also ein Hartung oder Henning so genannt wurden, weil ihr Vater ein Harto (Hartmut — Hartwig) oder ein Henno (Heinrich) war, oder weil der Vater selbst, der noch mit einem Namen sich begnügte, schon Harting oder Henning hieß. Ganz vereinzelt findet sich der Fall, daß der Name der Mutter fortlebt in dem der Nachkommen; man mag dabei an nachgeborene Söhne von Witwen denken. So kommt der Name Hilgard als Eigennamen vor, und ein Lieske kann der Urenkel irgend einer Elisabet sein.

Auch bei den Familiennamen, welche von Eigenschaften hergenommen sind, wäre es in einzelnen Fällen denkbar, daß sich die Vererbung von selbst ergeben hätte. Denn besonders körperliche Merkmale gehen gelegentlich von Vorfahren auf die Nachkommen über. Aber im allgemeinen ist hier gewiß das Muster anderer Kategorieen bei der endgültigen Festsetzung der Namen wirksam gewesen.

Die Art, in welcher Eigenschaftsbezeichnungen als Namen beigelegt werden, unterscheidet sich in nichts von der Art, wie in der Sprache überhaupt Merkmale von Dingen ausgesprochen werden; so ziemlich alle die verschiedenen Gattungen von Metaphern, die dort auftreten, sind auch hier möglich.

Allen den genannten Kategorieen von Benennungen ist das gemeinsam, daß sie von einem bestimmten thatsächlich vorhandenen Anknüpfungspunkte ausgehen. Die größte Masse der Namen ist auf solche Weise gebildet. Und das hat seinen guten Grund. Die meisten Namen sind ja nicht gewählt, sondern

gegeben, und solche Namengebung hat nur dann einen Sinn, wenn der Bezeichnete mit ihrer Hilfe nun auch erkannt werden kann, wenn also der Name irgend eine hervorstehende Eigentümlichkeit des zu Bezeichnenden angiebt. Sowie aber jemand in die Lage versetzt wird, sich selbst einen Namen zu wählen, kann dieser Grund wegfallen, und es kommt zur Schöpfung von Namen, die sich als Phantasienamen bezeichnen lassen. Das war besonders der Fall, als die Juden gezwungen wurden, sich Eigennamen beizulegen. So erhalten wir denn Namen von erfundenen Ortsbezeichnungen wie Blumenthal, Löwenthal, Rosenthal, oder von beliebigen kostbaren und glänzenden Gegenständen: Bernstein, Goldmark, Goldstein, Rubinstein, Saphir rc.

Mannigfaltig genug ist, wie man sieht, die Zahl der Wurzeln, aus welchen Namenbildungen entspringen können. Und es kommen verschiedene Umstände hinzu, die die Buntheit des Bildes noch erhöhen. Einmal machen die dialektischen Verschiedenheiten auch hier ihren Einfluß geltend; in der einen Gegend muß ein Name sich so, in der andern so entwickeln; für die nämliche Anschauung werden hier diese, dort jene Wörter gewählt: so bedeutet Hafner, Pötter, Töpfer einen und denselben Beruf, ebenso Binder, Böttcher, Büttner, Fasser, Küfer, Scheffler. Zweitens die eigentümliche Stellung der Eigennamen innerhalb der Rede. Wir haben früher gesehen (S. 69), daß beim gesprochenen Wort nicht jeder einzelne Laut vom Hörenden aufgenommen wird, sondern nur ein Teil derselben, welcher durch das Anklingen bereits vorhandener Vorstellungen im Bewußtsein ergänzt wird. Nun erscheinen aber die Eigennamen, abgesehen von ihren verschiedenen Kasus, stets genau in derselben Funktion; es können nicht verschiedene Erscheinungsformen sich zu Gruppen zusammenschließen, von einem etymologischen Stützpunkt derselben kann keine Rede sein; und noch weniger ist daran zu denken, daß etwa aus dem Satzzusammenhang die Gestalt eines Namens zu erraten wäre. So ist einerseits das

richtige gedächtnismäßige Verstehen eines Namens, also die richtige gedächtnismäßige Reproduktion desselben sehr erschwert, anderseits der volksetymologischen Umdeutung wie der willkürlichen Entstellung der weiteste Spielraum gegeben.

Es ist also das Gegenteil von dem wahr, was man früher angenommen hat: daß die Namen in ihrer Entwickelung konservativer seien als das übrige Sprachmaterial. Wir sagen freilich Bruno, Hugo, Otto, während doch sonst die vollen Vokale der althochdeutschen Endsilben längst zu e geworden oder ganz abgefallen. Allein diese alten Vornamen sind künstlich durch die lateinische Urkundensprache konservierte; die eigentlich volkstümliche, lautgeschichtliche Entwickelung liegt vor in den Eigennamen Braun(e), Hauck, Ott(e).

Eine völlig bewußte Umgestaltung deutscher Namen liegt vor, wo nach Weise der Humanisten Namen ins Lateinische und Griechische übertragen sind, oder wo durch Buchstabenvertauschungen bekannte Namen verhüllt werden. So hat Hans Christoph von Grimmelhausen eine ganze Reihe von Pseudonymen aus seinem Namen hergestellt: z. B. Samuel Greifnson von Hirschfeld, German Schleifheim von Sulsfort, Israel Fromschmidt von Hugenfels.

Nach dem Gesagten ist es möglich, daß die allerverschiedensten Namensformen aus einer und derselben Wurzel entsprungen sind. Aber umgekehrt ist es sehr wohl denkbar, daß in ein und dieselbe Lautform ganz verschiedene Arten von Namen zusammengeflossen sind. Besonders häufig ist der Fall, daß ein Name sowohl ein ganz moderner, aus einem beliebigen Substantiv oder Adjektiv gebildeter sein kann oder zu sein scheint, während die Deutung aus einer Koseform nahe oder näher liegt. So könnte Rot eine ganz neue Bildung, ausgehend von der Haarfarbe, sein; es kann aber auch die alte Koseform Rodo, Hrodo fortsetzen (zu Hrodbert. Hrodger, Hrodhari ꝛc. — hrôd bedeutete Ruhm); Bär und Wolf können Judennamen aus der neuesten Zeit sein, oder Nachklänge eines altdeutschen

Berwald, Berwin — Wolfgang, Wolfger, Wolfhard. Namen wie Dank, Eisen, Wald gehen schwerlich auf unsere heutigen Substantiva zurück, sondern auf altdeutsches Danko, Iso, Waldo, Koseformen etwa von Dankwart, Isanhard Walther.

So ist also die Deutung unserer Familiennamen nicht unerheblichen Schwierigkeiten unterworfen. Wo man die Geschichte einer Familie nicht kennt, wo lediglich die modernen Namensformen, keine älteren urkundlichen Belege vorliegen, da kann in sehr vielen Fällen nur von Vermutungen, von Wahrscheinlichkeiten, nicht von Sicherheit der Erklärung die Rede sein.

II. Die Ortsnamen.

Bei den Ortsbezeichnungen erhebt sich eine Schwierigkeit für das sprachliche Verständnis, die bei den Personennamen kaum in Betracht kommt: bei den Örtlichkeiten reicht die Namengebung zu einem Teile in die Zeit zurück, wo noch Kelten auf dem Boden Deutschlands saßen, und unsere Kenntnis der altkeltischen Sprache ist noch immer eine äußerst dürftige. Am stärksten ist das keltische Element bei der Bildung von Flur- und Bachnamen, sowie von Namen bewohnter Ortschaften beteiligt, weniger bei Bergnamen, am allerwenigsten bei Flußbezeichnungen: diese letzteren sind ja zum weitaus größten Teile erst eine Folge einer ausgedehnteren Forst- und Feldwirtschaft. Sicher keltisch sind z. B. die Namen von Donau, Rhein, Main, Isar, von Breisach (älter Brisiacum), Mainz (Moguntiacum; hat also keinen Zusammenhang mit dem Namen des Main), Solothurn (Solodurum), Worms (Borbetomagus).

Dagegen hat die Erforschung der Ortsnamen einen Vorteil für sich, der bei derjenigen der Personennamen hinwegfällt. Die letzteren sind zum Teil — wie die altdeutschen zweigliedrigen — den Kindern gleich nach der Geburt beigelegt; sie konnten also meist nicht von wirklich vorhandenen, sondern nur von solchen Eigenschaften ausgehen, deren Vorhandensein man erhoffte. Und

schlossen sich diese Eigennamen auch an bestehende Merkmale an, so haben wir doch in der Regel keinerlei Kenntnis von den Eigentümlichkeiten der Personen, welche Träger dieser Namen waren. Bei den Ortsnamen dagegen haben wir in den meisten Fällen die benannten Gegenstände noch unmittelbar vor Augen und können prüfen, welche Merkmale etwa den Anlaß zur Namengebung mögen geboten haben. Die Ortsbenennung kann ausgehen von der Lage des Ortes: vgl. z. B. Hochhausen, Hochheim — Berghausen, Bergheim — Thalhausen, Thalheim, Wertheim (das Heim auf dem Wert, der Insel), Neckarhausen — Rheinheim. Oder von der Beschaffenheit des Ortes: z. B. von den Pflanzen; die dort wachsen oder den Tieren, die dort hausen: Aschbach (ein Bach, an dem Eschen wachsen), Birkenau, Buchenbach, Hasel — Haslau, Ibenbach (von der Eibe), Seligenstadt (von ahd. salacha, Salweide), Weidenau; Auerbach, Bebra (früher Biberaha, Bieberwasser), Habsburg (Habichtsburg), Roßbach, Spessart (älter Spehteshart, Spechtswald), Ziegenhain. Oder von der Benutzung des Ortes, den menschlichen Anlagen, die sich dort befinden. Zahlreich sind die von Mühlen abgeleiteten Benennungen wie Mühlbach, Molenbek, Mühlhausen, Mühlheim oder auch, mit einem älteren Worte für Mühle, Kernbach, Kehrenbach, Kirnbach (althochdeutsch quirn = Mühle); die vielen Namen auf -reut, -rode bezeichnen, daß an den betreffenden Orten ein früherer Waldbestand ausgerodet worden; Detmold lautete in früherer Zeit Thietmella, d. h. Versammlungsstätte des Volkes (althochdeutsch thiot Volk, mahal Rede, Ort der Rede). Die drei bis jetzt aufgeführten Kategorieen von Namen sind ungefähr gleich alt: das heißt die einzelnen Namen können zu sehr verschiedenen Zeiten gebildet sein, aber das Prinzip der Bildung geht bei allen gleichmäßig in die frühesten Zeiten der Namengebung überhaupt zurück. Bedeutend jünger sind die Benennungen nach den Besitzern, den Bewohnern eines Ortes: ihr Aufkommen zeigt uns, wie die Verbindung zwischen dem Eigentümer und dem Grund und Boden

eine immer festere wird. Hier marschiert nun die ganze Masse der altdeutschen Namen wieder vor uns auf: vgl. Bamberg (älter Babenberg, Berg des Babo — Koseform zu den Namen, die mit badu — Schlacht beginnen), Diedenhofen (zu althochdeutsch Dioto, s. oben S. 218), Hersfeld (das Eigentum eines Hariulf, Heer=wolf), Rüdesheim (das Heim eines Rudolf), Witgenstein (der Stein eines Witiko, d. h. etwa eines Witekind). Der Besitzer kann auch nur nach seiner Würde bezeichnet sein: vgl. Bischofsheim, Herzogenhorn, Kaiserswörth, Königstein. Oft ist nicht ein einzelner Besitzer oder Bewohner genannt, sondern eine Mehrzahl von solchen: diese können wieder bezeichnet sein nach dem Volksstamm, den sie angehören: vgl. Sachsenhausen, Groß= und Lützelsachsen (an der badischen Bergstraße) oder nach dem Namen des Stammvaters: hierher gehört der weitaus größte Teil der zahlreichen Namen auf =ingen (=ing), =ungen; oder endlich nach der Beschäftigung, dem Gewerbe: diese modernste Weise begegnet besonders bei den Straßennamen.

Nur selten geben uns freilich geschichtliche Quellen Aufschluß, welche bestimmte Personen es gewesen sind, nach denen eine Ortschaft benannt worden ist. Aber auch bei den Namen, die von der Lage, der Beschaffenheit, der Verwendung einer Örtlichkeit genommen sind, kann der Fall eintreten, daß sich die Merkmale unserer Beobachtung entziehen, welche den Anstoß zur Namenbildung gaben. Denn diese Merkmale selbst können eine Wandlung erlitten haben. Wo früher noch sumpfiger Boden war und Namen auf =bruch, =moos, =ried gebildet werden, da ist heute trockenes Land; in Nadelholzbeständen begegnen noch heute Bezeichnungen von Forstorten, von Schlägen, die von Buchen oder Eichen genommen sind, ein Hinweis darauf, daß der Laubwald vor dem Nadelwald zurückgewichen. Der Widerspruch, der hierdurch zwischen Namen und Sache entsteht, kann sogar sprachlichen Ausdruck finden: es wird gelegentlich der alte Name den neuen Verhältnissen entsprechend umgestaltet,

so daß z. B. Flurbezeichnungen wie Birkenäcker, Birkenfeld, Eichenäcker, Eschfeld entstehen.

Viele Namen sind gar nicht an dem Punkte erwachsen, zu dessen Bezeichnung sie heute dienen. Der Name, der an einer bestimmten Örtlichkeit ursprünglich haftete, dehnte sich sehr leicht auch auf benachbarte Orte aus, daher die zahllosen Bezeichnungen von Dörfern, die mit -au, -bach, -feld, -wald zusammengesetzt sind. Die Übertragung konnte aber auch in weit entfernte Gegenden stattfinden, wenn etwa Ansiedler den teuren Namen der Heimat einer neuen Ortsgründung verliehen: Frankfurt an der Oder hat mit dem Volksstamm der Franken sehr wenig zu thun.

Schließlich giebt es auch hier wie bei den Personennamen Fälle, wo ein Zusammenhang zwischen Namen und Sache kaum mehr stattfindet, wo die freie Phantasie schöpferisch gewaltet hat, so daß ganz abstrakte Wörter als Ortsbezeichnungen erscheinen; in vielen dieser Fälle wird hier die Aufschrift, die Devise eines einzelnen Hauses den Ausgangspunkt gebildet haben. Zahlreich sind die Namen auf -lust und -ruhe; es begegnen sogar Ortsnamen wie Ärgernis, Eintracht, Gelegenheit, Mißgunst, Unverzug.

Der weitaus überwiegende Teil der Ortsnamen bietet zusammengesetzte Wörter dar, wie ja auch die altdeutschen Personennamen doppelgliedrig waren. Aber daneben sind auch einfache Wörter nicht selten, und gerade unter den allerältesten Ortsnamen sind sie ziemlich stark vertreten. Bei manchen Namen freilich ergeht es uns, wie bei den Koseformen der Personennamen: sie machen den Eindruck der Einfachheit, während sie aus zusammengesetzten entsprungen sind. Wie der Sohn eines Dietrich kurzweg als Dietrichs bezeichnet wird, so kann Dietrichs auch das Feld, das Haus eines Dietrich bedeuten: der zweite Teil des Kompositums wird nicht ausgesprochen, weil er sich leicht ergänzen läßt.

Noch eine andere Ellipse hat stattgefunden. Wir empfinden jetzt die Ortsbezeichnungen als Nominative; nur ein geringer Teil ist dies aber von Hause aus gewesen; die übrigen antworteten auf die Frage wo und standen im Dativ, verbunden mit einer Präposition, meistens mit der Präposition zu. Eine solche ist in ganz vereinzelten Fällen noch erhalten, vgl. Andermatt = An der Matt, Zermatt = zu der Matt (andere Beispiele bei den Personennamen S. 220). Sonst ist es verloren gegangen; aber oft genug verrät noch die Form des Namens selbst den dativischen Ursprung. Dative des Plurals sind die Bildungen auf -felden, -hausen, -hofen, -ingen, -lon (= althochdeutsch lôhun, Dat. Plur. von lôh, Hain), -stetten, -walden; der gleiche Kasus liegt vor in einer Reihe von Ländernamen, wie Bayern, Franken, Hessen, Sachsen, Schwaben, die nichts anderes als die Plurale der Völkernamen sind: es hieß ursprünglich ze den Baiern, ze den Franken ꝛc. Oft bietet zwar der zweite Teil des Kompositums jetzt eine Nominativform dar, aber im ersten Teil steht noch der Dativ eines Adjektivs, vgl. Breitenfeld, Hohentwiel — Homburg (= Hohenburg), Stolzenfels, Weißenburg — Wittenberg (niederdeutsch witt = weiß).

Natürlich sind auch die Ortsnamen, so gut wie die Personennamen, den gewöhnlichen Lautgesetzen unterworfen. In besonderer Blüte stehen hier die Abschwächung voller Kompositionsglieder und die Assimilation von Konsonanten, zwei Erscheinungen, für welche bei dem gewöhnlichen Sprachmaterial weit seltener die Voraussetzungen gegeben sind; dazu kommt, daß bei den gewöhnlichen Zusammensetzungen die lautgesetzlichen Formen sehr häufig wieder durch den Einfluß der selbständigen Wörter verdrängt werden. Z. B. ein altes Ruotboldisrode ist jetzt Ruperath, Markberteshusun = Merkshausen, Alahmuntinga = Allmendingen. Wo der erste Teil der Komposition heutzutage auf -ers ausgeht, können vor alters sehr verschiedene zweite Kompositionsglieder von Personennamen

gestunden haben: Herbersdorf = älterem Heribrchtesdorf, Elfershausen = Adalfrideshusum, Liggersdorf = Liutcartisdorf, Ollersbach = Adalgerisbach, Volkersdorf = Folchardesdorf, Einersheim = Einheresheim, Drommersheim = Truhtmaresheim, Ballersheim = Baldrodesheim, Oggersheim = Agridesheim, Frankershausen = Francwardeshusun. Die Endung -sen der Ortsnamen ist meist aus -hûsen (= -hausen) geschwächt; sie kann aber auch der Rest eines Wortausganges -es-heim sein. Das in der Schweiz besonders am Züricher See so häufige -ikon ist entstanden aus -ic-hofen und dieses aus -inc-hofen; die ersten Glieder enthalten also patronymische Bildungen auf -ing.

In noch viel höherem Maße als bei den Personennamen giebt es bei den Ortsnamen ein Nebeneinander von älteren und jüngeren Formen und zwar für ein und dieselbe Örtlichkeit: in unendlich vielen Fällen ist der amtlich gebrauchte Name ein anderer als der im Volksmund lebende, indem die Behörden die überlieferten Formen der Urkunden festhalten: mitunter freilich auch nur eine künstliche Verhochdeutschung des volkstümlichen Namens, die nie und nirgends bestanden hat.

Die dialektischen Verschiedenheiten des Wortschatzes treten bei den Ortsnamen viel deutlicher hervor als bei den Personennamen. Denn die Fälle, wo ein Ortsname nicht in der Gegend gebildet worden, in der wir ihn vorfinden, sind viel seltener als diejenigen, wo der Träger eines Personennamens weit von seiner ursprünglichen Heimat sich angesiedelt hat.

Für das Alemannische charakteristisch sind die Bildungen auf -steten und -weil, -weiler, bayrisch und alemannisch diejenigen auf -wang; der Lech scheidet die alemannische Form -ingen von der bayrischen -ing. Mittel- und niederdeutsch sind die Namen auf -lar, mittelfränkisch die auf -scheid, thüringisch und hessisch die auf -ungen. Niederdeutschem Boden gehören die Bildungen auf -brink, -büttel, -fleth, -hude,

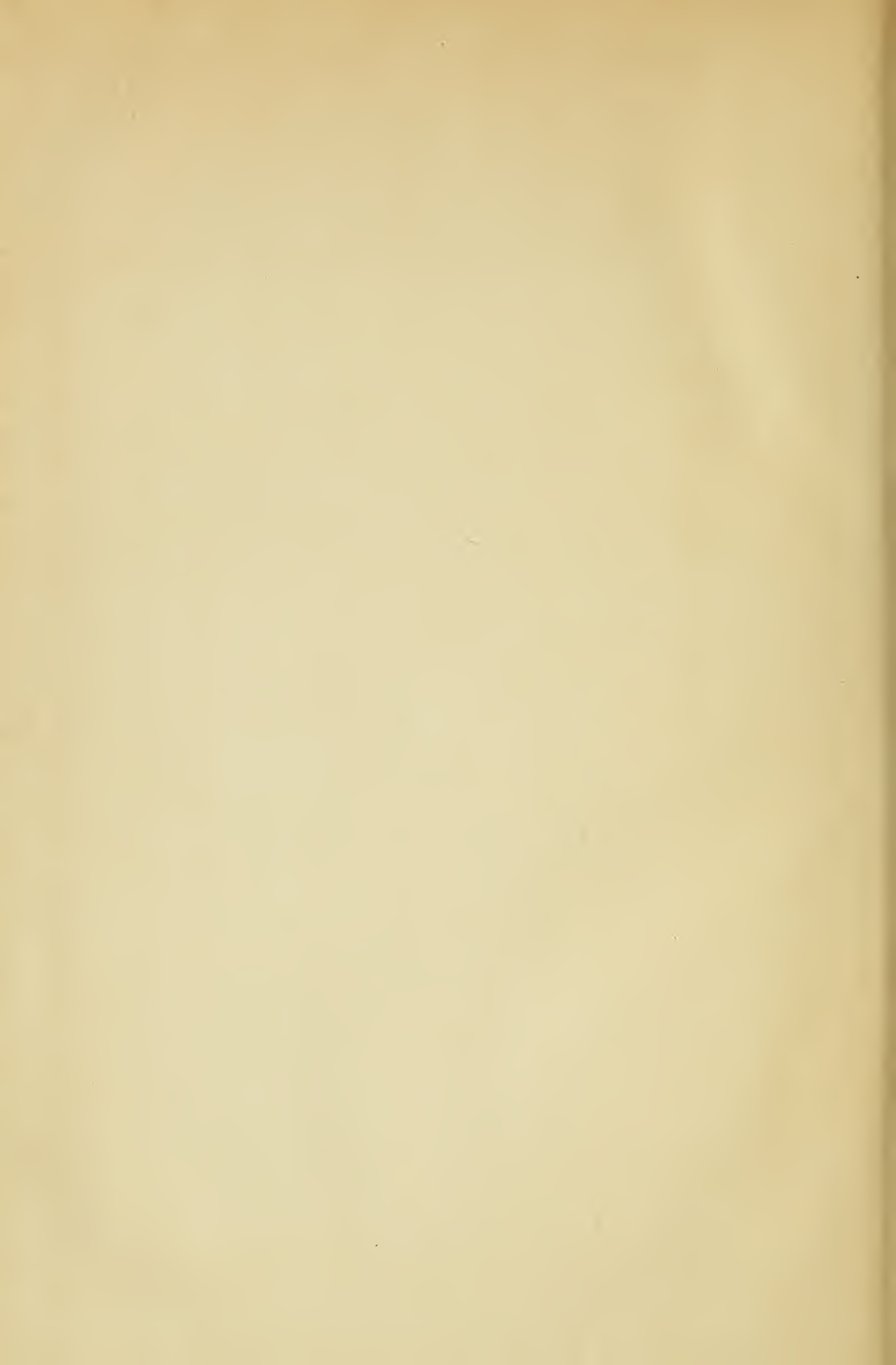
-koog, -kuhl an. Eingehende statistische Untersuchungen über die geographische Verbreitung gewisser Bildungsweisen sind imstande, mancherlei alte Volkszusammengehörigkeit nachzuweisen. So tritt die Erforschung der Ortsnamen in den Dienst der Geschichte, wie ja auch sonst oft genug die Sprache zum Hilfsmittel für den Historiker wird. Die weitere Verfolgung derartiger Fragen würde über den Rahmen unserer Aufgabe hinausführen.

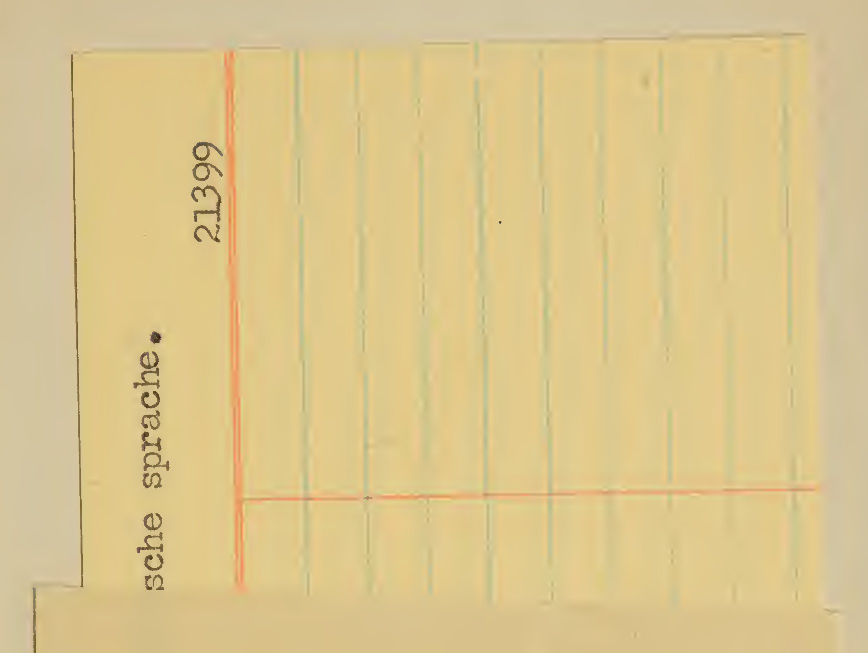
Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.



Druck von Gebrüder Stiepel, Reichenberg.






sche sprache.
21399

